http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/1

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/2

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/3

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/4

Der Bote
aus
Thüringen.

Schnepfenthal,
im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt
1801.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/5

Bote. Wirth.

Bote. Guten Morgen! guten Morgen Herr Gevatter! zum erstenmale im neuen Jahrshunderte.

W. Guten Morgen! Das hätten wir also auch erlebt.

B. Und so viele tausend Leute, die mit uns zugleich auf die Welt kamen, haben es nicht erlebt.

W. Ja wohl! ja wohl! Wenn ich mich nach meinen Schulkammeraden umsehe: so kann ich kaum noch fünfe zusammenbringen. Da ist Er, Nachbar Jörge, Nachbar Martin, Nachbar Christian und Nachbar Kilian. Meiner Treue! nicht mehr als fünfe; der Dietrich müßte etwa noch leben, der in der Schule neben mir saß, und im siebenjährigen Kriege unter die Ziethenschen Husaren gieng. Seit 6 Jahren hat er aber nichts mehr von sich hören noch sehen lassen.

B. Und da wir mit einander in die Schule giengen, waren wir eben nicht die stärksten. Ich erinnre mich gar wohl, daß mein Vetter Ernst sagte, da ich zum erstenmale zum Nachtmahle

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/6

mahle gieng: der wird den Guckuck auch nicht hören rufen. Ich habe ihn viele tausendmal rufen hören. Wo ist aber Vetter Ernst? kein Knöchelchen von ihm ist mehr da.

W. Und wenn er sich noch auf den langen Valten Merz besinnen kann — Der war ja, so wahr ich ehrlich bin, ein Kerl wie ein Riese. Mit sechs bis acht Jungen, wie ich damals war, nahm er es auf. Anno 56 an unserer Kirmse gab er mir einmal eine Ohrfeige, die ich immer noch fühle. Und wie lange thut dem kein Zahn mehr wehe! Aber woher kommt es? wir haben beyde ordentlich gelebt. Was aber andere für einen Lebenswandel führten, wissen wir auch. Ich mag nicht weiter davon reden — die Todten muß man halt ruhen lassen.

B. Das wollen wir auch thun. Es wäre doch nicht recht, Herr Gevatter! wenn man sagen wollte, daß jeder, der früh stirbt, selbst an seinem Tode Ursache wäre. Mancher Mensch bringt ja, so zu sagen, den Tod mit auf die Welt, hat Fehler an der Lunge, oder Leber, oder an einem andern innern Theile — Wie kann denn ein solcher Mensch alt werden? und kann man von einem solchen wohl sagen,

daß er an seinem Tode Ursache sey? Hernach kommen auch bisweilen ansteckende Krankheiten, gegen die sich oft der Klügste nicht schützen kann. Weiß er noch, wie Ao. 71 und 72 das Faulfieber aufräumte? Dazumal mußte Mancher von unsern Schulkammeraden daran.

W. Das ist wahr. Dazumal war es, wie wenn die Pest regierte.

B. Unterdessen ist es nicht zu läugnen, daß die mehresten Menschen ihr Leben selbst verkürzen. Wie viele verschwenden ihr Kräfte durch Unzucht! Wenn sie auch nicht gleich davon sterben, so werden doch viele davon so kraftlos, daß hernach eine kleine Krankheit, die über sie kommt, sie niederwerfen kann. Manche ärgern sich zu Tode, andere trinken sich zu Tode, und viele quacksalbern an sich so lange, bis sie ihren Körper zu Grunde gerichtet haben.

W. Nun sie sind nun fort, unsere alten Schulkammeraden. Der liebe Gott habe sie selig! wenn nur nicht noch die Zeit kommt, da wir wünschen, daß wir auch bey ihnen lägen!

B. Wie meint Er das?

Man hört ja gar nichts Gutes mehr. Halb Deutschland haben die Franzosen inne, sie kommen uns immer näher, immer näher; ehe wir uns versehen, haben wir sie über dem Halse. Von allen Orten her schreibt man von Hunger und Theurung. Wenn ich dran denke, was uns alles noch bevorsteht, so denke ich bey mir selbst: es hat es doch kein Mensch besser, als wer gestorben ist.

B. Und wenn morgen bey ihm der Tod anklopfte: so ließe er doch den Herrn Doctor Ehrenpreis kommen. Daraus sieht er ja, daß ihm das Leben doch noch lieb seyn muß.

W. Ja jetzo wohl. Wenn aber das Herzeleid kommt, das uns bevorsteht, wie denn da?

B. Wenn alle das Herzeleid über uns gekommen wäre, das uns bevorzustehen scheint: so wären wir schon beyde nicht mehr da. Es ist mit dem menschlichen Leben eine curiose Sache. Es kommt mir gerade so vor, wie ein Weg. Der geht oft gerade auf einen Berg los. Es wird uns angst und bange, wenn wir den Berg hinaufsehen, und wir denken, Wunder wie sauer es uns werden würde, ihn zu übersteigen. Kommen wir aber dran: so sehen

wir gemeiniglich, daß der Weg unten um den Berg herumgeht. So sehen wir auch in der Zukunft manches Herzeleid, das wie ein großer Berg vor uns liegt, wenn wir aber dran kommen, so geht es vorbey.

W. Alles doch nicht.

B. Freylich nicht alles; aber wenn auch mancher trübe Tag kommt: so geht er auch wieder vorbey, und wenn man den Muth nicht sinken läßt und immer recht thut, so hilft der liebe Gott immer von einer Zeit zur andern. Was haben wir nicht alles überlebt! den siebenjährigen Krieg, die große Theurung und Hungersnoth, die pestartige Krankheit, davon fein halbes Dorf ausstarb, die Rindviehseuche, und sind noch immer da und es geht uns wohl. Daß Er doch immer so ängstlich wegen der Zukunft ist! bey jedem neuen Jahre hat er gethan, wie wenn er in ein Mäuseloch kriechen wollte. Nun denke er nur einmal nach! Das Jahrhundert, das wir je o antreten, das ist die Zukunft, die wir vor zehen Jahren vor uns sahen, und vor der ihm so sehr grauete. Wir haben sie erlebt, und was fehlt uns denn? Wir sind gesund, haben unser gutes Auskommen, freuen uns unserer Kinder, haben mehr

ge-

gelernt, und sind gewiß besser geworden, als wir vor zehen Jahren waren.

W. Das ist wohl alles gut; jetzo sieht es aber doch gar zu schlimm aus.

B. Lasse er es doch aussehen, wie es will, und denke nur dran, wer die Welt regiere! Buonaparte? oder Pitt? oder ein anderer mächtiger Mann? — gar nicht; der liebe Gott regiert die Welt. Es mag in derselben so kraus se durcheinander hergehen, wie es nur immer will, es geht doch alles nach Gottes Willen, und der macht es immer gut; und alle Potentaten, wenn sie auch so groß wären, wie der Riese Goliath, können doch weiter nichts thun, als was der liebe Gott haben will. Machen sie es zu krause, so kann sie ein kleiner Unfall eben so zu Boden strecken, wie ehmals den Riesen Goliath das Steinchen, das ihm der kleine David an seinen trotzigen Schädel warf.

W. So werden die guten Schweizer und Schwaben und Franken auch gedacht haben; gleichwohl sitzen sie jetzt im Jammer bis über die Ohren.

B. Und wenn er in die Schweiz und nach Schwaben und Franken kommen sollte, so würden ihm die Familien, die wirklich rechtschaf-

fen sind, gewiß vieles davon erzählen können, was der liebe Gott an ihnen Gutes gethan hat. So lange wir auf der Erde sind, lieber Herr Gevatter! so sind wir halt in der Schule; in der Schule geht es nicht immer, wie man will. Die Schüler müssen bisweilen etwas streng gehalten werden, wenn sie gut lernen und gut gerathen sollen. Man lernt gewiß niemals mehr, als in Tagen, die uns nicht gefallen. In guten Tagen wird man gar zu leicht schläfrig, faul, auch wohl übermüthig, und geräth auf Abwege, wie sein Vetter Bernhard No. 98, da ihm der Weizen so gut gerathen war, und er nicht wußte, was er mit dem Gelde anfangen wollte. In bösen Tagen aber lernt man hübsch nachdenken, arbeiten, sparen, beten, und gewinnt immer, wenn auch vom Irdischen da und dort etwas zu Grunde gehen sollte.

B. Nun so gehe es denn, wie Gott will!

B. Da wird es gewiß immer gut gehen. Wenn wir 1901 schreiben, wollen wir von dieser Materie weiter reden.

W. Wenn wir noch leben und gesund sind.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/12

Der Bote aus Thüringen.

Zweytes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

Das 15000 Mann starke Schwedische Heer, mit welchem der König Gustav Adolf sein Reich verließ, um der Retter der Protestanten in Deutschland zu werden, stand unter den Befehlen der einsichtsvollsten Offiziere, die sich unter ihrem Könige zu vorzüglichen Feldherren gebildet hatten. Was die Schweden aber gleichsam unüberwindlich zu machen schien, war das allerunbegränzteste Zutrauen zu ihrem Oberbefehlshaber, dem Könige, unter dem sie schon so oft siegten, der alle Gefahren und alles Ungemach des Krieges mit ihnen treulich theilte und ihnen überall zum Muster diente.

Um nöthigen Falls sein Heer auch durch andere Truppen verstärken zu können, hatte Gustav Adolf, schon vor seiner Ankunft, in Deutschland hier und da Truppen anwerben lassen. Seine Schweden sollten gleichsam nur den Kern der Armee ausmachen, wodurch die übrigen Truppen, die er nach und nach an sich ziehen würde, gebildet werden könnten. Gustav Adolfs Armee zeichnete sich auch vor allen andern Heeren damahliger Zeit durch folgenden Umstand aus. Jedes Regiment hatte seinen Prediger, der nicht nur täglich zwey Mahl mit den Soldaten ein öffentliches Gebeth halten, sondern auch über die Sitten derselben wachen mußte. Gustav Adolf selbst bethete, bey besonders wichtigen Unternehmungen, vor dem Angesichte seines ganzen Heeres. Je mehr Bethens, pflegte er zu sagen, desto mehr Sieges, und wirklich traf dieß bey ihm ein.

Der 24te Junius des Jahres 1630 war der für das Protestantische Deutschland so besonders merkwürdige Tag, an welchem die Schwedische Armee bey der Insel Usedom in Pommern landete. Gustav Adolf bestieg zuerst den Deutschen Boden. Im Angesichte seines Gefolges fiel er auf die Knie

und dankte Gott für die bisherige Erhaltung seiner Armee und Flotte. Seine ersten Unternehmungen auf Deutschem Boden waren alle glücklich. In kurzer Zeit waren die ohnehin hier nicht starken und überdieß zerstreut liegenden Kaiserlichen aus ganz Pommern vertrieben und bis ins Brandenburgische zurück gedrängt. Der Herzog Bogislaw von Pommern, dessen Land außerordentlich durch die Kaiserlichen gelitten hatte, trat mit dem Sieger in ein Bündniß, und dieser konnte es nun um so mehr wagen, weiter vorzurücken.

Die erste Nachricht von den Siegen der Schweden machte eben keinen großen Eindruck bey dem Kaiser. Man hielt zu Wien den König für einen so geringfügigen Feind, daß viele ihn dort, weil er aus dem kalten, einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Schweden kam, nur die Schneemajestät nannten, welche die Kälte der mitternächtlichen Länder jetzt noch zusammen halte, die aber schnell schmelzen würde, je näher sie weiter gegen Mittag zu vorrücken würde. Aber zum Schrecken Wiens traf diese Prophezeyung nicht ein; vielmehr gings umgekehrt. Gleich einem Schneeklumpen, der je weiter man ihn

wälzt, immer nur desto größer wird, nahm die Stärke und Macht der Schweden beym weitern Vorrücken zu. Die Kaiserlichen wurden auch aus dem Mecklenburgischen vertrieben; und je siegreicher die Schweden waren, desto mehr faßten die Protestanten hier und da in Deutschland Muth, und wurden bereiter, sich mit Gustav Adolf zu vereinigen, wenn er noch weiter vordringen sollte. Ihr Vertrauen zu ihm wuchs um so mehr, da die Schweden überall die vollkommenste Mannszucht beobachteten, und die Last des Krieges den Ländern, die sie nach ihren ersten Siegen besetzten, so viel, als nur immer möglich war, zu erleichtern suchten. Bey all seinem Glücke ging indessen Gustav Adolf mit gar vieler Vorsicht zu Werke. Ueberall suchte er sich den Rücken frey zu erhalten, um, bey einem doch möglichen schlimmen Ausgange, wegen des Rückzuges gesichert zu seyn. Die Kaiserlichen hatten sich nach dem Verluste Pommerns und Mecklenburgs in die Mark Brandenburg zurück gezogen, und trieben dort schlimme Wirthschaft. Dahin folgten ihnen nun die Schweden.

Unterdessen erregten doch endlich die weitern Fortschritte der Schweden größere Aufmerk-

merksamkeit, sowohl bey dem Kaiser, als auch bey den Mitgliedern der Lige. In der That wurden ernsthaftere Vertheidigungsanstalten für sie immer dringender. Die Fortschritte der Schweden hatten den Protestantischen Reichsständen nun schon so viel Muth eingeflößt, daß diese von Verbindungen unter sich und Vertreibung der ihnen schon so lange lästigen Truppen des Kaisers und der Lige sprachen; auch sich immer lauter gegen die hier und da fortgesetzten Versuche des Kaisers, das Restitutionsedict zu vollziehen, erklärten. Im Geheimen hatten selbst schon mehrere Protestantische Reichsstände Bündnisse mit dem Könige von Schweden geschlossen. Auch der bisherige treue Freund des Kaisers unter den Protestantischen Fürsten, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, fing an, in seiner Ergebenheit gegen Ferdinand II. wankend zu werden. Zwar schien er gar nicht geneigt zu seyn, sich mit Gustav Adolfen zu verbinden. Denn er hielt es für die Unabhängigkeit Deutschlands für eben so gefährlich, wenn die Schweden über den Kaiser völlig siegten, als wenn dieser die Schweden überwände. Eben so dachte auch der Kurfürst von Brandenburg,

Georg Wilhelm. Indessen schlossen doch diese beyden Protestantischen Fürsten mit mehrern andern Protestantischen Reichsständen zu Leipzig im Jahre 1631 ein enges Bündniß, worin sie miteinander ausmachten, den Kaiser um Aufhebung des Restitutionsedictes, um Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Festungen und Residenzen und um Abstellung der Bedrückungen nachdrücklich zu ersuchen, welche seit so vielen Jahren mehrere Länder der Reichsstände durch die Truppen des Kaisers und der Lige hatten erdulden müssen. Sie beschlossen sogar eine 40000 Mann starke Armee zusammen zu bringen, um nöthigen Falls sich selbst Recht zu verschaffen, wenn es ihm vom Kaiser verweigert würde. Der alte Feind des Hauses Oestreich, Frankreich, das im Geheimen den König von Schweden so eifrig zum Kriege gegen den Kaiser aufgemuntert hatte, schloß ein förmliches Bündniß mit dem Könige Gustav Adolf und versprach ihm, zur Ausrüstung einer Armee von 30000 Mann in Deutschland, 400000 Thaler jährlicher Hülfsgelder.

Alle diese Umstände nöthigten den Kaiser Ferdinand II., mit allem Eifer auf Vertheidigungs-

gungsanstalten bedacht zu seyn. Die schwächern Protestantischen Reichsstände in Oberdeutschland wurden zwar bald zur Lossagung von dem zu Leipzig geschlossenen Bunde durch die kaiserlichen Truppen gezwungen. Aber in Niederdeutschland, wo die siegreichen Schwedischen Truppen, wo überdieß die mächtigsten Protestantischen Reichsstände waren, gab es einen härtern Stand.

Schon bald nachdem Gustav Adolf so schnelle Fortschritte in Pommern und Mecklenburg gemacht hatte, war von dem Kaiser, dem seit langer Zeit immer siegreichen und eben so muthigen als einsichtsvollen Feldherrn Tilly der Oberbefehl über die vereinigten Truppen des Kaisers und der Lige gegeben worden. In aller Eile hatte Tilly mehr Truppen an sich gezogen, und war gegen die Schweden aufgebrochen, um sie aus den schon eroberten Provinzen zurück zu treiben. Aber er fand ihre Stellung überall so vortheilhaft, daß er es nicht wagen mochte, die Schweden anzugreifen, und daher vorzog, lieber vorerst bloß zu verhindern, daß der König nicht beträchtlich weiter vordringen könne. In dieser Rücksicht

schien es ihm auch nöthig, Magdeburg in seiner Gewalt zu haben.

Magdeburg war nicht nur eine, wegen ihres beträchtlichen Handels, damals sehr reiche und mächtige Stadt, sondern auch eine der wichtigsten Festungen Niederdeutschlands, deren Besitz dem Kaiserlichen und dem Schwedischen Heere gleich große Vortheile versprach. Daß die Magdeburger sehr eifrige Protestanten waren; hatten sie schon einst zu Kaiser Karls V. Zeiten bewiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/20

Der Bote aus Thüringen.

Drittes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

Dem Restitutionsedicte gemäß sollte jetzt das reiche Erzbisthum, wovon die Stadt Magdeburg der Hauptsitz war, wieder in die Hände der Katholiken kommen, und der Kaiser hatte seinen eignen Sohn zum Erzbischofe in demselben bestimmt. Magdeburg sollte deßhalb dem General Tilly übergeben werden; aber seine Einwohner waren in ein Bündniß mit dem Könige Gustav Adolf getreten, und in der Erwartung, dieser werde ihnen zu Hülfe eilen, verweigerten sie die Uebergabe. Nun wurde es also von den Kaiserlichen belagert; doch von seinen Einwohnern und der Besatzung ge aume Zeit hindurch auf das tapferste vertheidigt. Von Tage zu Tage

warteten die Magdeburger auf Entsatz durch die Schweden, aber immer vergebens. Unterdessen näherten sich die Schweden doch wirklich immer mehr. Dieß wußte Tilly und betrieb also die Anstalten, die Stadt zur Uebergabe zu zwingen, desto eifriger. Schon waren die äussern Festungswerke von den Kaiserlichen erobert und der Stadt durch ein Bombardement hart zugesetzt worden. Dennoch behielten die Belagerten Muth, und vertheidigten sich, so gut sie konnten. Endlich ging aber ihr Pulvervorrath zu Ende, und kam nicht bald die gewünschte Hülfe, so war die Stadt verloren. Denn Tilly wollte, da die Schweden immer näher kamen und spätestens schon in 3 Tagen vor Magdeburg seyn konnten, das Aeußerste, einen allgemeinen Sturm, versuchen. Alle Anstalten zum Sturm waren gemacht. Zum letzten Mahle fordert Tilly die Magdeburger auf, aber sie sind fest entschlossen, sich nicht zu ergeben, weil nach ihrer Meinung die Hülfe nun gewiß bald kommen müsse. Hierin werden sie noch dadurch bestärkt, daß sie das kaiserliche Heer solche Anstalten treffen sehen, welche den nahen Rückzug desselben anzuzeigen scheinen. Aber am 10 May des Jahres 1631, als gegen

Morgen

Morgen der größte Theil der Bürgerschaft, abgemattet vom nächtlichen Wachen, die Wälle verlassen hatte, und sich zu Hause erquicken wollte, läßt Tilly von mehrern Seiten die Stadt bestürmen. Sowohl die tapfere Besatzung, als auch die, durch das Läuten der Sturmglocken, vom Schlaf erweckten und eiligst auf den Kampfplatz eilenden Bürger versuchen vergeblich das Aeußerste, den stürmenden Feind zurück zu treiben. Zu mehrern Thoren dringt dieser wüthend in die Stadt ein; auf allen Straßen entsteht der blutigste Kampf, selbst Weiber und Kinder bleiben nicht unthätig, und werfen Ziegel und Steine auf die feindlichen Soldaten. Um das Elend der Stadt voll zu machen, entsteht in derselben ein fürchterlicher Brand, der so unaufhaltsam um sich greift, daß der größte Theil der Stadt in einen Schutthaufen verwandelt und ein großer Theil der Einwohner vom Feuer verzehrt wird. Was nicht in den Flammen sein Grab findet, wird von der Wuth des Feindes getödtet, der weder Weiber noch Kinder schont, sondern mit der größten Grausamkeit über alles herfällt, was ihm in den Weg kommt, und die unmenschlichsten Gräuel verübt. Hätte wirklich General

Tilly der Wuth seiner Soldaten Einhalt thun wollen, er hätte es nicht gekonnt. Aber er wollte es auch nicht. Denn als mehrere Officiere ihn darum baten, antwortete er: „Kommt „in einer Stunde wieder, dann werde ich se„hen, was zu thun ist; der Soldat muß für „seine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ Nur das immer mehr überhand nehmende Feuer machte dem gräßlichen Blutbade endlich ein Ende.

Dieser schreckliche Tag soll 19000, andere sagen gar, 30000 Menschen das Leben gekostet haben. Mehr als 6000 Leichname warf man, um die Gassen zu reinigen, in die bey Magdeburg vorbey fließende Elbe; ein ungleich größerer Theil von Lebenden und Todten aber war von dem Feuer verzehrt worden. Von der ganzen Stadt waren nur 139 Häuser, nebst dem Dom und dem sogenannten Lieben-Frauenkloster übrig geblieben. In der Domkirche fand man einige Tage nach der Einnahme der Stadt an 1000 Menschen, die sich dorthin geflüchtet, und dort 3 Tage und 3 Nächte unter beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Man schenkte ihnen das Leben und vertheilte Brot unter sie. In der nähm-

nähmlichen Kirche ließ Tilly eine feyerliche Messe halten und unter Abfeurung der Kanonen das Herr Gott dich loben wir absingen.

Der Herr Gevatter kann denken, welch ausserordentliches Frohlocken die Einnahme dieser wichtigen Stadt bey der Katholischen Partey verursacht haben mag; aber eben so leicht wird er sich das Schrecken vorstellen können, womit die Protestanten erfüllt wurden, als sie das traurige Schicksal ihrer Mitbrüder in Magdeburg vernahmen. Was war natürlicher, als daß sie dabey an das eigene Schicksal dachten, das sie zu erwarten hatten, wenn die kaiserlichen und ligistischen Truppen ferner siegreich wären.

W. Dieß Alles begreife ich recht wohl; aber wie kam es denn nur, daß Gustav Adolf nicht mehr eilte, das unglückliche Magdeburg zu retten?

B. An seinem besten Willen lag es wohl nicht. Denn hätte ihm auch nicht sein Bündniß mit Magdeburg zur Pflicht gemacht, demselben zu Hülfe zu eilen: so erforderte es schon sein eigener Vortheil, sich in den Besitz dieser Stadt zu setzen.

W. War ihm vielleicht eine kaiserliche Armee im Wege; oder Tilly's Heer zu stark, als daß er es hätte wagen können, den Entsatz Magdeburgs zu unternehmen?

B. Keines von beyden. Der größte Theil der feindlichen Truppen war vor Magdeburg; und sollten auch diese seiner Armee an Anzahl überlegen gewesen seyn, so hatte Gustav Adolf mit seinen Schweden Muth genug, das Aeußerste für seine Bundesgenossen zu wagen, wenn ihm nicht unübersteigliche Hindernisse in dem Wege gestanden hätten.

W. Die möchte ich doch wissen!

B. Gleich soll Er sie hören. Um Alles desto besser zu verstehen, nehme der Herr Gevatter sein Kärtchen von Deutschland zur Hand, das ihm überhaupt zum bessern Verstehen meiner weitern Erzählung vom dreyßigjährigen Kriege gute Dienste thun wird. Nun sehe der Herr Gevatter her! Hier im Nordosten Deutschlands, auf der Pommerschen Insel Usedom die nicht weit vom Ausflusse der Oder in die Ostsee liegt, und nebst Pommern und allem, was Er hier gelb gemahlt sieht, zum Obersächsischen Kreise gehört, war Gustav Adolf mit seinen Schweden gelandet, hatte die Kaiserl

serlichen aus Pommern und Brandenburg, und selbst zum Theil aus Mecklenburg, das hier an der Gränze von Pommern, im grün gemahlten Niedersächsischen Kreise liegt, zurückgedrängt. Hier südöstlich im Grünen liegt, nach Brandenburg und Kursachsen hin, das Magdeburgische. Während nun General Tilly vor Magdeburg lag, suchte Gustav Adolf den letzten Ueberrest dessen, was die Kaiserlichen noch im Brandenburgischen besetzt hielten, zu erobern, und hatte hier fast sein Werk vollendet, als er von der so bedrängten Lage Magdeburgs Nachricht erhielt. Sogleich machte er sich mit seiner Armee auf den Weg, um Magdeburg zu entsetzen.

Um aber im Rücken sicher zu seyn, mußte Gustav Adolf von dem Kurfürsten von Brandenburg Georg Wilhelm nichts zu besorgen haben, dem Er, weil einer von dessen Ministern kaiserlich gesinnt war, nicht recht trauete und befürchtete, der Kurfürst möchte, wenn die Unternehmung gegen Tilly unglücklich abliefe, den Kaiserlichen die Brandenburgischen Festungen Küstrin und Spandau öffnen, wodurch den Schweden der Rückzug abgeschnitten werden konnte. Deßhalb verlangte

Gustav Adolf vom Kurfürsten bis dahin, daß Magdeburg entsetzt seyn würde, die Einräumung jener beyden Festungen. Georg Wilhelm war nicht geneigt, diese Forderung zu erfüllen. Denn ob es ihm gleich gar angenehm war, daß die siegreichen Schweden sein Land von den lästigen Gästen, den Kaiserlichen, gesäubert hatten, so hatte er doch keine Lust, neue Gäste, die Schweden, sich darin festsetzen zu lassen und diese gewisser Maßen zu Herren seines Landes zu machen. Hierzu kam, daß er den Kaiser beleidigen und sich künftiger Rache von Seiten desselben aussetzen mußte, wenn er dessen Feinden seine Festungen einräumete.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/28

Der Bote aus Thüringen.

Viertes Stück.

1800.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Nach manchen Unterhandlungen überließ doch endlich der Kurfürst Georg Wilhelm den Schweden die Festungen Küstrin und Spandau. Durch diese Unterhandlungen Gustav Adolfs mit dem Kurfürsten war nun zwar das schnellere Vorrücken der Schweden gegen Magdeburg merklich verzögert worden; aber noch möchte es Zeit gewesen seyn, vor der Einnahme der Stadt dort einzutreffen, wenn nicht ein neues Hinderniß eingetreten wäre. Der Kurfürst von Sachsen Johann Georg verweigerte den Schweden den Durchzug durch sein Land und die nöthigen Lebensmittel, obgleich Gustav Adolf die letztern nicht an-

ders als gegen baare Bezahlung verlangte. Freylich konnten die Schweden auch einen andern Weg nach Magdeburg nehmen, aber sie mußten dann durch einen vom Feinde sehr ausgesogenen Landstrich marschiren, worin ihnen der nöthige Unterhalt leicht fehlen und überdieß von den Feinden der Uebergang über die Elbe sehr erschwert werden konnte. Dieß hatten sie bey dem Marsche durch das Sächsische Gebiet nicht zu befürchten. Hier fanden sie bey Dessau oder Wittenberg einen leichten Uebergang über diesen Fluß, und aus Sachsen konnten sie genug Lebensmittel erhalten.

W. Was hatte doch aber der Kurfürst von Sachsen für Ursachen, daß er dem Könige von Schweden sein Gesuch abschlug?

B. Erinnert sich denn der Herr Gevatter nicht mehr, daß der Kurfürst von Sachsen in freundschaflichen Verhältnissen mit dem Kaiser stand, daß er überdieß den Schweden gar nicht recht trauete? Bewilligte er jetzt diesen den Durchzug durch sein Land, und unterstützte er sie mit Lebensmitteln: so würde dieß der Kaiser als eine Feindseligkeit gegen sich angesehen haben. Alle Vorstellungen, welche daher Gustav Adolf dem Kurfürsten von Sachsen machen

chen mochte, waren fruchtlos. Indessen ging darüber die Zeit, Magdeburg zu entsetzen, vorbey, und so fiel es in die Hände der Kaiserlichen.

Am kaiserlichen Hofe erhöhte die Einnahme von Magdeburg den Muth so sehr, daß neue strenge Befehle an die Glieder des Leipziger Bundes ergingen, ihre Verbindung aufzuheben, wofern nicht Magdeburgs Schicksal sie treffen solle. In mehrern Gegenden traten kaiserliche Truppen auf, diesen Befehlen Nachdruck zu geben. Tilly selbst verließ mit einem Theile seines Heeres die Gegend von Magdeburg, um den Landgrafen Wilhelm von Hessen, einem eifrigen Anhänger des Leipziger Bundes und Feindes der kaiserlichen Partey, zum Nachgeben zu zwingen. Auf diesem Zuge kam auch Tilly nach Thüringen und nahm viele Gegenden dieses Landes hart mit. Unterdessen setzten sich die Schweden in den bisher von ihnen besetzten Gegenden immer fester. Gustav Adolf nöthigte jetzt, da Magdeburg für ihn verloren war, und da er einen sichern Rückenhalt um so nöthiger zu haben glaubte, durch ernsthafte Drohungen, den Kurfürsten von Brandenburg, Spandau in den Händen der

Schweden zu lassen, ihm nöthigen Falls auch Küstrin zu öffnen und zum Unterhalt der Schwedischen Armee monathlich 30000 Thaler herzugeben, wofür das Brandenburgische Land den nöthigen Schutz gegen das feindliche Heer nicht nur überhaupt genießen, sondern auch der Kriegsschauplatz möglichst bald von seinem Lande entfernt werden solle.

Nachdem Gustav Adolf noch einige Verstärkungen an sich gezogen hatte, rückte er gegen die Elbe vor. Das Vorrücken der Schweden bewog den General Tilly seinen Plan, selbst in Hesseneinzudringen, wieder aufzugeben, und er eilte der bedroheten kaiserlichen Armee im Magdeburgischen zu Hülfe. Eine Zeit lang standen die beyden feindlichen Armeen in verschanzten Lagern, die kaiserliche Armee bey Wolmirstädt, einem Städtchen im Magdeburgischen, die Schwedische bey Werben, einem Brandenburgischen Städtchen, das nicht weit vom Ausfluß der Havel in die Elbe liegt. Tilly gab sich alle Mühe, die Schweden zu einer Schlacht zu bewegen, Gustav Adolf vermied sie aber, und suchte nur den Kaiserlichen so viel als möglich die Zufuhr der Lebensmittel zu erschweren. Während des Aufenthalts der Schweden im

Lager

Lager zu Werben wagte es der Landgraf Wilhelm von Hessen mit dem Könige Gustav Adolf in ein Bündniß zu treten, wodurch jener gegen die Angriffe des Kaisers einen mächtigen Beschützer erhielt, dagegen aber den Schweden versprach, ihnen beym weitern Vorrücken sein Land und seine Festungen zu öffnen und mit Lebensmitteln und allem Nöthigen zu versehen. Auf diese Weise hatte nun Gustav Adolf schon zwey der mächtigsten Protestantischen Fürsten zu Bundesgenossen erhalten, den Kurfürsten von Brandenburg und den Landgrafen von Hessen. Als Tilly das Bündniß des Letztern erfuhr, schickte er sogleich einige Regimenter gegen Hessen und suchte auch die Unterthanen des Landgrafen zum Aufruhr zu bewegen. Aber mit rühmlicher und standhafter Treue blieben die Hessen ihrem Herrn ergeben, und vertheidigten muthig ihr Vaterland gegen die Angriffe der Feinde desselben.

Bald erhielt Gustav Adolf noch einen mächtigern Bundesgenossen unter den Protestantischen Fürsten Deutschlands, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen.

W. Nun wie ging denn das zu? Ich denke, der wollte mit den Schweden nichts zu schaffen haben.

B. Die Noth änderte jetzt seine Gesinnungen.

W. Zwang vielleicht Gustav Adolf ihn mit Gewalt zu einer Verbindung?

B. Keineswegs. An Zureden hatte es wohl Gustav Adolf nicht fehlen lassen, aber das hatte nichts gefruchtet. Gewalt brauchen mochte oder wagte er doch nicht. Indessen zwang Tilly selbst den Kurfürsten zum Bündniß mit den Schweden.

W. Das begreiffe ich nicht.

B. Wäre der Herr Gevatter ein Politicus, so würde er es schon begreiffen. Tilly hielt in seiner Lage für besser, lieber einen offenbaren Feind mehr zu haben, als einen Freund, dem nicht recht zu trauen sey, und für einen solchen hielt er den Kurfürsten von Sachsen. Hierzu kam, daß der Mangel an Lebensmitteln ihn mächtig aufforderte, ein Land zu suchen, wo es noch Ueberfluß daran gab; und ein solches war das nahe Kursachsen. Er verlangte daher von dem Kurfürsten Johann Georg: er solle dem Leipziger Bunde entsagen, ihm den Einzug in Kursachsen erlauben, die angeworbenen Truppen entlassen oder doch mit den Kaiserlichen verbinden, wo nicht, so solle Sachsen das

bisher

bisher vom Kriege verschont geblieben sey, der schrecklichsten Verheerung Preiß gegeben werden. Kurfürst Johann Georg achtete dieser Drohung nicht, schlug den Gesandten Tilly's ihre Forderung rund ab, bewirthete sie aber herrlich und sagte zu ihnen: „Meine Herren, „ich sehe wohl, man ist Willens, das lang ge„sparte Sächsische Confect endlich auch auf die „Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabey aller„ley Nüsse und Schauessen aufzutragen, die „hart zu beißen sind; sehen Sie sich wohl „vor, daß Sie sich nicht die Zähne daran aus„beißen."

Ehe noch Tilly diese abschlägige Antwort erhielt, war er schon mit seiner Armee aus dem Lager bey Wolmirstädt aufgebrochen, um zu zeigen, daß es ihm mit seiner Aufforderung wirklich Ernst gewesen sey. Jetzt fielen die Kaiserlichen in das Kursächsische Gebiet ein, besetzten Merseburg, Naumburg, Zeitz, Weißenfels und andre Städte, und plünderten und verheerten, wo man sich ihnen widersetzte. In dieser so bedrängten Lage hielt es der Kurfürst Johann Georg für rathsam, das vorher mehrmahls zurückgewiesene Bündniß mit den Schweden zu suchen. Jetzt aber wollte Gustav Adolf

nichts davon wissen; sondern gab dem Sächsischen Gesandten zu verstehen, er sey nicht Willens, sich mit einem Fürsten zu verbinden, dem so wie dessen Ministern, gar nicht zu trauen wäre. Mit dieser abschlägigen Antwort war es freylich dem Könige nicht so sehr Ernst, als es den Anschein harte. Denn als der Gesandte ihm immer dringendere Vorstellungen machte, und erklärte; sein Herr, der Kurfürst, würde gern alle Bedingungen eingehen, wenn seinem Lande die nöthige Hülfe geleistet würde: so erklärte er endlich: er sey bereit, den Sachsen beyzustehen, wenn der Kurfürst ihm die Festung Wittenberg überlasse, seinen ältesten Prinzen als Geißel stelle der Schwedischen Armee einen dreymonatlichen Sold auszahle, und ihm diejenigen Minister ausliefere, die er für Feinde der Schweden halten müsse. Diese Bedingungen waren ziemlich hart; aber wären sie auch noch härter gewesen, der Kurfürst hätte sie bewilligt. Denn als sein Gesandter sie ihm vorlegte, rief er aus: Nicht nur Wittenberg, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; nicht nur meinen ältesten Sohn, sondern meine ganze Familie, ja nöthigen Falls mich selbst, will ich ihm als Geißel übergeben. Das Bündniß wurde also geschlossen und Gustav Adolf war so edelmüthig, sich bloß mit einem monathlichen Solde für seine Armee zu begnügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/36

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünftes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Während dieser Unterhandlungen zwischen dem Kurfürsten und dem Könige Gustav Adolf, hatte sich Tilly's Armee immer weiter in Sachsen ausgebreitet und auch die Stadt Leipzig, nach einem kurzen Widerstande, erobert. So bald aber die Verbindung zwischen Sachsen und Schweden geschlossen war, vereinigten sich die Schwedischen und Sächsischen Truppen bey Düben,*) und hierauf näherte das verbundene Heer sich der kaiserlichen Armee. Bey dem Dorfe Breitenfeld, nicht weit von Leipzig, stießen am 7ten Sept. 1631 beyde Hee-

*) Ein Städtchen an der Mulde, im Leipziger Kreise.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/37

re, jedes etliche 30000 Mann stark, auf einander, und eine außerordentlich blutige Schlacht begann. Der Anfang derselben fiel sehr nachtheilig für das vereinigte Heer aus. Schon ergriff der linke Flügel desselben, der aus den Sachsen bestand, die Flucht, und Tilly stand im Begriffe, Siegesnachrichten nach Wien abzuschicken. Aber eiligst sandte Gustav Adolf den Sachsen einige Regimenter zu Hülfe, und schlug selbst die Angriffe der Kaiserlichen mit seinen Schweden auf dem rechten Flügel so standhaft zurück, daß die kaiserliche Armee eine gänzliche Niederlage erlitt, Tilly selbst verwundet wurde und kaum dem Tode entging. Die ganze feindliche Artillerie, das Lager der Kaiserlichen und über hundert Fahnen wurden von den Schweden und Sachsen erbeutet. Die kaiserliche Armee hatte einen so starken Verlust an Mannschaft erlitten, daß Tilly sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres eiligst nach Niedersachsen zurückziehen und alle in Kursachsen gemachten Eroberungen wieder verlassen mußte.

Der wichtige Sieg der vereinigten Schweden und Sachsen erfüllte das Herz der Protestantischen Reichsständ mit neuem Muthe. Die, welche bisher noch nicht gewagt hatten, sich öf-

fentlich

sentlich für die Schweden zu erklären, thaten es nun, und die mit denselben schon Verbundenen freueten sich, es gethan zu haben. Immer mehr wurde es ihnen wahrscheinlich, daß Gustav Adolf von der Vorsehung zum Retter und Beschüzer der Deutschen Protestanten bestimmt sey, und von allen Seiten her äußerte man Segenswünsche für die Schwedischen Waffen. Wirklich begleitete auch Glück und Sieg fast überall Gustav Adolfs fernere Unternehmungen.

Nach der glücklichen Schlacht bey Breitenfeld berathschlagten sich der Kurfürst von Sachsen und der König von Schweden über die weitere Fortsetzung des Krieges. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß Gustav Adolf den Weg in das Innere von Deutschland zu nehmen. Dort wollte er die Glieder der Lige bekämpfen und sie zwingen, dem Bunde mit dem Kaiser zu entsagen. Unterdessen sollte der Kurfürst von Sachsen die Eroberung Böhmens versuchen.

Diesem Plane gemäß brach Gustav Adolf mit seinem Heere, das durch viele Gefangene der kaiserlichen Armee, die unter den Schweden Dienste genommen hatten, verstärkt

worden war, aus Sachsen auf. Er nahm seinen Weg durch Thüringen, besetzte hier Erfurt und Gotha, zog dann über Arnstadt und den Thüringer Wald nach Franken, legte eine Besatzung nach Schweinfurt, eroberte Wirzburg, rückte durch Franken bis an den Rhein vor, ging bey Oppenheim über diesen Fluß, und besetzte das Erzstift Mainz und die Unterpfalz mit Schwedischen Truppen. Auf seinem ganzen Zuge fand er nur hier und da einigen Widerstand. Denn die Protestanten nahmen ihn überall, als ihren Beschützer, mit Freuden auf, die Katholiken aber hatten zum Widerstande den Muth verloren. Obgleich Gustav Adolfs Heer dadurch, daß in den eroberten Städten überall Besatzungen zurück gelassen werden mußten, geschwächt wurde: so erhielt es doch für diesen Abgang reichlichen Ersatz, indem viele Tausende sich herbey drängten, um unter den siegreichen Schweden Dienste zu nehmen. Ueberdieß hatten seine Bundesgenossen, unter andern die Sächsischen Herzoge, viele Truppen zusammen gezogen, welche den Unternehmungen der Schweden zur Unterstützung dienten.

Indessen konnte doch Gustav Adolf seine Vorschritte in den Rheingegenden nicht wei-

weiter fortsetzen, weil während seines siegreichen Zuges Tilly auch nicht müßig gewesen war. Nachdem dieser sein durch die Breitenfelder Schlacht so sehr geschwächtes Heer wieder ansehnlich verstärkt hatte, brach er in Franken ein, und suchte eine Zeit lang vergeblich die Fortschritte der Schweden zu hindern. Als aber Gustav Adolf in den Rheingegenden war, erlitten die in Franken zurück gelassenen Schweden bey Bamberg einen so beträchtlichen Verlust, daß sie sich zurück zu ziehen genöthigt sahen. Nun aber eilte Gustav Adolf mit dem größten Theile seines Heeres vom Rheinstrom herbey, zog die zurück weichenden Schweden an sich, und General Tilly hielt es für gut, Franken wieder zu verlassen und sich in die Oberpfalz zurück zu ziehen.

Jetzt faßte Gustav Adolf den Entschluß, in das Land des Kurfürsten Maximilian von Baiern, des Oberhauptes der Lige, einzudringen. Mit beynahe 40000 Mann begab er sich dahin auf den Marsch. Der Zug ging über Nürnberg, dessen Einwohner, als Protestanten, den König mit der außerordentlichsten Freude empfingen. Nach einem kurzen Aufenthalte in dieser Stadt rückte er mit der Ar-

mee an die Donau vor, nahm die Stadt Donauwerth nach einigem Widerstande der Baiern ein, ging über die Donau und zog sich an den Lech, der Schwaben von Baiern trennt. Unterdessen hatte der Kurfürst Maximilian den General Tilly aus der Oberpfalz herbeygernfen, um mit ihm den Schweden den Uebergang über diesen Fluß zu verwehren. Aber alle Anstrengungen der Baiern waren vergeblich, und als gar General Tilly und ein anderer Baierscher Anführer, Altringer, tödtlich verwundet worden waren, hielt der Kurfürst den Rückzug für nöthig, und nichts mehr hinderte jetzt die Schweden, über den Lech zu gehen. Die Baiern zogen sich nach der Festung Ingolstadt an der Donau; Gustav Adolf aber besetzte Augsburg, gab hier den Protestanten die ihnen durch das Restitutionsedict entrissenen Kirchen wieder, setzte den Katholischen Magistrat ab und dafür einen Protestantischen ein, und rückte dann dem Baierschen Heere nach Ingolstadt nach, um diese wichtige Festung zu erobern und sich dann ungehindert in Baiern weiter verbreiten zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/42

Ankündigung eines neuen Lehrbuchs.

Neu eingerichtetes Elementarwerk in Fragen und Gegenfragen, zur Bildung und Uebung des Verstandes und zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens; von C. G. Bröder, Pastor zu Beuchte und Weddingen im Hochstifte Hildesheim. Erster Theil. —

Dieses Buch, welches ungefähr anderthalb Alphabet stark wird, besteht aus lauter Fragen und Gegenfragen, die sich immer einander beantworten und erklären; durch welche sehr wirksame Methode junge Leute auf alles aufmerksam gemacht, und zum eignen Nachdenken und zur Prüfung ihrer Kenntnisse durchgängig angeleitet werden. Es ist dieses Buch für die Jugend aus allen Ständen und Religionen geschrieben, und für alle brauchbar, und es wird darauf bis nächstkünftige Johannis 18 ggl. auf gut Druck- und 22 ggl. auf fein Schreibpapier, Pränumeration in Conventionsgelde angenommen, und wer auf 10 Exemplare vorausbezahlt, erhält das 11te frey. Zur Leipziger Michaelismesse d. J. soll das Buch erscheinen. Die Nahmen der Herren Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt, und ich muß daher um deutlich geschriebene Einsendung derselben geziemend ersuchen; zugleich aber ergebenst und gehorsamst bitten, die Pränumerationsgelder nicht an mich selbst, weil durch Beuchte keine Post gehet, sondern an meinen Bruder, den Buchhalter J. G. Bröder, in der Handlung Herrn Hauß Wittwe, Möllenbäck und

Comp. zu Braunschweig, postfrey zu addressiren, oder wo Solches nicht angehet, den Portobetrag gütigst beyzulegen.

Bey dieser Gelegenheit nehme ich mir noch die Freyheit, eine Bitte zu thun. Ich ersuche nähmlich gehorsamst alle öffentlichen und Privatlehrer der studirenden Jugend, die von meiner großen und kleinen Grammatik bey derselben Gebrauch machen, um die besondere Gute und Gefälligkeit, bey Uebersendung gesammelter Pränumerationen, oder auch ohne diese Gelegenheit, mir ihre gemachten Bemerkungen über die große und kleine Grammatik, sie mögen betreffen, was sie wollen, mitzutheilen, und versichere, daß ich die geneigte Erfüllung dieser meiner Bitte mit dem größten Dank erkennen, und zur Vervollkommnung beyder Schulbücher den besten Gebrauch davon machen werde.

Außerdem wünschte ich noch, bey dieser Gelegenheit mit Gewißheit zu erfahren, in welchen Schulen und Gymnasien meine Grammatiken wirklich eingeführt sind; bitte also ergebenst über diesen Punkt um gütige Nachrichten. Beuchte den 16. Jan. 1801.

Christian Gottlob Bröder.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/44

Der Bote aus Thüringen.

Sechstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

Mit der Einnahme von Ingolstadt, das von den Baiern ungemein tapfer vertheidigt wurde, wollte es dem Könige Gustav Adolf nicht gelingen. Auch sein Plan, sich der Protestantischen Reichsstadt Regensburg zu bemächtigen, scheiterte. Denn der Kurfürst Maximilian kam ihm hier, auf den Rath des Generals Tilly, der zu Ingolstadt an der erhaltenen Wunde starb, zuvor.

Um den Kurfürsten mit dessen Heere von der Donau wegzuziehen, zog Gustav Adolf sich nun mit seiner Armee in das Innere von Baiern, unterwarf sich die wichtigsten Städte, und näherte sich sogar der Hauptstadt Mün-

chen. Aber der Kurfürst blieb unbeweglich in seiner Stellung, und gab lieber sein Land und seine Residenz dem Sieger Preis, als daß er hätte den Rest seines Heeres, dem überdieß das Schwedische überlegen war, dem ungewissen Ausgange einer Schlacht aussetzen sollen. Von keinen feindlichen Truppen beunruhigt, konnte Gustav Adolf ganz Baiern durchziehen. Ueberall öffnete man ihm die Thore, zwar nicht aus Liebe — denn die Baiern waren, als Katholiken, die bittersten Feinde der Protestantischen Schweden — aber die Furcht bewirkte hier, was in Protestantischen Städten die Zuneigung zu den Schweden hervorgebracht hatte. Selbst in München konnte er ungehindert seinen Einzug halten. Die Einwohner dieser Stadt waren in der bängsten Erwartung, als sich die Schweden näherten. Sie besorgten, sie würden wegen ihrer eifrigen Anhänglichkeit an die Katholische Religion, Mißhandlungen von den Schweden zu erdulden haben; aber Gustav Adolf bestrafte diejenigen mit der größten Strenge, welche sich nur im mindesten etwas Ungebührliches gegen die Katholische Religion erlaubten. Uebrigens wurden freylich den Baierschen Städten von den Schweden

beträchtliche Contributionen aufgelegt; München allein mußte 300000 Thaler bezahlen. Dagegen wurde aber überall die strengste Mannszucht gehalten. In München entdeckten die Schweden auch einen Schatz. Als sie das dortige Zeughaus durchsuchten, wunderten sie sich, daß sie keine Kanonen darin fanden. Da verrieth ihnen aber jemand, sie lägen unter dem Fußboden, und als man diesen aufriß, fand man wirklich 140 sehr große Kanonen, und in der einen sogar ein Päkchen von 30000 Ducaten. Kanonen und Ducaten glaubte man ganz gut brauchen zu können, und nahm also beyde mit fort.

Bis dahin war dem Könige Gustav Adolf sein Plan, in die Länder der Mitglieder der Lige einzudringen und sie in ihrem eigenen Lande zu bekämpfen, sehr wohl gelungen. So gar ein großer Theil Baierns, das dem mächtigsten Mitgliede der Lige gehörte, war in seinen Händen; und von hier aus konnte er nun in die Oestreichischen Staaten selbst einfallen. Ohne Zweifel ging Gustav Adolf mit einem solchen Plane um. Aber da erhielt er auf einmahl die Nachricht, Wallenstein an der Spitze eines

großen kaiserlichen Heeres, marschiere auf Nürnberg los.

W. Wallenstein?

B. Niemand anders, als Wallenstein. Bald soll der Herr Gevatter hören, wie der wieder zu einer Armee kam.

W. Ob ich gleich nicht weiß, wie dieß eigentlich zugegangen ist, so kann ich doch ungefähr etwas davon vermuthen. Wahrscheintich wird dem Kaiser bey dem gewaltigen Kriegsglücke der Schweden bange geworden seyn, der Kaiser sich hierbey Wallensteins, der schon Ein Mahl bewiesen hatte, daß er eben so leicht Armeen herbey schaffen, als sie gut anführen könne, erinnert, und ihm das Commando übertragen haben?

B. Richtig vermuthet! Doch ehe wir von Wallensteinen weiter sprechen, laß der Herr Gevatter uns sehen, was, während Gustav Adolf siegreich das Innere von Deutschland durchzog, dessen Bundesgenosse, der Kurfürst von Sachsen, gethan hat. — Der Herr Gevatter weiß doch noch den Plan, den der Kurfürst von Sachsen ausführen sollte?

W. Er sollte, während die Schweden ins Innere Deutschlands vordrängen, Böhmen zu erobern suchen.

B. Dieß geschah auch wirklich. Die Eroberung des größten Theils dieses Königreiches wurde den Sachsen um so mehr erleichtert, da der Druck, in welchen die Böhmischen Protestanten, als ein so ansehnlicher Theil der Einwohner Böhmens lebten, seitdem Ferdinand II. wieder ihr Oberherr geworden war, viele Mißvergnügte in diesem Lande gemacht hatte. Von den Einwohnern selbst war also wenig Widerstand zu erwarten. Eine eigentliche Armee aber gab es nicht in Böhmen. Die Soldaten, welche den Sachsen die Eroberung allenfalls hätten erschweren können, befanden sich in Schlesien. Ehe diese herbey kamen, hatten die Sachsen unter Anführung ihres Generals von Arnheim, nicht nur überhaupt beträchtliche Fortschritte in Böhmen gemacht, sondern sogar schon die Hauptstadt Prag in ihre Gewalt gebracht. Man zweifelt nicht, daß sich Prag bis zur Ankunft eines Entsatzes durch die kaiserliche Armee, welche in aller Eile zur Rettung Böhmens aus Schlesien herbey zog, hätte halten können. Zwar lag in der Stadt nur eine sehr schwache Besatzung; aber der Befehlshaber derselben hatte Muth und machte sich Hoffnung, sie bis zu einem nahen Entsatz

theidigen zu können. Indessen wollte er doch eine solche, bey seinen geringen Vertheidigungsmitteln immer gewagte, Unternehmung nicht ohne die Beystimmung eines Mannes versuchen, dem er mehr Einsicht in die Sache zutrauen konnte, als sich selbst. Er fragte daher den in der Kriegskunst so erfahrnen Wallenstein, der sich damahls gerade in Prag aufhielt, um Rath. Aber dieser, weit entfernt, gute Anschläge zur Vertheidigung der Stadt zu geben, entschuldigte sich vielmehr mit der Dienstlosigkeit, worein ihn der Kaiser versetzt habe, äußerte dabey aber über Prag's Lage so viele Bedenklichkeiten, daß der Befehlshaber allen Muth verlor. Am Ende verließ Wallenstein mit seinem ganzen Hofstaate die Stadt. Dieß sah man als das sicherste Zeichen an, daß er sie für verloren halte. Die vornehmsten Katholiken, die Geistlichkeit und alle kaiserliche Beamten folgten seinem Beyspiele, und suchten sich mit allem, was sie fortbringen konnten, zu retten. Auch die Besatzung verließ endlich die Stadt, und ohne Widerstand zu finden, konnten die Sachsen sie nun in Besitz nehmen. Prag wurde von den Sachsen mit vieler Schonung behandelt; die Katholiken bey ihrer Religion

ligion geschützt, aber auch den Protestanten ihre verlorne Religionsfreyheit wieder gegeben. Die Jesuiten allein wurden nicht geduldet und mußten Böhmen verlassen.

W. Herr Wallenstein kommt mir mit der angeführten Entschuldigung der Dienstlosigkeit etwas verdächtig vor.

B. Aufs gelindeste von ihm geurtheilt, muß man wohl so viel zugeben, daß er nichts weniger, als edel dachte und handelte.

W. So meine ich auch. Aller Wahrscheinlichkeit nach war hier die Rachsucht im Spiele. Ein edler Mann hätte alle erlittene Beleidigung vergessen, nur an die Gefahr seines Vaterlandes gedacht, und alles, was er im Stande zu thun gewesen wäre, zur Rettung desselben gethan. Ja schon die Sorge für sein Eigenthum, dächte ich, hätte ihn reitzen müssen, zu verhindern, daß sein Vaterland nicht in Feindes Hände gekommen wäre. Denn irre ich nicht, so hat mir ja der Herr Gevatter gesagt, daß Wallenstein viele Güter in Böhmen hatte.

B. Allerdings. Für diese indessen durfte Wallenstein nicht in Sorgen seyn. Der feindliche Feldherr Arnheim war dessen guter

Freund, und hatte auf dem Marsche bis Prag dieselben mit der größten Sorgfalt geschont; ja eben diese Schonung widerfuhr Wallensteins Pallaste in Prag, als die Sachsen in diese Stadt einrückten. Eine Wache, die vor denselben gestellt wurde, mußte verhindern, daß nicht das Geringste daraus entwendet wurde.

Daß die Dienstlosigkeit, womit Wallenstein sich gegen den Befehlshaber von Prag entschuldigte, nur ein ungültiger Vorwand war, wird daraus klar, weil die Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Böhmen vom Kaiser den ausdrücklichen Befehl erhalten hatten, sich in dringenden Fällen von Wallensteinen rathen zu lassen. War das nun nicht Aufforderung genug, mit seinem Rathe und Hülfe den Bedrängten beyzustehen?

W. Das sollte ich meinen. Mit einem Worte, Wallenstein kommt mir hier sehr verdächtig vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/52

Der Bote aus Thüringen.

Siebentes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte den Deutschen.

Bote. Wirth.

B. Wallenstein's Betragen erweckte allerdings Verdacht. Man behauptet wirklich, Wallenstein sey nicht nur Schuld gewesen, daß Prag in die Hände der Sachsen gerieth, sondern habe aus Rachsucht, wegen des vom Kaiser erhaltenen Abschiedes, überhaupt viel dazu beygetragen, daß die Sachsen in Böhmen eindrangen und in kurzer Zeit einen so großen Theil dieses Landes in ihre Gewalt bekamen Erzählt man doch sogar, Wallenstein habe aus Rachsucht gegen den Kaiser, im Geheimen dem Könige Gustav Adolf, als dieser gleich Anfangs so glücklich gegen die Kaiserlichen war ja endlich auch den General Tilly bey Breiten

feld schlug, ein Bündniß gegen den Kaiser angetragen. Dieses geradezu abzuweisen, hatte Gustav Adolf gegen die Klugheit gehalten, doch aber den Gesinnungen eines solchen Mannes viel zu wenig getraut, um sich wirklich in eine Verbindung mit ihm einzulassen. Darüber war Wallenstein eben so aufgebracht gegen den König Gustav Adolf geworden, als er es gegen seinen Herrn, den Kaiser, war, und begierig hatte er seitdem auf den Zeitpunkt gewartet, wo er im Stande seyn würde, dem Könige zeigen zu können, was für einen wichtigen Bundesgenossen er von sich gestoßen habe. Dieser Zeitpunkt trat mit der Eroberung Böhmens durch die Sachsen und den außerordentlichen Fortschritten ein, welche Gustav Adolf in dem Innern von Deutschland machte.

Diese Ereignisse mußten nothwendig den Kaiser in die größte Verlegenheit setzen. Denn von der einen Seite sahe er die Schweden im Innern Deutschlands so ungemein schnelle Fortschritte machen, daß die Lige nicht nur ganz entkräftet wurde, sondern die kaiserlichen Staaten bald einem Einfalle der Schweden ganz offen standen; von einer andern Seite war sogar schon ein Theil seiner Länder, Böhmen,

wirklich

wirklich in den Händen der Feinde. Aber die Lage des Kaisers wurde dadurch noch mißlicher, daß, um eben diese Zeit, sowohl in Oberöster-reich, wegen Religionsbedrückungen, als auch in Ungarn, innere Unruhen theils wirklich aus-brachen, theils dem Ausbruche nahe waren; überdieß auch die Türken bedenkliche Zurüstun-gen machten, und man eben so wenig in Un-garn vor einem feindlichen Einfalle des Fürsten von Siebenbürgen sicher war.

Für Wallensteins eben so rachsüchtiges als ehrgeitziges Herz war jede Nachricht von neu-er Bedrängniß, worein der Kaiser kam, auch eine neue Ursache der Freude. Denn je größer die Bedrängnisse des Kaisers wurden, desto ge-wisser konnte Wallenstein erwarten, man wer-de endlich in seiner Entsetzung den Grund al-les Unglücks suchen; desto gewisser konnte Wal-lenstein hoffen, daß man endlich zu ihm die Zu-flucht nehmen, ihm das Commando wieder an-tragen werde. Auch warschon dafür gesorgt wor-den, daß die Gedanken des Kaiser Ferdinands II. und seiner Minister auf Wallensteins Entse-tzung, als auf die Quellen alles Unglücks, und auf Wallensteins Widerherstellung im Comman-do, als auf das einzige Mittel, Oestreich vom

gänzlichen Untergange zu retten, hingeleitet wurden. Denn Wallenstein hatte viele Freunde und Anhänger, die ihm theils seine wirkliche Größe als Feldherr, theils andere seiner guten Eigenschaften, theils auch Bestechungen verschafft hatten. An Freunden und Anhängern fehlte es ihm auch zu Wien, ja selbst unter den Räthen des Kaisers, nicht. Diese Anhänger unterließen nun nicht, Wallensteins zu erwähnen, wenn traurige Nachrichten einliefen. „Ja," hieß es immer, „dahin hätte es „wohl nicht kommen sollen, wenn Wallenstein „am Ruder geblieben wäre." Der Kaiser Ferdinand II. selbst hatte schon längst, bey den unglücklichen Kämpfen gegen die Schweden, daran gedacht, daß er sich wohl bey der Absetzung Wallensteins etwas übereilt haben möge, und gewiß würde er ihm gern das Commando bald wieder gegeben haben, wenn es nur mit guter Manier hätte geschehen können. Jetzt aber, da die Noth am größten war; da auch manche seiner Räthe Wallensteinen, als das einzige Mittel Oestreich und das kaiserliche Ansehen zu retten, in Vorschlag brachten, wurden alle Bedenklichkeiten bey Seite gesetzt, und beschlossen, nachzuforschen: ob Wallenstein sich wohl

ent

entschließen könnte, wieder in kaiserliche Dienste zu treten.

Das war nun der Zeitpunct, den Wallenstein mit innigster Sehnsucht erwartet, den er aus allen Kräften herbey zu leiten gesucht hatte. Er wollte herrschen, er wollte sich an dem Kaiser, aber zugleich auch an dem Könige Gustav Adolf rächen. Sein Ehrgeitz und seine Rachsucht hatten also jetzt die Aussicht, ihre vollste Befriedigung zu erhalten.

Das, was zu Wien zwischen dem Kaiser und dessen Räthen über Wallensteins Wiederherstellung war verabredet worden, war diesem eben so wenig ein Geheimniß geblieben, als es ehemals seine Absetzung gewesen war. Er machte sich daher auf den Empfang der kaiserlichen Abgeordneten gefaßt. Vor demselben verbarg er durchaus die innigste Freude, welche er über den Antrag fühlte, dem man ihm machte; vielmehr hörte er mit der größten Gleichgültigkeit alles an. Man sparte keine Worte, ihm das Ehrenvolle des Antrags recht ins Licht zu setzen; ihn auf den Ruhm aufmerksam zu machen, den er sich erwerben würde, wenn er das wieder gut mache, was seine Vorgänger so sehr verdorben hätten. Aber

alles das schien auf Wallensteinen keinen Eindruck zu machen; vielmehr setzte er demselben seine ruhige Lage, in der er sich befinde, entgegen, eine Lage, die, wie er sagte, ihn gegen Ruhm und Fürstengunst ganz gleichgültig mache, und die ihm daher zu süß sey, als daß er sie wieder verlassen und sich dem Neide, der Mißgunst und den Launen eines Fürsten aussetzen solle. Nur nach immer dringenderm Zureden, gab Wallenstein erst nach, und versprach, binnen drey Monathen dem Kaiser eine Armee zu verschaffen.

So außerordentlich angenehm es auch dem Kaiser war, daß Wallenstein sich der Angelegenheiten Oestreichs wieder annehmen wollte: so schien es doch ihm und mit ihm vielen tausend andern fast unmöglich, daß Wallenstein werde sein Versprechen erfüllen können. Aber Wallenstein wußte das unmöglich Scheinende wirklich zu machen. Ehe noch drey Monathe verflossen waren, stand eine wohl ausgerüstete Armee von 40000 Mann zu des Kaisers Diensten bereit. Das Zutrauen, welches sich Wallenstein durch seine vorigen Feldzüge erworben hatte, die Erinnerung, wie die Soldaten unter seiner Anführung immer mit allem so reichlich

lich versehen gewesen waren, sein Geld, seine Versprechungen, die er zu halten pflegte, die Anhänglichkeit, welche noch viele an ihn hatten, lockten aus allen Oestreichischen Staaten und anderwärts her, so viel Leute herbey, daß, ehe man sich es versah, die versprochene Armee auf den Beinen war, und die lebhafteste Begierde fühlte, unter Wallensteins Anführung zu fechten und Beute zu machen. Das Erstaunen darüber war so groß, daß selbst Gustav Adolf, als er die Nachricht davon hörte, ausrief: „Das kann nur Oestreich und Wallenstein."

Die Armee war da; aber der Anführer, wo sollte denn der herkommen?

W. Nun dieser war ja wohl nicht weit zu suchen. Wallenstein war ja da, was brauchte man denn mehr?

B. Da lag eben der Knoten. Wallenstein hatte nur versprochen, eine Armee herbey zu schaffen; aber mit der Anführung derselben wollte er nichts zu thun haben.

W. Dahinter steckt gewiß etwas.

B. Wie anders? Natürlich war Wallenstein weit davon entfernt, dem Kaiser Soldas zu verschaffen, deren Anführer ein anderer als er hätte seyn sollen. Auch wußte er gewiß ge-

nug, daß die ganze Armee noch ungleich schneller wieder aufgelöst seyn würde, als es Mühe gekostet hatte, sie zusammen zu bringen. Nur das Zutrauen zu ihm hatte sie herbeygeschafft; nur von ihm allein also wollte sie auch angeführt seyn. Als er daher das Commando über sie ablehnte, gerieth man zu Wien in neue Verlegenheit; und keine Bedingungen konnten zu groß seyn, die der Kaiser nicht gern eingegangen wäre, wenn Wallenstein sich nur zur Uebernahme des Commando's entschlöße. So wollten eben der Ehrgeiz und die Rachsucht Wallensteins es haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/60

Der Bote aus Thüringen.

Achtes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Als man Wallensteinen versicherte, der Kaiser würde gern alles bewilligen, was er verlange: so legte er seine Forderungen vor, die so außerordentlich waren, daß nichts besser, als sie, die außerordentliche Verlegenheit, worin der Oestreichische Staat sich damals befand, die hohe Meinung, die man von Wallensteins Person hatte, und dieses Mannes unbegränzten Ehrgeitz und Rachbegierde zeigen können.

W. Da bin ich doch wirklich recht begierig, sie zu hören.

B. Wallensteins erste Forderung war: man müsse ihn zum völlig unumschränkten Befehlshaber aller kaiser-

lichen Truppen machen, so daß außer ihm schlechterdings Niemand, selbst der Kaiser nicht, der Armee etwas befehlen und bey ihr anordnen könne, ja der Kaiser auch nicht einmahl bey derselben erscheinen solle.

W. Wie in aller Welt ist es nur möglich, daß Wallenstein glauben konnte, man werde so etwas eingehen?

B. Um die Einwilligung war ihm nicht bange. Auch hatte er schon bey den ersten Unterhandlungen über seine Wiederherstellung deutlich genug zu erkennen gegeben, daß er schlechterdings nichts werde von Einmischung eines andern in sein Commando wissen wolen. Denn als damahls die kaiserlichen Abgeordneten nur so obenhin etwas davon sagten, daß, wenn er das Commando wieder übernähme, allenfalls der Sohn des Kaisers, der König von Ungarn, zur Armee kommen und unter ihm die Kriegskunst lernen könnte: so antwortete er: „Nie und nimmermehr werde ich einen „Gehülfen in meinem Amte dulden, und wenn „es Gott selbst wäre, mit dem ich das Commando theilen sollte."

W. Wenn er freylich den lieben Gott nicht einmahl mit sich commandiren lassen wollte

te: so durfte wohl der Kaiser noch weniger dars auf Rechnung machen. Nun die andern Puncte? —

B. Ferner verlangte Wallenstein: zur Belohnung seiner Verdienste die Zusicherung eines Oestreichischen Erblandes und eines Reichslandes; dann freye Gewalt und Verfügung über alles, was im Reiche erobert werden würde; auch ungehinderte Zuflucht in alle Oestreichischen Provinzen, wenn er sie nöthig haben sollte; und endlich frühzeitige Aufkündigung, im Falle man ihn etwa zum zweyten Mahle der Befehlshaberstelle entsetzen wollte.

So hart auch immer die Bedingungen waren, unter denen allein nur Wallenstein den Oberbefehl über die neu aufgestellte kaiserliche Armee übernehmen wollte: so sahe sich doch der Kaiser durch den Drang der Umstände genöthigt, sie einzugehen.

Wallensteins Anstellung belebte jetzt von neuem die Hoffnungen der kaiserlichen Partey, und sie zweifelte nicht, daß nun alles wieder eine bessere Wendung für sie nehmen werde.

Das erste, was man zu Wien erwarten konnte, war die Vertreibung der Sachsen aus Böhmen. Dazu machte auch Wallenstein, obgleich nur sehr langsam, Anstalten. Sein Plan war, die Sachsen von dem Bunde mit den Schweden zu trennen, und sich dann mit ihnen zu vereinigen. Ob nun gleich des Kurfürsten von Sachsen Freundschaft gegen die Schweden nicht sehr groß war: so wollte er doch nicht undankbar gegen den Kö ig Gustav Adolf seyn, weil dieser Sachsen gegen Tilly beschützt hatte. Was für Mühe sich daher Wallenstein auch immer geben mochte; so erreichte er doch seinen Zweck nicht. Nun erst hielt er es für nöthig, Ernst zu brauchen. Nach geringem Widerstande bemächtigte er sich der Stadt Prag, und die Sachsen wurden nach und nach aus ganz Böhmen wieder vertrieben.

Nachdem Böhmen wieder befreyt worden war, glaubte man, Wallenstein werde mit seiner Armee dem von den Schweden bedrängten Baiern zu Hülfe eilen; aber eine geraume Zeit hindurch blieb er ganz ruhig in Böhmen stehen. Unterdessen war des Kurfürsten Maximilians Lage in Baiern immer übler geworden. Deßhalb drang er ein Mahl über das andere in

Wallen-

Wallensteinen, ihm zu Hülfe zu kommen; der Kaiser selbst ermahnte diesen dazu. Aber Maximilian hatte ehemals vorzüglich auf Wallensteins Entsetzung gedrungen; jetzt wollte sich also Wallenstein auch an ihm rächen, und schickte nur einige Regimenter nach Baiern. Erst auf vieles Bitten und Zureden entschloß er sich zu einer Vereinigung mit den Baiern in der Oberpfalz, aber nicht um die Schweden in Baiern aufzusuchen, sondern, um der Stadt Nürnberg, die, wie oben erzählt wurde, in Schwedischen Händen war, sich zu bemächtigen.

Jetzt lasse der Herr Gevatter uns wieder zu dem Könige Gustav Adolf zurückkehren und sehen, was dieser Held und sein großer Gegner Wallenstein gegen einander ausrichten werden. Sobald Gustav Adolf die Nachricht erhielt, Wallensteins Plan sey auf Nürnberg gerichtet, sogleich gab er sein Project, durch Baiern in Oestreich einzudringen auf, und eilte auf Nürnberg zu. Es gelang ihm wirklich, dem Wallensteinischen Heere zuvor zu kommen. Die feindliche Armee, die sich mit den Baiern vereinigt hatte, war der Schwedischen bey weitem überlegen; dennoch hielt Wallenstein es nicht für rathsam, den König anzugreiffen, weil sich dieser

ser bey Nürnberg außerordentlich verschanzt hatte. Wallenstein nahm vielmehr eine solche Stellung, wodurch er den Schweden sowohl als der Stadt Nürnberg, so viel als möglich, die Zufuhr abschnitt, und verschanzte sich ebenfalls. Sein Plan war, den König durch Hunger und durch die damit gewöhnlich verbundenen ansteckenden Krankheiten zu besiegen. Gustav Adolf konnte sich zwar durch die Magazine der Stadt Nürnberg auf eine Zeit lang vor dem Hunger schützen, doch wolite er von ihnen nur im äußersten Nothfalle Gebrauch machen. In Wallensteins Lager gab es aber auch keinen Ueberfluß, denn aus der ganzen umliegenden Gegend hatten die Bauern sich mit ihren Vorräthen geflüchtet und nur wenig zurückgelassen. Daher mußte Wallenstein seine Lebensmittel meist aus der Ferne herbey ziehen; und die Schweden sorgten treulich dafür, die Proviant-Transporte ihm wegzukapern und selbst zu verzehren.

So standen die beyden Armeen mehrere Wochen hindurch in ihren verschanzten Lagern einander gegen über, und bloß kleine Gefechte fielen vor, wenn etwa eine von beyden Parteyen in der Gegend umher streifte, um sich Pro-

viant

vlank zu verschaffen. Dieser wurde in beyden Lagern immer sparsamer. Das war um so weniger zu verwundern, da außer der Mannschaft, woraus beyde Armeen bestanden, und der sehr zahlreichen Menge der Einwohner der Stadt Nürnberg, sich bey beyden Heeren eine außerordentliche Anzahl Weiber, Kinder, Pack- und Fuhrknechte, Bedienten und Pferde befand. In Wallensteins Lager allein waren wenigstens 15000 Weiber, eben so viel Pack- und Fuhrknechte, wohl 30000 Pferde: und die Schweden hatten solcher Ritesser nicht weniger; die Schwedischen Soldaten hatten ihre Weiber und Kinder bey sich; von letztern gab es eine so große Menge im Schwedischen Lager, daß man ordentliche Feldschulen angelegt hatte, worin die Soldatenkinder erzogen und unterrichtet, und gleich von Jugend auf zu Soldaten gebildet wurden, aus denen man in dem langen Kriege den Abgang der Armeen von Zeit zu Zeit wieder ersetzen konnte. Um dem Wallensteinischen Heere um so besser die Spitze bieten zu können, hatte Gustav Adolf von seinen in mehreren Gegenden Deutschlands zerstreuten Corps Verstärkungen an sich gezogen, und auch mehrere der mit ihm verbundenen Deutschen

Fürsten hatten ihm so beträchtliche Hülfe zugeführt, daß die Schwedische Armee zu 70000 Mann angewachsen war. Auch Wallenstein hatte es nicht daran fehlen lassen, sich mehr zu verstärken, und so standen um Nürnberg herum wenigstens 120000 Mann Soldaten. Rechnet man hierzu die oben erwähnte außerordentliche Menge Weiber, Kinder, Fuhrknechte u. s. w. in beyden Lagern und noch die Einwohner der Stadt Nürnberg: so waren täglich wenigstens 240000 Menschen, die alle in dem Bezirk der beyden Armeen und der Stadt Nürnberg essen wollten; und die große Menge Pferde brauchte das Ihrige doch auch. Je länger daher beyde Armeen in dieser Gegend ständen, desto mehr fingen der Mangel und die Hungersnoth an, sich bey beyden Armeen einzufinden, und dem Mangel folgten Seuchen auf dem Fuße nach. Das Elend nahm so sehr zu, daß täglich bey den Schweden über hundert Menschen starben, und ein großer Theil der Pferde crepirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/68

Der Bote
aus
Thüringen.

Neuntes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Die immer mehr zunehmende Noth bewog den König Gustav Adolf einen Versuch zu machen, ob der Feind zu einer Schlacht zu bewegen sey. Er rückte aus seinem Lager aus und fing an, das Wallensteinische zu beschiessen. Wallenstein erwiederte zwar das Feuern der Schweden, blieb aber aller Vorstellungen des Kurfürsten von Baiern und des Wunsches seiner Armee, mit den Schweden den Kampf zu beginnen, ungeachtet, ruhig in seinem verschanzten Lager. Er wollte durchaus dem Plane, die Schweden durch Hunger aufzureiben, getreu bleiben. Jetzt endlich schien es dem Könige nöthig zu seyn,

Aeußerste zu wagen, Wallensteins durch Natur und Kunst außerordentlich festes Lager zu bestürmen, und, wo möglich, den Feind aus seinen Verschanzungen zu treiben. Zehn Stunden hindurch wurde von den Schweden mit der äußersten Anstrengung ein Angriff nach dem andern auf die am meisten verschanzten Plätze des feindlichen Lagers gethan; aber jeder Angriff wurde eben so tapfer und mit grossem Verlust der Schweden zurückgeschlagen. Nichts hatte Gustav Adolf unversucht gelassen, sich selbst der größten Gefahr ausgesetzt, um seine Absicht zu erreichen; und nur die eintretende Nacht konnte ihn von neuen Versuchen abhalten. Dieser blutige Tag kostete ihm 2000 seiner tapfern Soldaten, ohne daß er auch nur im mindesten seinem Ziele näher gekommen wäre. Mißmuthig muste er das Heer ins Lager zurückführen und wagte nun keinen Angriff mehr.

Unterdessen wurde die Noth, sowohl im Schwedischen Lager, als auch in der Stadt Nürnberg, immer größer; und Hunger und Seuchen wütheten immer schrecklicher. Schon über 10000 Einwohner Nürnbergs waren von Mangel und Krankheit hingerafft worden, und

noch

noch Ein Mahl so viel hatten die Schweden durch Hunger, Krankheiten und durch den Feind eingebüßt. Die ganze Gegend um Nürnberg war verheert; die Sommerhitze hatte die ansteckenden Krankheiten noch verwüstender gemacht und mehr genährt, und überall sah man nichts als Jammer und Elend. Der Verfall der Kriegszucht, den das Beyeinanderseyn so vieler tausend Krieger und die äußerste Noth, die keine Gesetze mehr anerkennt, hervorgebracht hatten, vermehrten das Elend sehr. Der meisten Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, machten sich leider! die Deutschen Regimenter der Schwedischen Armee, die nicht, wie die Schweden, an strenge Mannszucht gewöhnt worden waren, schuldig. Was auch der darüber äußerst bekümmerte Gustav Adolf thun mochte, um Ordnung zu erhalten und Gewaltthätigkeiten vorzubeugen: so konnte er doch bey weitem nicht alles verhindern; denn die Deutschen Officiere gingen theils ihren Untergebenen mit schlimmen Beyspiele voran, theils sahen sie den Soldaten gar Vieles durch die Finger, und suchten dieß mit der dringenden Noth zu entschuldigen. Gustav Adolf machte darüber vergeblich den Deutschen Officieren

die bittersten Vorwürfe: „Ihr Deutschen sagte er einstens zu ihnen, „ihr selbst seyd es, die „ihr euer eigenes Vaterland bestehlt, und ge„gen euere eigenen Glaubensgenossen wüthet. „Ihr seyd Ursache, daß mich die Welt ver„flucht, daß mich die Thränen der Armen ver„folgen, daß man öffentlich spricht: der Kö„nig, unser Freund, fügt uns mehr Uebels zu, „als unsere Feinde. Eure schlechte Manns„zucht überzeugt mich, daß ihr's böse meint, „so sehr ich Eure Tapferkeit loben muß."

Der gänzliche Mangel nöthigte endlich die Schweden, ihre Stellung bey Nürnberg zu verlassen. Am achten Sept 1632 zog daher Gustav Adolf mit seinem sehr geschwächten Heere nach Neustadt an der Aisch und Windsheim,*) wo er seinen Truppen Erholung verschaffen und doch nahe genug seyn konnte, um Wallensteins Plane auf Nürnberg, worin eine hinlängliche Schwedische Besatzung zurück blieb, zu vereiteln. Wallenstein unternahm aber nichts gegen Nürnberg; sondern kaum hatte er die Schweden abziehen sehen, so machte auch er Anstalt, sein Lager zu verlassen. Seine Armee

hatte

*) Beyde Städte liegen in Franken, die erste im Fürstenthum Baireuth, die andere ist eine Reichsstadt.

hatte nicht weniger, als die Schwedische, durch den Feind, Hunger und ansteckende Krankheiten, überdieß noch manchen Verlust durch Desertion gelitten. Die kaiserliche Armee nahm ihren Weg nach dem Bambergischen zu, und nachdem sich die Baiern von ihr getrennt hatten, richtete Wallenstein sein Augenmerk auf Sachsen, wo er seinen Truppen gute Winterquartiere verschaffen und den Kurfürsten von Sachsen zwingen wollte, dem Bunde mit den Schweden zu entsagen. Der Kurfürst Maximilian marschierte mit den Baiern nach seinem Lande zu, um dieses gegen einen neuen Einfall der Schweden zu decken. Wirklich hatte auch Gustav Adolf alle Anstalten getroffen, um jetzt, da er von Wallensteinen nichts mehr zu besorgen hatte, seinen vorigen Plan auszuführen, durch Baiern in das Oestreichische einzudringen, und, wo möglich in Wien selbst den Kaiser zum Frieden zu nöthigen.. Aber auch dieses Mahl wurde Gustav Adolfs Absicht vereitelt.

Während nähmlich der König von Schweden mit Zubereitungen zur Ausführung seines Entschlusses beschäftigt war, durchzog Wallenstein, unter großen Verheerungen, Fran-

ken und Thüringen, um nach Sachsen zu kommen; ein von ihm voraus geschicktes kaiserliches Corps sengte und brennte eben so im Vogtlande; und ein anderes Corps unter General Pappenheims Anführung wurde aus Niedersachsen herbey gerufen, womit Wallenstein sich verstärken, und so den Kurfürsten von Sachsen nöthigen wollte, dem Schwedischen Bündnisse zu entsagen. Wahrscheinlich würde ihm sein Plan gelungen seyn, da der Kurfürst von Sachsen weder ein sehr warmer Freund der Schweden war, noch allein würde im Stande gewesen seyn, es mit dem kaiserlichen Heere aufzunehmen. Aber Gustav Adolf, dem eben so sehr daran gelegen seyn mußte, die Sachsen im Bunde mit sich zu erhalten, als der Kurfürst von Sachsen ihn dringend bath, ihm in der Noth, worin sein Land sich befand, zu Hülfe zu kommen, gab auch dieses Mahl seinen Plan auf, und eilte mit der größten Geschwindigkeit herbey, um Sachsen zum zweyten Mahle aus den Händen der kaiserlichen Armee zu befreyen.

Ehe es sich Wallenstein versah, erscholl die Nachricht, Gustav Adolf sey an der Spitze von 20000 Mann in vollem Anzuge und nähere

sich

sich Sachsen. In Eil zog er seine Truppen zusammen, um die Schweden zurück zu treiben. Diese waren schon in Thüringen angekommen, und Gustav Adolf war mit den größten Freudensbezeugungen von den Thüringern aufgenommen worden. In Erfurt nahm Gustav Adolf von seiner Gemahlinn, die schon seit geraumer Zeit ihm nach Deutschland gefolgt war, den rührendsten Abschied, weil der entscheidende Tag, wo er mit der kaiserlichen Armee zusammen stoßen sollte, sich immer mehr näherte. Am ersten November gelangte Gustav Adolf mit seiner Armee in Naumburg an der Saale an, und kam in der Besetzung dieses Platzes einem Korps Kaiserlicher, das sich auf Wallensteins Befehl desselben hatte bemächtigen sollen, zuvor. Bey Naumburg bezogen die Schweden ein Lager, und nun eilte aus der ganzen Gegend eine Menge Leute herbey, welche den Mann sehen wollten, der jetzt zum zweyten Mahle Sachsen aus den Händen der Feinde retten wollte. Die Beweise, womit man dem großen Könige zu erkennen gab, für welch ein wichtiges Glück man es halte, ihn zu sehen, gingen so weit, daß man sich schon für außerordentlich glücklich hielt, wenn man

nur die Schelde seines Schwertes, oder einen Theil seines Kleides berühren konnte. Diese fast abgöttische Verehrung war dem Könige so unangenehm, daß er seinem Gefolge zurief: „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum „Gott machen wollte. Unsere Sachen stehen „gut; aber ich fürchte, die Rache des Him„mels wird mich für dieses verwegene Gaukel„spiel strafen und diesen Thoren zeitig genug „zeigen, daß ich nur ein schwacher, sterblicher „Mensch bin."

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/76

Der Bote aus Thüringen.

Zehentes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Nur wenige Meilen war jetzt Gustav Adolf noch von dem Generale Waltenstein entfernt. Dieser war schon in Weißenfels angekommen und fest entschlossen, den Schweden eine Schlacht zu liefern, um, wenn er siegte, ruhig seine Winterquartiere in Sachsen nehmen zu können. Des Sieges aber hielt er sich gewiß genug, weil sein Heer nicht nur das Schwedische an Stärke übertraf, sondern weil ihm auch sein Astrologe Seni Sieg prophezeyt hatte.

W. Was versteht man denn unter einem Astrologen?

B. Sonst gab es Leute, welche aus der Stellung der Sterne den Leuten auf ein Haar voraus sagen wollten, was ihnen begegnen würde. Einen Menschen nun, der diese Kunst zu haben glaubt, nennt man einen Astrologen.

W. Höre er, Herr Gevatter! von dem Prophezeyen aus den Gestirnen halte ich eben so wenig, als wenn mir jemand aus der Hand, oder aus der Caffeschale weissagen will.

B. Das kann Er halten, wie Er will; und gern gestehe ich es, daß ich auch der Meinung bin. Ehemahls aber, da es des Aberglaubens noch mehr, als heut zu Tage, gab, dachten freylich, selbst übrigens sehr kluge Leute, über diesen Punct ganz anders. Zu diesen gehörte denn auch Wallenstein. Er gab sich gar viel mit der Sternguckerey ab, aber nicht, wie die Herren Astronomen thun, um die Sterne, ihren Lauf und Bewegung kennen zu lernen, sondern um darin sein Schicksal zu lesen. Um dieß immer besser zu lernen, hatte er auch den Astrologen Seni bey sich, und beyde beguckten fleißig mit einander die Sterne. Seni hatte aus den Sternen heraus gebracht, daß im November desselben Jahres das Glück den König Gustav Adolf verlassen würde. Mit der größ-

ten

ten Zuversicht war daher Wallenstein den Schweden entgegen gegangen und erwartete, nach seiner Ankunft in Weißenfels, von dem Könige angegriffen zu werden. Aber statt dessen fing Gustav Adolf an, sich bey Naumburg zu verschanzen, und schien erst noch einige Verstärkung an sich ziehen zu wollen. Die Nachricht, daß die Schweden sich bey Naumburg verschanzten, war Wallensteinen höchst unangenehm.

W. Wenn er seiner Sache so gewiß war, so konnte er ja nach Naumburg marschieren und den König selbst angreiffen.

B. Bey allem Vertrauen auf die Astrologie glaubte Wallenstein doch auch seinen eigenen Verstand brauchen zu müssen, und dieser rieth ihm, bey wichtigen Dingen auch den Rath anderer einsichtsvoller Leute anzuhören. Er beschloß daher, mit seinen geschicktesten Generalen Kriegsrath zu halten.

Die Meinung aller Generale lief dahin aus, den König in seiner so vortheilhaften Stellung bey Naumburg nicht anzugreifen; vielmehr wegen der eingetretenen strengen Kälte den Feldzug zu endigen und den Truppen die nöthige Ruhe zu verschaffen: da es besonders höchst

wahrscheinlich sey, daß auch jetzt die Schweden, weil sie sich bey Naumburg so stark verschanzten, nichts mehr unternehmen würden. Ein Umstand bestimmte besonders noch den General Wallenstein, diesen Rath zu befolgen. Er erhielt die Nachricht, daß die Stadt Köln am Rhein von den Holländern bedroht würde, und schleunige Hülfe haben müsse. Dieses bewog ihn, den General Pappenheim mit einem sehr ansehnlichen Korps dahin abzuschicken; zugleich sollte dieser unter Weges das Hallische feste Schloß Moritzburg wegnehmen. Der übrige Theil der Wallensteinischen Armee zog sich gegen Leipzig hin, um zu der Beziehung der Winterquartiere die nöthigen Anstalten zu treffen. Jedoch geschah diese Veränderung so, daß man auch auf den Fall, wenn ja von Schwedischer Seite jetzt noch ein Angriff erfolgen sollte, gefaßt war.

Diese Vorsicht war in der That sehr nöthig. Denn kaum hatte Gustav Adolf gehört, daß ein ansehnliches Korps unter Pappenheim sich von Wallensteins Armee getrennt hatte: so verließ er eiligst sein Lager bey Naumburg und zog Wallensteinen nach. Dieser war nur erst

in

in die Gegend von Lützen*) gekommen, als er von dem Aufbruche der Schweden Nachricht erhielt. Mit der größten Schnelligkeit mußte sich jetzt sein Heer, das nach Pappenheims Abmarsche nur noch 12000 Mann stark war, zusammen ziehen. Dem General Pappenheim schickte man sogleich den Befehl zu, in aller Eile mit seinem Corps wieder zu der Hauptarmee zu stoßen; und man traf die besten Anstalten zum Empfange der Schweden. Mitten in der Nacht stellte Wallenstein seine Armee, auf einer großen Ebene bey Lützen, in Schlachtordnung, und um die Schwäche derselben zu verbergen, mußten alle Knechte und Troßjungen zu Pferde sitzen und sich an die Truppen anschließen.

Während aller dieser Anstalten hatten sich die Schweden genähert, sich auch von ihrer Seite zur Schlacht vorbereitet und dem Feinde gegen über gestellt. Mit gleicher Begierde zum Kampfe erwarteten nun beyde Heere den folgenden Tag. Beym Anbruche desselben warf sich Gustav Adolf mit seinen Truppen auf die Knie, stärkte sich durch das Gebet zur bevor stehenden Schlacht, und die ganze Armee

 stimmte

*) Ein Flecken zwischen Weißenfels und Leipzig.

stimmte ein Lied an, das von der Feldmusik begleitet wurde. Hierauf durchritt der König die Reihen seines Heeres, ermunterte die Truppen zur Erfüllung ihrer Pflicht und suchte ihren Muth wo möglich noch mehr zu beleben. Der Kampf würde sogleich mit Anbruch des Tages angefangen haben, hätte nicht ein dicker Nebel die ganze Gegend umhüllt und jedem Heere seinen Feind verborgen. Erst gegen Mittag fing der Nebel an, sich zu zertheilen, und nun erst konnte Gustav Adolf den Befehl zum Angriffe geben. Der Angriff geschah auf beyden Flügeln der Schwedischen Armee, deren linker vom Herzog Bernhard von Weimar, der rechte vom Könige selbst angeführt wurde, mit der größten Tapferkeit. Gleich bey dem ersten Angriffe wurden von dem linken Flügel der Schweden die Kaiserlichen zurückgetrieben und diese mußten jenen eine Batterie überlassen, die der Schweden Vordringen Anfangs sehr erschwert hatte. Aber jetzt kam Wallenstein eiligst mit Unterstützung herbey und trieb die vorgedrungenen Feinde wieder zurück. Unterdessen hatte Gustav Adolf die kaiserliche Cavallerie auf dem linken Flügel in die Flucht geschlagen. Als man ihm die

Nach-

Nachricht brachte, daß der linke Flügel seiner eigenen Armee den errungenen Vortheil wieder verloren habe, und durch Wallensteinen zurückgedrängt werde, überließ er dem Generale Horn die weitere Verfolgung der feindlichen Reiterey, und eilte seinem linken Flügel mit einem Regimente zu Hülfe. Als er eben im Begriff war, die Lage der Dinge in nähern Augenschein zu nehmen, um gerade da den Feind anzugreiffen, wo es für seine zurück gedrängten Truppen am vortheilhaftesten seyn möchte, kam er einem Haufen Feinde zu nahe, und eine feindliche Kugel verwundete ihn am linken Arme. Während sein Gefolge sich damit beschäftigte, ihn an einen sichern Ort zu bringen, traf ihn eine zweyte Kugel in den Rücken. Kaum blieb ihm jetzt nur noch so viel Kraft übrig, den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg der den verwundeten König im Arme hielt, zu ermahnen, sein eigenes Leben zu retten. Alles verließ jetzt den König und mehrere Kugeln raubten ihm vollends das Leben.

Schnell verbreitete sich die Nachricht von des Königs Tode unter der Schwedischen Armee. Das Schrecken über dieselbe schlug ihren Muth nicht nieder, vielmehr erhöhete es ihn,

und jeder brannte jetzt von Begierde, den Tod seines geliebten und verehrten Königs zu rächen. Der Herzog Bernhard von Weimar übernahm statt des Königs das Commando und führte die Truppen gegen den Feind. Fast auf allen Orten waren die Schweden schon Sieger, als die Kaiserlichen durch General Pappenheims Ankunft eine neue mächtige Verstärkung erhielten.

Dieser General hatte, Wallensteins Auftrage gemäß, seinen Weg nach Halle zu genommen; und eben waren seine Soldaten im vollen Plündern dieser Stadt begriffen, als er den Befehl zum Rückmarsch erhielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/84

Der Bote
aus
Thüringen.

Eilftes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

Schleunigst brach Pappenheim mit einigen Regimentern Cavallerie nach dem etwa fünf Meilen von Halle entfernten Lützen auf, und kam gerade auf dem Schlachtfelde an, als der Schwedische General Horn den in die Flucht geschlagenen linken Flügel der Wallensteinischen Armee verfolgte. Es gelang ihm nicht nur, die Fliehenden wieder zum Stehen zu bringen; sondern bald drang er auch, an der Spitze seiner Cavallerie-Regimenter und der gesammelten Flüchtlinge, mit solcher Heftigkeit auf die Schweden ein, daß diese zurück getrieben wurden, und der Sieg hier sich ganz wieder auf die Seite der Kaiserlichen zu wen-

den schien. Doch bald hatte Pappenheim Gustav Adolf's Schicksal. Er wurde durch einen Schuß tödtlich verwundet, und man mußte ihn von dem Schlachtfelde wegbringen. Sein Schicksal setzte die von ihm angeführten Truppen in solche Bestürzung, daß sie wieder zurück wichen.

Während dieser Zeit setzten auch auf der andern Seite die Schweden unter des Herzog Bernhards von Weimar Anführung den Kampf gegen die Kaiserlichen fort. Diese vertheidigten sich unter Wallenstein, der sich unerschrocken allen Gefahren aussetzte, immerfort mit dem größten Muthe, und Wallenstein versuchte Alles, um endlich noch den Sieg völlig zu erringen, der bis dahin so abwechselnd, bald auf der Kaiserlichen, bald auf der Schweden Seite gewesen war. Nur die einbrechende Nacht konnte dem Gefechte, das mehrere Tausende dahin gerafft hatte, ein Ende machen. Dann erst, als die Dunkelheit den Freund vom Feinde nicht mehr unterscheiden ließ, gab man bey beyden Armeen das Zeichen zum Abzuge, und jeder Theil hielt sich für unbesiegt, als er das Schlachtfeld verließ.*)

Gleich

*) Diese Schlacht geschah am 6. Nov. im Jahre 1632.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/86

Gleich nach dem Ende der Schlacht zog sich Wallenstein mit dem Ueberreste seines Heeres nach dem nahen Leipzig, und ließ so gar auf dem Schlachtfelde bey Lützen sein ganzes Geschütz, das den Schweden recht willkommen war. Den Plan, die Winterquartiere in Sachsen zu beziehen, gab er jetzt ganz auf und marschierte nach Böhmen.

W. Da trage ich weiter kein Bedenken, den Schweden den Sieg zu zuerkennen.

B. Meinetwegen. Aber dieser Sieg war den Schweden theuer zu stehen gekommen.

W. Ja das glaube ich wohl. Um einige tausend Mann wird ihre Armee freylich geringer geworden seyn, die vielen Krüppel ungerechnet, welche der blutige Tag gemacht haben mag.

B. An Todten und Krüppeln wird es wohl bey Wallensteins Heere auch nicht gefehlt haben. Leider! macht man aber daraus im Kriege gar nicht viel, und dieß mag auch wohl Eine der Ursachen seyn, warum man auf der Erde des Kriegführens gar nicht satt wird. Indessen kostete die Schlacht bey Lützen den Schweden noch etwas, das sie gewiß höher anrechnen mochten, als allen übrigen Verlust.

Nicht wahr, der Herr Gevatter weiß, was ich meine?

W. Recht gut; die Schweden hatten ihren geliebten König vorloren. Das war freylich der härteste Schlag, der sie treffen konnte.

B. Dafür hielten nicht nur die Schweden den Tod Gustav Adolfs, sondern die erste Nachricht davon war gewiß für die ganze Protestantische Partey in Deutschland das Schrecklichste, was sie jetzt hören konnte. Desto angenehmer mußte sie der Gegenpartey seyn. Wahrscheinlich hielten im ersten Schrecken die Protestanten Alles für verloren; und die Katholiken hingegen glaubten jetzt Alles gewonnen zu haben. Das Folgende wird zeigen, welche von beyden Parteyen, oder ob vielleicht keine recht geurtheilt, und ob es sich nicht auch hierbey bestätigt habe, daß es einen höhern Weltregierer gebe, der die Angelegenheiten ganzer Völker, wie einzelner Menschen, regiert. Uebrigens kann ich hier nicht unbemerkt lassen, daß unparteyische Beobachter der damahligen Zeitumstände und der Denkungsart Gustav Adolfs der Meinung sind: der Tod dieses Königs sey — so wenig es auch den Protestanten im ersten Gefühle des Schmerzens

eines

eingefallen seyn mag — eine Wohlthat gewesen, welche die Vorsehung dem Deutschen Reiche erwiesen habe: weil bey längerm Leben und fortdauerndem Glücke desselben die Deutschen Stände am Ende in Gefahr gerathen wären, an die Schweden eben die Unabhängigkeit zu verlieren, für welche Gustav Adolf gegen das Haus Oestreich focht. Dieß wäre denn ein neues Beyspiel, wie das, was dem kurzsichtigen Menschen ein Uebel scheint, durch den Weltregierer zum Besten gelenkt werde.

W. Bis dahin scheint mir doch Gustav Adolf ein wahrer Wohlthäter der Protestanten gewesen zu seyn.

B. Von Herzen stimme ich dem Herrn Gevatter darin bey, und es wäre traurig, wenn sie dieß je vergessen könnten.

W. Ohne Zweifel zeigt wohl auch auf dem Schlachtfelde bey Lützen ein von den Protestanten gesetztes Denkmahl, daß dort ihr Wohlthäter im Kampfe für sie gefallen sey?

B. Davon ist mir nichts bekannt. Ich selbst bin vor 9 Jahren einmahl das Schlachtfeld bey Lützen passirt. Es war gerade an dem Morgen des Tages, an welchem in Sach-

sen das Reformationsfest gefeyert wird.*) Das Läuten der Glocken rings um mich her kündigte mir an, daß man sich jetzt durch ganz Sachsen in den Kirchen versammle, um das Andenken Luthers und aller der merkwürdigen Männer zu ehren, welche in unserm Vaterlande die Reformation gründeten, und die Protestantischen Gemeinen stifteten. Mir fiel natürlich auch das viele Blutvergießen ein, das es kostete, ehe Protestanten und Katholiken in Deutschland friedlich bey einander wohnen lernten. In solche Gedanken vertieft ging ich über das Schlachtfeld bey Lützen; und lebhaft stellten sich meiner Seele Gustav Adolfs Verdienste um die Erhaltung der Protestanten in Deutschland vor; ich erinnerte mich des Heldenmuthes, mit dem er für die Sache seiner Glaubensgenossen focht, und mitten im Kampfe, auf der Stätte, wo ich wandelte, den Tod fand. Eben eilte ein Mann, der in die Kirche nach Lützen wollte, bey mir vorbey; ich fragte ihn: ob man nicht zum Andenken der Schlacht, die im dreyßigjährigen Kriege hier, zwischen den Schweden und Kaiserlichen, vorgefallen

sey,

*) Der ein und dreißigste October.

sey, irgend ein Denkmahl errichtet hätte? Ich weiß davon nichts, antwortete der Mann; aber, fuhr er fort, indem er auf einen Stein, der in einiger Entfernung von uns, nicht weit von der Straße, lag, zeigte, „dort den großen Stein nennt man zum Andenken jener Schlacht den Schwedenstein, und nicht weit von demselben ist der König von Schweden erschossen worden.“ Ich ging hin und besah den Stein und fand an ihm nichts weiter, als einen gewöhnlichen großen Stein, dergleichen man hier und da auf den Feldern findet.

W. Das will mir doch nicht gefallen, daß man so gar nichts an dem berühmten Platze gethan hat, um des großen Königs Andenken zu ehren.

B. Auch mir gefällt diese Gleichgültigkeit nicht, und viele, die uns beyden gleich denken, haben ihr Mißfallen darüber sehr laut zu erkennen gegeben. Aber ich habe eben nicht gehört, daß seitdem Anstalten zu einem Denkmahle Gustav Adolfs gemacht worden wären. Indessen ist immer das beste Denkmahl, welches einem großen und verdienten Manne gesetzt werden kann, das, welches er sich selbst durch seine Thaten, deren Folgen nicht untergehen,

setzt, und wodurch er sich auch dann im Andenken unter den Menschen erhält, wenn Zeit und andere Umstände die steinernen Denkmähler, die man ihm zu Ehren setzte, längst zerstört haben.

W. Wenn ich einmahl in die Gegend von Lützen kommen sollte, da besuche ich gewiß das Schlachtfeld, wo Gustav Adolf fiel, und auch sein Grab.

B. Das erste wird Er ohne Zweifel noch finden, wenn er aber auch das zweyte besehen will: so wird Er wohl noch etwas weiter, bis nach Stockholm in Schweden, reisen müssen; denn dahin wurde der Leichnam des Königs gebracht und in dem Erbbegräbnisse der Schwedischen Könige beygesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/92

Der Bote aus Thüringen.

Zwölftes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Es hatte viel Mühe gekostet, den Leichnam des Königs auf dem Schlachtfelde unter den übrigen Todten herauszufinden. Von dem Blute und den vielen Wunden war er ganz unkenntlich und von den Feinden sogar seiner Kleider beraubt worden. Die lederne Weste, die der König im Felde zu tragen pflegte, wurde von den Kaiserlichen, als ein Siegeszeichen, nach Wien geschickt, wo sie noch jetzt im Zeughause zu sehen ist. Kaiser Ferdinand II. wurde bey dem Anblicke derselben so gerührt, daß er ausrief: „Gern hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Vaterland gewünscht, wenn Deutschland nur den Frieden erlangt hätte.“

Dieser erwünschte Friede war aber noch weit entfernt. Der Kaiser und seine Partey rechneten nach Gustav Adolfs Tode um so gewisser auf eine gänzliche Besiegung ihrer Gegenpartey; diese aber glaubte, alle Kräfte anstrengen zu müssen, um das, was durch Hülfe der Schweden bisher gewonnen worden war, zu erhalten und nur einen vortheilhaften Frieden zu erkämpfen. Die Schweden wollten auch nicht ohne Vortheil vom Kriegsschauplatze abtreten, und Frankreich nicht umsonst sein Geld zur Unterstützung derselben hergegeben haben. Was war unter diesen Umständen anders als die Fortsetzung eines Krieges zu erwarten, der schon so viele Jahre alle Provinzen Deutschlands verheert hatte.

Sollten die Protestantischen Stände einiger Maßen auf einen glücklichen Erfolgi hrer Anstrengung rechnen können: so schien es nöthig zu seyn, daß sie sich mit den Schweden auf das engste verbänden, und dieses Reich mußte aus gleichen Gründen ebenfalls eine solche Verbindung wünschen. Gustav Adolf hinterließ eine sechsjährige Tochter Christina, als seine Thronfolgerinn. Während der Minderjährigkeit dieser Prinzessinn wurde die Regierung

rung in Schweden durch einige der angesehensten Männer des Reichs geführt; die Besorgung der Angelegenheiten der Schweden in Deutschland aber übertrug man einem vertrauten Freunde und Minister Gustav Adolfs, dem Reichskanzler Axel Oxenstierna. Dieser sehr einsichtsvolle Mann war seinem Könige nach Deutschland gefolgt und mit der ganzen Lage der Dinge hinlänglich bekannt. Er säumte nicht, zu Heilbronn, einer Reichsstadt in Schwaben, eine engere Verbindung zwischen den Protestantischen Ständen Oberdeutschlands und zwischen Schweden zu Stande zu bringen. Auch mit den Ständen Niederdeutschlands trat Oxenstierna in Unterhandlungen; doch war er hier nicht ganz so glücklich, ob er es gleich nicht an Versprechungen fehlen ließ, wodurch er diesen und jenen Reichsstand fester an Schweden anzuketten suchte.

Nach den nöthigen Vorbereitungen wurde der Krieg fortgesetzt. Die Schweden und ihre Verbundenen theilten nach der Lützener Schlacht ihre Macht und fochten in verschiedenen Gegenden gegen ihre Feinde. Bey der Schwedischen Armee hatten sich mehrere Officiere unter einem so großen Meister, wie Gustav Adolf in der

Kriegskunst war, zu guten Generalen gebildet. Besonders zeichneten sich im Verlaufe des Krieges unter ihnen die Generale Horn, Banner, Torstensohn, Wrange! als Anführer sehr aus. Einer der Hauptanführer der verbundenen Protestanten und Schweden war auch der Herzog Bernhard von Weimar, der durch seine Einsichten in die Kriegskunst und durch seinen unerschütterlichen Muth, mehr als einmahl theils als Anführer der Schweden, theils als Befehlshaber Deutscher Truppen der Protestantischen Partey den Sieg verschaffte.

In den ersten Zeiten nach Gustav Adolfs Tode war fast überall, wo die feindlichen Parteyen gegen einander fochten, der Sieg auf der Seite der Protestanten. Eine der Hauptursachen davon war wohl wahrscheinlich diese, daß Wallenstein mit der Hauptarmee der kaiserlichen Partey bey weitem nicht so thätig war, als man gehofft hatte. Gleich Anfangs, als Wallenstein zum zweyten Male an die Spitze der kaiserlichen Armee gestellt wurde, hatte man von diesem Manne sehr viel erwartet. Noch mehr erwartete man von ihm nach Gustav Adolfs Tode. Aber wie sehr sah man sich in den großen Erwartungen getäuscht. In Wallen-

lensteins Einsichten in die Kriegskunst, in seinen Muth, in seine Tapferkeit konnte man keinen Zweifel setzen: denn in seinen ehemahligen Feldzügen hatte er sich hinlänglich als ein großer Feldherr gezeigt. Das Zutrauen der Armee besaß er auch in einem so hohen Grade, als es nur immer ein Befehlshaber besitzen kann. Man mußte daher die Ursache von dem Fehlschlagen der von ihm gefaßten Hoffnung irgendwo anders suchen, und man fand sie allein in Wallensteins Willen zu finden. So viele Freunde Wallenstein am kaiserlichen Hofe hatte: so fehlte es ihm doch auch nicht an Feinden. Diese sparten keine Mühe, Wallensteins Betragen dem Kaiser verdächtig zu machen. An Ursachen zum Verdachte fehlte es gar nicht. Man fand es schon verdächtig, daß er sich nach der Lützener Schlacht nach Böhmen zurück zog und hier die Winterquartiere nahm. Als im neuen Feldzuge 1633 verschiedene Korps der feindlichen Armee in mehrern Gegenden Ober- und Niederdeutschlands die Feindseligkeiten anfingen und fast überall siegreich waren, blieb er noch eine Zeit lang in Böhmen unthätig. Der Kaiser ließ aus Italien eine Armee dem vom Feinde bedrängten

Oberdeutschland zu Hülfe kommen. Darüber äußerte Wallenstein sehr laut seine Unzufriedenheit. Am Ende brach zwar Wallenstein auch mit seiner Armee aus Böhmen auf; aber jetzt marschierte er nicht dahin, wo der Kaiser und die kaiserliche Partey Wallensteins Gegenwart am nöthigsten hielten; sondern er rückte in Schlesien ein. Dieses Land, das damahls unter der Herrschaft des Kaisers stand, war von den vereinigten Sachsen, Schweden und Brandenburgern größten Theils erobert worden. Es würde Wallensteinen ein Leichtes gewesen seyn, mit seiner überlegenen Macht, den Feind aus diesem Lande schnell zu vertreiben. Aber auch hier zauderte er und ließ sich sogar in geheime Friedensunterhandlungen mit den Sachsen und Schweden ein. Seine geheimen Friedensvorschläge waren für den Feind eben so annehmlich, als sie dem Vortheile des Kaisers entgegen waren. Ueberdieß suchte Wallenstein seinen Vorschlägen dadurch noch mehr Eingang zu verschaffen, daß er zu verstehen gab, er selbst wolle nöthigen Falls sich mit den Feinden des Kaisers verbinden und Ferdinand II. zur Annahme des Friedens zwingen. Dennoch traueten weder die Schweden noch die Sachsen den

Versi-

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/98

Versicherungen eines Mannes, der gegen alle Parteyen sich so zweydeutig betrug. Auch von Wallensteins geheimen Friedensunterhandlungen wurde zu Wien etwas bekannt und der Verdacht gegen ihn dadurch vermehrt. Bald erhielt der kaiserliche Hof noch einen Beweis von Wallensteins verdächtigem Betragen. Bey der so lange verzögerten Vertreibung der Feinde aus Schlesien wurde ein mehrere tausend Mann starkes Corps Schweden mit seinem Anführer, bey Steinau in Niederschlesien, von der kaiserlichen Armee gefangen genommen. Der Anführer dieser Schweden war der Böhmische Graf Matthias von Thurn, welcher ehemahls den Aufruhr der Böhmen gegen das Haus Oestreich angestiftet, das Herauswerfen der kaiserlichen Räthe aus dem Prager Schlosse veranstaltet und also gewisser Maßen den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges veranlaßt hatte. Längst schon wünschte der kaiserliche Hof diesen Mann, der nach dem unglücklichen Ausgange des Böhmischen Aufruhrs, sein Vaterland verlassen hatte und in der Folge in Schwedische Dienste getreten war, in seiner Gewalt zu haben, um ihn als Rädelsführer der aufrührerischen Böhmen bestrafen

zu können. Begierig wartete man zu Wien nach der Gefangennehmung desselben auf seine Auslieferung; aber Wallenstein hielt diese nicht für nöthig, vielmehr gab er dem Grafen von Thurn, der um Wallensteins geheime Friedensunterhandlungen mit den Feinden des Kaisers wußte, eigenmächtig die Freyheit.

In allen diesen Umständen und Vorfällen mußte der kaiserliche Hof Ursachen genug finden, gegen Wallensteins Absichten Verdacht zu schöpfen. Man furchte diesen Mann, und doch wußte man nicht, wie man es anfangen sollte, sich von ihm zu befreyen. Der Kaiser hatte als er demselben das Commando zum zweyten Mahle übergab, solche Bedingungen eingehen müssen, wodurch er außer Stand gesetzt wurde, etwas bey Wallensteins Armee zu befehlen. Wollte man ihn zu einer Unternehmung gegen den Feind bewegen, so mußte man da bitten, wo sonst der Regent zu befehlen pflegt; und immer hing es noch von Wallensteins gutem Willen ab, ob er dem Ansuchen, das man ihm vorlegte, Gehör geben wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/100

Der Bote aus Thüringen.

Dreyzehntes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Das auffallendste Beyspiel, wie wenig Wallenstein sich selbst an die dringendsten Vorstellungen des Kaisers kehrte, zeigte sich besonders bey folgender Gelegenheit. Während er nur mit wenigem Ernste seine Waffen gegen die Schweden, Sachsen und Brandenburger in Schlesien richtete, führten die Schweden und ihre Verbundenen vorzüglich in Schwaben und Baiern so wichtige Unternehmungen aus, daß von dieser Seite selbst der Oestreichische Kreis in Gefahr kam. Wallenstein wurde deßhalb wiederhohlt gebeten, in diese Gegenden Hülfe zu schicken. Zwar schickte er endlich einige Regimenter dahin ab; aber im Geheimen gab er

dem in jener Gegend commandirenden kaiserlichen Generale solche Verhaltungsbefehle, welche diesem die Hände banden, und die zugeschickte Hülfe fruchtlos machten. Unter solchen Umständen mußten dort die Fortschritte des Feindes immer größer werden, und am meisten wurde Oestreich durch den unternehmenden Herzog Bernhard von Weimar bedroht. Dieser Feldherr richtete sein Augenmerk auf die Eroberung der Reichsstadt Regensburg, deren Besitz Gustav Adolf schon so sehr gewünscht hätte, weil dadurch das Eindringen in das Oestreichische ungemein erleichtert wurde.

Aus meiner Erzählung wird dem Herrn Gevatter noch bekannt seyn, daß auf den Rath des sterbenden Tilly, der Kurfürst Maximilian von Baiern dem Könige Gustav Adolf in der Wegnahme derselben zuvor gekommen war. Die kaiserliche Partey, vorzüglich aber der Kurfürst von Baiern, hielten es überaus wichtig, sich in dem Besitze dieser Stadt zu behaupten. Man gerieth daher in die größte Bestürzung, als man des Herzog Bernhards Absicht auf dieselbe gewahr wurde. Die Baiersche Besatzung in Regensburg war nicht gar stark; doch wäre sie vielleicht zur Vertheidigung hinlängs

länglich gewesen, wenn sie auf den Beystand der Einwohner hätte rechnen können. Diese waren aber großen Theils Protestantisch, und daher gut Schwedisch gesinnt und sahen der Ankunft der Schweden mit großer Freude entgegen. Bey dieser Gefahr bath der Kurfürst Maximilian den General Wallenstein sehr dringend um Hülfe. Der Kaiser selbst schickte sieben Curiere nach einander an ihn ab und schilderte ihm die Nothwendigkeit der schleunigsten Unterstützung. Nur 5000 Mann verlangte man von ihm, die er auch um so eher entbehren konnte, da seine Absicht, Schlesien vom Feinde zu befreyen, meist erreicht war. Wallenstein versprach Hülfe und meldete sogar dem Kurfürsten, daß nächstens 12000 Mann, unter Anführung des Generals Gallas, eintreffen würden. Wirklich hatte dieser General von ihm Befehl erhalten, zur Unterstützung nach Baiern aufzubrechen, aber bald darauf auch wieder einen Gegenbefehl bekommen.

Bey diesem Mangel an Hülfe mußte sich Regensburg an den Herzog Bernhard ergeben und bald darauf hatten auch andere feste Plätze in Baiern dasselbe Schicksal. Auch säumte dieser Feldherr nun nicht, in diesem

Lande schleunigst weiter vorzurücken und sich Oestreichs Gränzen immer mehr zu nähern, wo die vielen gedrückten Protestantischen Einwohner das Eindringen der Schweden nicht ungern gesehen haben würden, und leicht dahin bewegt werden konnten, sich gegen den Kaiser zu bewaffnen. Bey dieser wachsenden Gefahr ergingen aufs neue von dem Kaiser dringende Vorstellungen an Wallensteinen. Ganz unthätig konnte Wallenstein dabey nicht mehr bleiben; er brach daher mit seiner Armee auf, näherte sich aber nur so langsam der Baierschen Gränze, daß man wohl sehen konnte, es sey ihm wenig Ernst, dort viel auszurichten. Unterdessen sahe sich doch wirklich der Herzog Bernhard dadurch genöthigt, vor jetzt seinen Plan auf Oestreich aufzugeben. Er zog sich nach Regensburg zurück, und suchte die von den Schweden in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen die bevorstehenden Angriffe Wallensteins zu vertheidigen. Wallenstein zeigte aber so wenig Lust, hier einen Kampf mit dem Herzog Bernhard zu beginnen, daß er sich vielmehr unter dem Vorwande, Böhmen werde durch die Sachsen von einem Einfalle bedroht, in Eile nach diesem Lande zurück

rück zog. Wie sehr auch der Kaiser zu wiederhohlten Mahlen in ihn drang, Oestreich von der ihm durch die Schweden unter dem Herzoge Bernhard drohenden Gefahr, durch ernstliche Vertheidigungsanstalten, zu befreyen: Wallenstein kehrte sich daran nicht; ja er drohete sogar einem unter ihm in dem Oestreichischen Lande ob der Ens stehenden Generale mit dem Tode, wenn er sich unterstehen würde, dem Befehle des Kaisers zu gehorchen und gegen die Schweden an der Donau etwas zu unternehmen. Mit seiner ganzen Armee bezog Wallenstein nun in Böhmen und andern Oestreichischen Erbländern die Winterquartiere. Er konnte dieß jetzt um so unbesorgter thun, da, wegen des bevorstehenden Winters, auch der Herzog Bernhard den Feldzug endigte und die Winterquartiere in den eroberten Provinzen nahm.

Das Verhalten Wallensteins bey dieser so dringenden Gefahr der Oestreichischen Provinzen brachte endlich den Kaiser zur vollkommensten Ueberzeugung, daß Wallensteins Feinde Recht hätten, wenn sie den Feldherrn, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, für einen Verräther hielten. Die Folge davon war,

daß man nun ernstlich daran dachte, wie man auf eine gute Art einem so gefährlichen Manne das ertheilte Commando wieder nehmen könnte. Bey der außerordentlichen Anhänglichkeit der Armee an ihren Feldherrn war das freylich eine bedenkliche Sache; aber auf der andern Seite konnte auch jede Zögerung von den nachtheiligsten Folgen seyn. Denn nicht genug, daß, wenn man Wallensteinen das Commando ließ, die Gefahr von einem so kühnen Feinde, als der war, welcher den Oestreichischen Gränzen so nahe stand, nicht abgewendet wurde: es drohete auch der Spanische Hof, der bisher dem Kaiser Hülfsgelder zur Fortsetzung des Kriegs gegeben hatte, nichts mehr herzugeben; ja endlich ließ auch der mächtigste Bundesgenosse des Kaisers unter den Deutschen Fürsten, der Kurfürst Maximilian von Baiern, deutlich merken, er wolle den Bund mit dem Kaiser aufgeben und sich mit den Schweden vergleichen, wenn man Wallensteinen den Oberbefehl über die kaiserliche Armee nicht entrisse. Was konnte der Kaiser daher anders thun, als etwas wagen, wenn er nicht Alles verlieren wollte. Wallensteins Absetzung wurde daher beschlossen.

Das,

Das, was am kaiserlichen Hofe gegen ihn beschlossen wurde, blieb auch dieses Mahl dem schlauen Wallenstein kein Geheimniß Der Entschluß, den er hierbey faßte, war so, wie man ihn von einem Manne, den, bey dem Gefühle seiner Kraft, der gränzenloseste Ehrgeitz und Rachsucht beherrschen, erwarten kann. Er beschloß, das jetzt offenbar zu werden, was er bis dahin nur geschienen hatte, ein Verräther an seinem Oberherrn. Bey seinen bisherigen geheimen Unterhandlungen mit dem Feinde und seinem ganzen zweydeutigen Betragen soll Wallenstein die Absicht gehabt haben, sich zum Herrn von Böhmen zu machen. Dabey war er aber überall mit so vieler Schlauheit zu Werke gegangen, daß er selbst die, welche mit ihm im Geheimen unterhandelten, nicht aus sich klug werden und über seine eigentlichen wahren Absichten in einer solchen Ungewißheit ließ, die sie mißtrauisch gegen ihn machen mußte. So sehr es ihnen auch zuweilen geschienen hatte, als ob Wallenstein es wirklich mit dem Kaiser nicht ehrlich meine und treulose Absichten gegen ihn habe: so ließ ihnen doch das zweydeutige Betragen desselben zu einer andern Zeit wieder im Ernste vermu-

then, er gebe sich nur zum Vortheile seines Oberherrn den Schein eines Verräthers, und wolle die Protestantische Partey bloß irre führen, um desto gewisser über sie für den Kaiser den Sieg zu erfechten. Von dieser Seite mochten wohl auch Wallensteins Freunde am kaiserlichen Hofe die geheimen Unterhandlungen desselben mit dem Feinde dem Kaiser vorgestellt und dadurch geraume Zeit hindurch bey diesem die gute Meinung von seinem Oberfeldherrn erhalten haben. Bey der Gefahr aber, in welcher jetzt Wallenstein die Oestreichischen Provinzen dem nahen Feinde so ruhig ausgesetzt ließ, mußte freylich bey dem Kaiser die gute Meinung von seinem Feldhern ganz verschwinden; und was war nun natürlicher, als daß er mit Ernst darauf dachte, demselben ein Obercommando zu nehmen, das er zum Vortheile seines Herrn nicht gebrauchen mochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/108

Der Bote aus Thüringen.

Vierzehentes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen. Bote. Wirth.

Sobald Wallenstein von der Absicht des Kaisers völlige Gewißheit zu haben glaubte: so beschloß er, die Armee, die er befehligte, dem Kaiser zu entreissen und mit ihr, in Verbindung mit dem Feinde, den Kaiser zu bekriegen. An der Ausführbarkeit seines Entschlusses zweifelte er nicht; denn er rechnete hierbey auf die außerordentliche Zuneigung seiner Armee gegen ihn. Wirklich hatten sowohl hohe und niedere Officiere, als auch die Gemeinen zu ihm ein außerordentliches Zutrauen; und keine Mittel waren von Wallensteinen, während der Zeit seiner Befehlshaberschaft, unversucht gelassen worden, sich dieselben verbindlich zu ma-

chen. Dagegen war ihm nicht unbemerkt geblieben, daß bey der Armee viel Unzufriedenheit gegen den kaiserlichen Hof herrsche, und er selbst unterließ nichts, was zur Vermehrung dieses Mißvergnügens beytragen konnte. In wie fern man bey dieser Stimmung geneigt seyn möchte, den Kaiser ganz zu verlassen, und dem Oberfeldherrn allein fest anzuhängen, davon wollte Wallenstein sich bey seinem gefaßten Entschlusse erst recht gewiß zu überzeugen suchen. In dieser Hinsicht hielt er vorzüglich nöthig, die Gesinnungen der vornehmsten Officiere zu erforschen. Konnte er sich auf diese bey der Ausführung seines Plans hinlänglich verlassen: so glaubte er auch mit Gewißheit auf ihre Untergebenen rechnen zu dürfen, da diese ja gewöhnlich die Partey ihrer Obern zu ergreiffen pflegen. Dreyen seiner Oberofficiere, den Generalen Kinsky, Terzky und Illo, hatte er schon längst seinen geheimen Plan bekannt gemacht; auf ihre Theilnahme konnte er mit Zuversicht rechnen. Jetzt entdeckte er auch einen vierten, zu dessen Tapferkeit und Geschicklichkeit er ein besonderes Zutrauen hatte, und der auch gegen ihn viel Ergebenheit bewies, seine Absicht. Graf Piccolomini, so hieß

diesen

dieser Officier, bemühte sich zwar sehr, ihm die Gefahren und Schwierigkeiten, die er bey der Ausführung seines Plans finden werde, ins hellste Licht zu setzen; aber Wallenstein sparte keine Mühe, ihn zu widerlegen und blieb bey seinem Vorsatze.

Um zu erfahren, was er sich von den übrigen versprechen dürfe, berief er die Befehlshaber und vornehmsten Officiere der Armee im Januar 1634 in sein Hauptquartier nach Pilsen, einer Stadt in Böhmen. Da der Kaiser eben von ihm verlangt hatte, die Winterquartiere mit seiner Armee nicht in Böhmen und andern Oestreichischen Erbstaaten zu nehmen; ferner: noch im Winter dem Feinde Regensburg wieder zu entreissen, und einige tausend Mann Reiterey zur Unterstützung einer neuen Armee abzuschicken, die aus Italien dem Kaiser zu Hülfe eilte: so mußten diese Forderungen des Kaisers zu einem Vorwande dienen, wodurch er seinem Fürsten die eigentlichen Absichten dieser Zusammenberufung zu verbergen suchte. Zwanzig der zusammen berufenen hohen Officiere und Befehlshaber erschienen zu Pilsen; nur drey der wichtigsten blieben aus.

Dieß hielt indessen Wallensteinen nicht ab, seine Nachforschungen anzustellen.

Einer seiner Vertrauten, der Feldmarschall Illo, mußte der Versammlung die oben erwähnten Forderungen des Kaisers vorlegen, und sie mit solchen Bemerkungen begleiten, daß dadurch unter den Versammelten ein allgemeiner Unwille gegen die kaiserlichen Befehle entstand. Dieses Mißvergnügen benutzte Illo. Nachdem er weitläufig die Undankbarkeit geschildert hatte, die, schon seit geraumer Zeit her, der Kaiser, angereitzt von Wallensteins Feinden, sowohl gegen die Armee, als auch besonders gegen ihren Oberfeldherrn Wallenstein, bewiesen habe: so erwähnte er, daß man so gar jetzt damit umgehe, Wallensteinen nach und nach ganz vom Commando zu entfernen. „Doch," fuhr er fort, „zu einer so schimpf„lichen zweyten Entsetzung will Wallenstein es „nicht kommen lassen. Vielmehr ist er fest ents„schlossen, diesem Schimpfe zuvor zu kommen „und lieber freywillig sein Commando nieders„zulegen." Zugleich machte Illo die Versammelten darauf aufmerksam, daß bey Wallensteins Entschlusse alle die großen Summen, welche jeder von ihnen im Dienste des Kaisers aufgeopfert und wofür sie, wäre Wallenstein

am

am Commando geblieben, gewiß Entschädigung zu erwarten gehabt hätten, so gut als verloren wären. Denn wer sollte Ersatz verschaffen, da Wallenstein selbst vom kaiserlichen Hofe nicht erhalten könne, was ihm gebühre und versprochen worden sey.

Kaum hatte Illo seine Rede geendigt, als das allgemeine Geschrey im Versammlungssaale ertönte: „Unmöglich kann man zugeben, „daß Wallenstein die Armee verläßt.“ Schnell wurde beschlossen, eine Deputation an Wallensteinen mit der Bitte abzuschicken: das Obercommando zu behalten. Aber erst auf das dringende Bitten einer zweyten Gesandtschaft gab Wallenstein die feyerliche Erklärung, daß er bey der Armee bleiben und treulich dafür sorgen wolle, daß ihr der versprochene Unterhalt und Bezahlung verschafft würden. Dagegen mußten aber auch die zusammen berufenen Officiere sich verbindlich machen, eine Schrift, die ihnen vorgelesen wurde, zu unterschreiben. Diese Schrift enthielt die feyerliche Versicherung, daß Wallenstein nur auf ihr dringendes Bitten das Commando der Armee habe behalten wollen, und daß sie dagegen versprächen, ihm treu zu bleiben, sich durch nichts von ihm

trennen zu lassen, aber jeden Treulosen unter ihnen auf alle Weise mit der schärfsten Rache verfolgen würden.

Die Officiere waren um so williger, diese Schrift zu unterschreiben, da sie den ausdrücklichen Beysatz enthielt: so lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde. Absichtlich aber wurde das Unterschreiben dieser Schrift bis zu einem von Illo an diesem Tage veranstalteten großen Gastmahle verschoben. Erst als der Wein fast aller Gäste Köpfe um die volle Besinnung gebracht hatte, brachte Illo die Schrift zum Unterschreiben herbey, verwechselte sie aber mit einer Abschrift, worin der eben erwähnte Zusatz weggelassen war. Ohne dieselbe weiter anzusehen, kritzelten die meisten ihre Nahmen hin; nur einige wenige, die der Wein noch nicht zu sehr benebelt hatte, lasen sie schnell durch, und wollten, da sie jenen Beysatz nicht fanden, Anfangs nicht unterschreiben. Doch auch diese wurden am Ende durch Drohungen zum Unterschreiben gebracht. Indessen war diese Weigerung Wallensteinen doch so sehr aufgefallen, daß er am folgenden Tage die Officiere zu sich berief, und ihnen erklärte,

klärte, daß die gestrige Weigerung einiger unter ihnen ihn bewege, das ihnen gegebene Versprechen wieder zurück zu nehmen. Diese Drohung vermochte die Herren zu einer neuen Unterschrift.

Nachdem Wallenstein sich auf diese Weise der Mitwirkung der vornehmsten Officiere zur Ausführung seines geheimen Plans hinlänglich versichert zu haben glaubte, zweifelte er nicht im mindesten an einem glücklichen Ausgange. Aber wie ganz anders ging es, als er gedacht hatte. Alle seine geheimen Absichten und Verhandlungen waren dem Hofe zu Wien nicht verborgen geblieben. Der Graf Piccolomini, auf dessen Treue er so viel bauete, den er in das Innerste seines Geheimnisses blicken ließ, glaubte es der Treue gegen seinen Fürsten schuldig zu seyn, Wallensteins geheime Anschläge, so bald er sie erfuhr, dem Kaiser bekannt machen zu müssen. Auch das, was zu Pilsen vorgegangen war, berichtete er eiligst nach Wien. Sogleich erging vom Kaiser an die drey Generale, welche auf der Versammlung zu Pilsen nicht erschienen, und nach Wallenstein die vornehmsten Befehlshaber bey der Armee waren, der geheime Befehl, Wallenstei-

nen und seine beyden vorzüglichsten Anhänger Illo und Terzky, auf welche Weise es immer sey, gefangen zu nehmen und in sichere Verwahrung zu bringen. Auch wurde dem Generale Gallas eine kaiserliche Verordnung zugeschickt, die er da, wo er es für rathsam fände, bekannt machen sollte. In derselben untersagte die Regierung allen Officieren den fernern Gehorsam gegen Wallensteinen, befahl ihnen, bis auf weitere Verfügung, den General Gallas als Oberbefehlshaber der Armee zu betrachten und sicherte denen, welche an dem zu Pilsen Vorgefallenen Theil genommen hätten, vollkommene Verzeihung zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/116

Der Bote aus Thüringen.

Funfzehntes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Als durch die dem Kaiser treuen Generals die Verrätherey Wallensteins bey den verschiedenen Corps der kaiserlichen Armee nach und nach bekannt gemacht wurde: fand man fast überall die größte Anhänglichkeit an den Kaiser und den lebhaftesten Unwillen gegen den Verräther. Wallenstein, dem diese Stimmung der Truppen, so wie die geheimen Befehle des Kaisers, noch eine Zeit lang unbekannt blieben, hatte unterdessen auch im Geheimen mit den Sachsen und Schweden unterhandelt. Sein Plan war, bey Prag die ganze Armee zu versammeln, sich dort öffentlich gegen den Kaiser zu erklären, und nun mit der Armee gera-

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/117

dezu auf Wien los zu gehen, während der Herzog Bernhard mit den Schweden von der Donau her ins Oestreichische eindringen sollte. Unerwartet aber mußte er die Nachricht hören, daß Prag schon von einem Corps Truppen für den Kaiser besetzt, daß sein ganzer Plan entdeckt, der größte Theil der Armee von ihm abgefallen und mit dem größten Unwillen gegen ihn erfüllt sey. Nur ein sehr kleiner Theil war ihm treu geblieben, aber auch mit diesen wenigen Soldaten wollte er noch seinen Plan ausführen. In der größten Eile begab er sich mit ihnen nach der Böhmischen Gränzfestung Eger, um sich hier mit 10000 Schweden und Sachsen, die zu seiner Unterstützung herbey kommen sollten, zu verbinden. In Eger erhielt er die gewisse Nachricht, daß der Befehl von Wien ertheilt sey, sich seiner, es koste, was es wolle, zu bemächtigen. Aber unter der Besatzung zu Eger glaubte er sich sicherer, als irgendwo; und die nahe Ankunft der Schweden und der Sachsen gab ihm Hoffnung, bald wieder die Zahl seiner Anhänger vergrößert zu sehen.

Doch gerade von dem Commendanten der Festung und einigen Officieren, die Wallen-

stein

stein zu seinen treuesten Anhängern zählte, weil er ehemahls ihr Wohlthäter gewesen war, wurde ein Anschlag gegen ihn geschmiedet. Anfänglich war es der Wille der Verschwornen, Wallensteinen, dem kaiserlichen Befehle gemäß, bloß gefangen zu nehmen und auszuliefern. Aber als sie hörten, daß die Schweden und Sachsen nicht mehr weit von Eger entfernt wären, faßten sie den Entschluß, ihn, nebst seinen drey vertrautesten Anhängern, Illo, Terzky und Kinsky, bey einem Gastmahle zu ermorden. Zum großen Verdrusse der Verschwornen erschien Wallenstein nicht auf dem Gastmahle, das eines Abend der Commendant auf der Burg veranstaltete. Da aber jeder Verzug von den nachtheiligsten Folgen seyn konnte: so gab man die Ausführung des Plans für diesen Abend nicht auf. Während Illo, Kinsky und Terzky sich mit den übrigen Gästen bey vollen Gläsern belustigten, traten mehrere Dragoner mit dem Geschrey: Es lebe der Kaiser! in den Speisesaal ein und stießen sie nieder.

Von allem, was in der Burg vorging, ahndete Wallenstein in seinem Schlosse in der Stadt nichts. Noch an demselben Abend hat-

le er mit seinem Astrologen Seni aus den Sternen sein Schicksal zu erforschen gesucht, selbst viel Erfreuliches darin gelesen und sich dann schlafen gelegt. Plötzlich wurde er durch einen Flintenschuß aus dem Schlafe geweckt. Schnell sprang er aus dem Bette ans Fenster, wahrscheinlich um die Wache zu rufen und zu sehen, was vorging. Ein Wehklagen und Jammern der Gemahlinnen Terzky's und Kinsky's tönte ihm aus dem an sein Schloß stoßenden Gebäude entgegen und verkündigte ihm sein er Freunde schreckliches Schicksal. Auf einsmahl wurde die verschlossene Thüre seines Schlafzimmers mit Gewalt aufgesprengt und mehrere Bewaffnete kamen auf ihn, der sich nahe bey dem Fenster auf einen Tisch gelehnt hatte, los. Einer der Bewaffneten, der Hauptmann Deveroux, (Deweru) schrie ihm zu: „Bist du der Schelm, der das kaiserliche „Volk zu dem Feinde überführen und dem „Kaiser die Krone vom Haupte reißen will? „Jetzt mußt du sterben!" Schweigend sah Wallenstein ihn an, und Deveroux durchstieß ihn mit einem Spieße. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank Wallenstein nieder.

Nach

Nach Wallensteins Ermordung wurde das Kriegsglück der Katholischen Partey auf eine Zeit lang günstiger. Der Kaiser übergab jetzt den Oberbefehl über seine Armee seinem eignen Sohne Ferdinand, Könige von Ungarn. Dieser richtete gleich anfänglich sein Hauptaugenmerk dahin, die Schweden aus Baiern, und von der Oestreichischen Gränze zu entfernen. In dieser Rücksicht wurde alles versucht, ihnen Regensburg wieder zu entreißen und nach einem hartnäckigen Widerstande mußte sich diese Stadt ergeben. Auch aus mehrern andern Baierschen Städten wurden die Schweden vertrieben und im August 1634 kam es zwischen der Schwedischen und kaiserlichen Armee bey der Schwäbischen Reichsstadt Nördlingen zu einer mörderischen Schlacht, worin die Schweden und ihre Verbündeten, unter des Herzogs Bernhard und des Schwedischen Generals Horn Anführung, einen Verlust von 12000 Mann erlitten, und der General Horn selbst nebst andern Generalen in feindliche Gefangenschaft gerieth.

Durch diese Niederlage der Schweden bekam die kaiserliche Partey auf geraume Zeit in Baiern, Schwaben und Franken völlig die

Oberhand. Mehrere Protestantischen Reichsstände wurden dadurch in ihrer Anhänglichkeit an die Schweden wankend gemacht, und gemäßigtere Forderungen von Seiten des Kaisers würden sie vielleicht alle zum Frieden gebracht haben. Voll Hoffnung aber wegen des neuen Kriegsglückes, wollte die Katholische Partey nur von einem für sie allein vortheilhaften Frieden wissen. Indessen suchte der Kaiser doch den Kurfürsten von Sachsen, als den mächtigsten Bundesgenossen der Schweden unter den Protestantischen Ständen, zur Aussöhnung zu bewegen. Wirklich wurde auch zu Prag im Jahre 1635 Friede zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen geschlossen. Die Friedensbedingungen waren so beschaffen, daß sie wenigstens auf einige Zeit dem Deutschen Reiche Ruhe verschaffen konnten, wenn alle übrigen Protestantischen Stände sie angenommen hätten. Aber eine dauerhafte innere Ruhe war davon für Deutschland schwerlich zu erwarten. Dennoch ließen sich mehrere Protestantischen Stände, die der schrecklichen Verheerungen dieses langen Krieges müde waren, zur Annahme des Prager Friedens bewegen; andere aber, die dadurch

entweder

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/122

entweder alles verloren oder doch nichts gewonnen, waren zur Fortsetzung des Krieges um so geneigter, da ihre Bundesgenossen, die Schweden, nicht eher an einen Frieden denken wollten, als bis sie einer Entschädigung für ihre bisherigen Aufopferungen gewiß wären, worauf sie jetzt, bey dem neuen Kriegsglücke des Kaisers, noch keine Rechnung machen konnten.

In der mißlichen Lage, worin die Schweden sich nach der Nördlinger Schlacht befanden, traten sie in ein neues Bündniß mit Frankreich. Frankreich, das bisher bloß mit Geld die Schweden gegen den Kaiser unterstützt hatte, versprach nun auch Armeen gegen den Kaiser und seine Bundesgenossen, die Spanier und die Katholischen Deutschen Reichsstände, zu schicken. Zu gleicher Zeit schloßen auch diejenigen Protestantischen Reichsstände, welche den Prager Frieden nicht annehmen wollten, mit Frankreich einen Bund, und dieses versprach Geld herzugeben, damit der Herzog Bernhard von Weimar sich eine eigene Armee verschaffen und die Bewegungen der Französischen und Schwedischen Truppen unterstützen könne.

Schon früher würde Frankreich einen thätigern Antheil an dem dreyßigjährigen Kriege genommen haben, wenn es davon einigen Vortheil für sich gesehen hätte. Jetzt waren aber der Kaiser und das Deutsche Reich durch den langen Krieg geschwächt, die Schweden fremder Hülfe sehr benöthigt, und mehrere Deutsche Reichsstände hatten sogar selbst in ihrer jetzigen peinlichen Lage Frankreich um Beystand gebeten. Da hielt es denn der Französische Hof für den allergünstigsten Zeitpunkt, etwas von dem Deutschen Reiche an sich zu bringen und so seine Gränzen gegen Deutschland hin immer mehr erweitern zu können. Denn schon damahls soll Frankreich den geheimen Plan gehabt haben, seine Herrschaft nach und nach bis an den Rheinstrom auszubreiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/124

Der Bote aus Thüringen.

Sechzehntes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Als der Französische Hof sich in seinem Bündnisse mit den Schweden und einigen Protestantischen Reichsständen zu einer thätigern Theilnahme an dem Kriege gegen den Kaiser und dessen Partey anheischig machte: so geschah es nur unter der Bedingung, daß während des Krieges einige Reichsfestungen und das Elsaß von den Franzosen besetzt und in Schutz genommen werden dürften.

So wie aber Frankreich sich durch einen Theil des südlichen Deutschlands vergrößern wollte: so hatte Schweden ähnliche Absichten auf einen Theil Norddeutschlands, auf das Herzogthum Pommern. Daher war es natürlich

lich, daß beyde Reiche alle ihre Kräfte aufbo-
ten, um durch Besiegung des Kaisers und sei-
ner Parteyen ihre geheimen Zwecke zu erreichen.

Dem zwischen dem Kaiser und dem Kurfür-
sten von Sachsen im Jahre 1635 zu Prag ge-
schlossenen Frieden traten auch die Sächsischen
Herzoge, und nach und nach auch die Herzoge
von Mecklenburg, von Braunschweig-Lüne-
burg und der Kurfürst von Brandenburg bey.
Unter den Protestantischen Ständen, welche
Anhänger der Schweden blieben, war Hessen-
Cassel der wichtigste. Aber die Anhänglichkeit
an eine der beyden Parteyen konnte unter den
damahligen Umständen die Provinzen unseres
Vaterlandes vor Verheerungen und vor den
übrigen Drangsalen des Krieges ganz und gar
nicht schützen. Der Schauplatz der kriegeri-
schen Unternehmungen war bald hier, bald
dort; und wenn schon die eine Krieg führende
Partey ganz verloren zu seyn schien: so trat
sie doch bald wieder mächtiger als je auf den
Kampfplatz. Auch die rauheste Jahrszeit mach-
te nicht immer dem Feldzuge ein Ende. Mei-
sten Theils waren die Monathe, in welchen die
streitenden Parteyen die Winterquartiere bezo-
gen, um in der mildern Jahrszeit den Streit

mit

mit neuer Stärke anzufangen, für die unglücklichen Bewohner der Provinzen Deutschlands ungleich drückender, als die Zeit der Feldzüge selbst. Das immer wechselnde Kriegsglück gab doch Hoffnung, von den Armeen bald auf einige Zeit wieder befreyt zu werden; aber während der Winterquartiere zehrten die Kriegsheere das vollends auf, was man etwa vorher noch vor ihnen gerettet hatte. Diejenigen Deutschen Länder, von welchen bis dahin der Kriegsschauplatz entfernt geblieben war, wurden im Verlaufe der folgenden Kriegsjahre auch noch von den Schrecknissen desselben heimgesucht; und so blieb keine Gegend unseres Vaterlandes von dem Elende verschont, das dieser schreckliche Krieg über dasselbe brachte. Mit jedem neuen Feldzuge wurde er vielmehr immer verwüstender; nach jeder neuen Niederlage der einen oder der andern Partey immer wüthender und grausamer geführt. Ob das Land dem Freunde oder dem Feinde gehörte, achtete man nicht; und nicht selten schadeten die, welche verheerten, dadurch sich selbst eben so sehr, als den unglücklichen Ländern und ihren Bewohnern. Vor allen zeichneten sich die Schwedischen Truppen, unter

denen sich freylich auch ein sehr grosser Theil Deutscher Soldaten befanden, durch die gräulichsten Verwüstungen, in den Ländern, wohin sie kamen, aus. Denn seit Gustav Adolfs Tode hatte die strenge Mannszucht unter den Schwedischen Armeen ganz aufgehört und Rauben und Plündern in Freundes- und Feindesland war unter ihnen zur Gewohnheit geworden. Auch die Französischen Armeen, welche, seit Frankreichs thätigerer Theilnahme an dem schrecklichen Kriege, gegen die kaiserliche Partey in Deutschland fochten, verstanden die Kunst, die Länder ihrer Feinde und Freunde auszusaugen, und den Krieg so viel, wie möglich, auf fremde Unkosten zu führen.

So mußte unser Vaterland nach der Nördlinger Schlacht erst noch 14 Jahre lang alle Greuel eines verwüstenden Krieges erdulden, ehe es den, von Millionen sehnlichst gewünschten, Frieden erlangen konnte, und fast Alles hergeben, was die kämpfenden Parteyen zur Fortsetzung des Krieges nöthig zu haben glaubten. Denn nicht nur die Reichsstände, sondern auch die Schweden und zuletzt auch die Franzosen führten ihn meist auf Unkosten der Einwohner Deutschlands. Die merkwür-

digsten

digsten Vorfälle aus den noch übrigen Jahren dieses langen Krieges waren folgende.

Durch den großen Verlust, den die Schweden in der Nördlinger Schlacht erlitten hatten, und noch mehr durch den darauf erfolgten Friedensschluß zwischen dem Kaiser und Kursachsen, waren die Schweden in die mißlichste Lage gekommen. An dem Kurfürsten von Sachsen hatten sie nicht nur einen Bundesgenossen verloren, sondern sogar einen offenbaren Feind bekommen, weil im Prager Frieden sich der Kurfürst von Sachsen verbindlich gemacht hatte, die Schweden aus Deutschland vertreiben zu helfen. Zu Vertreibung derselben forderte ihn nun auch der eigene Vortheil seiner Familie auf; denn im Prager Frieden war seinem Sohne das Erzstift Magdeburg zugesprochen worden, das die Schweden noch besetzt hielten. Jetzt trafen daher die Sachsen alle Anstalten, sie daraus zu vertreiben, und es gelang ihnen so gut, daß die Schweden beynahe in Gefahr kamen, von aller Verbindung mit ihrem Vaterlande abgeschnitten zu werden. Zum Glück für sie wußte der Herzog Bernhard von Weimar und die Franzosen die Kaiserlichen und ihre Verbün-

deten in andern Gegenden so sehr zu beschäftigen, daß es dem Kaiser nicht möglich war, die Sachsen gehörig zu unterstützen. Bald wendete sich aber auch das Glück wieder auf die Seite der Schweden, die frische Truppen an sich zogen, unter ihrem General Banner den vereinigten Sachsen und Kaiserlichen im Jahre 1636 bey Wittstock*) eine große Niederlage beybrachten, nun in Ober- und Niedersachsen wieder die Oberhand bekamen und die eroberten Länder für den Beytritt zum Prager Frieden gar hart büßen ließen. Auch das Thüringerland wurde damahls von den Schweden durch Plünderung sehr mitgenommen, und die Stadt Eisenach durch die Unvorsichtigkeit eines Schwedischen Soldaten fast ganz in einen Aschenhaufen verwandelt. Weil sich die meisten Landleute aus Furcht in die Städte flüchteten, so blieben die Aecker unbestellt und eine große Theurung war die Folge davon.

Im Jahre 1637 starb der Kaiser Ferdinand II. und sein Sohn Ferdinand III. folgte

*) Eine Stadt in demjenigen Theile der Mark Brandenburg, welcher die Prignitz heißt.

folgte ihm nicht nur in den Oestreichischen Erbländern, sondern auch, durch die Wahl der Kurfürsten, in der Kaiserwürde. Deutschland hoffte durch den neuen Kaiser bald den Frieden hergestellt zu sehen, weil dieser Herr so oft, in der Mitte der kaiserlichen Armee, ein naher Augenzeuge aller Gräuel des Krieges gewesen war. Doch die stete Abwechselung des Kriegsglückes, das bald die eine, bald die andere Partey begünstigte, verzögerte ihn noch lange. In demselben Jahre 1637 wurden zwar die Schweden durch die Kaiserlichen und Sachsen genöthigt, sich wieder bis nach Pommern zurück zu ziehen, und wenig fehlte, so wären sie auch von hier vertrieben worden; denn schon hatten die Kaiserlichen selbst in Pommern mehrere Städte ihnen weggenommen; auch ging es den Bundesgenossen der Schweden, der Armee unter dem Herzoge Bernhard und den Franzosen, nicht viel besser. Aber im folgenden Jahre 1638 siegte der Herzog Bernhardt im südlichen Deutschland über die Kaiserlichen und eroberte im Breisgau die wichtige Festung Breysach. Im Norddeutschland hingegen nöthigte der Mangel an Lebensmitteln die Kaiserlichen sich wieder aus Pommern und Nie-

dersachsen zurück zu ziehen. Der Hunger hatte hier die kaiserliche Armee so muthlos gemacht, daß sogar ein Theil derselben zu den Schweden überging. Diese hatten hier zwar auch keinen Ueberfluß, indessen konnte ihnen doch auf der Ostsee Proviant zugeführt werden; da hingegen die benachbarten Provinzen Pommerns wegen eigenen Mangels den Kaiserlichen keine Zufuhr zu leisten im Stande waren.

Durch 14000 Mann frischer Truppen verstärkt, rückte General Banner mit seinen Schweden wieder ins Feld. Aber bey jedem Vorschritte zwischen der Oder und Elbe hatte er auch mit dem Hunger zu kämpfen. Unterdessen schafften doch hier die ausgesogenen Länder, was sie nur noch auftreiben konnten, herbey, um der lästigen Gäste so bald als möglich los zu werden. So drang Banner unter den größten Mühseligkeiten von Pommern aus durch Niedersachsen wieder bis Kursachsen vor, siegte hier im Jahre 1639 über die Kaiserlichen und Sachsen, und fiel in Böhmen ein, wo er schreckliche Verheerungen anrichten ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/132

Der Bote aus Thüringen.

Siebenzehentes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Das neue, unerwartete Glück der Schweden machte auf die Protestantischen Reichsstände einen so großen Eindruck, daß mehrere von ihnen, die den Prager Frieden angenommen hatten, von ihm abgingen und manche sich sogar mit den Schweden gegen den Kaiser wieder verbanden. Auch in Oberdeutschland hatte unterdessen der Herzog Bernhard den Krieg mit Glück gegen die kaiserliche Partey fortgeführt; aber eine pestartige Krankheit, andere sagen, ein ihm beygebrachtes Gift, raffte ihn, mitten in seinen kriegerischen Unternehmungen, im Julius des Jahres 1639, dahin. An ihm verlor die Gegenpartey des Kaisers ein

nen ihrer größten Generale. Als seine Brüder den Prager Frieden angenommen hatten, war er ein Anhänger der Schwedischen Partey und ihrer Bundesgenossen geblieben und hatte durch sein Feldherrntalent sehr viel dazu beygetragen, daß dieselben nicht von der kaiserlichen Partey überwältigt wurde.

Beynahe wäre durch des Herzog Bernhards Tod das gute Vernehmen zwischen Frankreich und Schweden aufgelöst worden, weil beyde auf die ansehnliche und tapfere Armee Anspruch machten, welche der Herzog Bernhard hinterließ. Die Schweden sahen den tapfern Helden für ihren Feldherrn an und gründeten darauf ihre Ansprüche. Frankreich aber behauptete, daß es zur Unterhaltung jener Armee das Geld hergegeben habe; und glaubte deßhalb das nächste Recht auf sie zu haben. Durch große Geldsummen, die es den Oberhäuptern der Armee des Herzogs gab, brachte indessen Frankreich dieselbe, so wie die von ihr eroberten festen Plätze, an sich. Diesem Heere, das man auch fernerhin nach dem Nahmen seines Urhebers und ersten Befehlshabers die Weimarische Armee nannte, wurde nun ein Französischer Feldherr zum Anführer gegeben.

In

In der Noth, worein Böhmen durch den verheerenden Einfall und Aufenthalt der Schweden gekommen war, und um die weitern Fortschritte des General Banners, der, von Böhmen aus, Mähren und Oestreich bedrohte, zu verhindern, hatte der Kaiser eine starke Armee unter Anführung seines eigenen Bruders, des Erzherzogs Leopold, zusammenziehen lassen. Diesem glückte es, die Schweden aus Böhmen zu verjagen. Banner zog sich unter manchen unglücklichen Gefechten durch Kursachsen bis Thüringen, wo er sich einige Zeit aufhielt, und dann die Winterquartiere im Braunschweigischen nahm. Für das Jahr 1640 war endlich auch, nach 27 Jahren wieder zum ersten Mahle, vom Kaiser ein Reichstag ausgeschrieben worden, wo man sich über die Wiederherstellung des Friedens berathschlagen wollte. Regensburg war zum Versammlungsorte bestimmt. Ob dieser Reichstag gleich lange genug dauerte: so kam es doch nach vielen Berathschlagungen nicht weiter, als daß man die beyden Westphälischen Städte, Osnabrück und Münster, zu Unterhandlungsörtern bestimmte. Dennoch verflo-

ten erst noch mehrere Jahre, ehe die Friedens-unterhandlungen wirklich eröffnet wurden.

Unterdessen wurde der Krieg immer lebhafter fortgesetzt. Der General Banner machte sogar den Plan, die Reichsversammlung in Regensburg aufzuheben. Daher brach er mitten im Winter zu Anfange des Jahres 1641 aus seinen Winterquartieren in Niedersachsen auf, vereinigte sich mit der Französisch-Weimarschen Armee, und stand, ehe man es sich versah, so nahe bey Regensburg, daß er, obgleich ohne Erfolg, die Stadt mit Kanonen beschiessen konnte. Aber ein plötzliches Thauwetter hinderte ihn, über die Donau zu gehen, und machte, daß sein Plan scheiterte. Jetzt wollte Banner durch Baiern und Böhmen in Mähren, das ohne Vertheidigung war, einfallen. Doch dahin wollte ihm der Französ. Marschall von Guebriant, der die Weimarsche Armee commandirte, nicht folgen. Als dieser sich mit seinem Heere von den Schweden wieder getrennt hatte, sahe sich Banner mit dem seinigen in der größten Gefahr, von einer starken kaiserlichen Armee, die sich zwischen Regensburg und Ingolstadt eiligst gesammelt hatte, aufgerieben zu werden. Deßhalb sahe sich

Banner

Banner genöthigt, mit der größten Eile und unter einem beträchtlichen Verlust, den Rückweg anzutreten und sich bis Niedersachsen zurück zu ziehen, wo er noch in demselben Jahre zu Halberstadt starb.

Die Angelegenheiten der Schweden in Deutschland bekamen nun aufs neue eine sehr nachtheilige Wendung. Manche ihrer Anhänger unter den Deutschen Fürsten verließen wieder ihre Partey, unter den Ueberbleibseln der Schwedischen Armee entstanden Uneinigkeiten, weil es ihr, nach Banners Tode, einige Zeit an einem Befehlshaber, der das nöthige Ansehen gehabt hätte, fehlte. Banners Verlust wurde in der Folge durch den General Torstensohn ersetzt, der mit Gelde und einigen tausend Mann frischen Truppen bey der Armee ankam und den Oberbefehl über sie übernahm. Durch seinen unternehmenden Geist gelangten die Schweden in Deutschland bald wieder zu ihrem vorigen Ansehen. Dieser General ging mit nichts Geringerm um, als den Kriegsschauplatz, da alle übrigen Deutschen Provinzen schon ganz erschöpft waren, mitten in die Oestreichischen Staaten, nach Mähren und Oestreich zu versetzen, die bis

jetzt allein noch von dem Kriegselende verschont geblieben waren.

Im Jahre 1642 verließ Torstensohn mit seinem Heere Niedersachsen und marschierte durch das Brandenburgische auf Schlesien los, dessen größten Theil er in kurzer Zeit den Kaiserlichen entriß und dadurch sich den Weg nach Mähren öffnete. Bald war auch ein großer Theil dieses Landes nebst der wichtigen Festung Olmütz erobert, und nun sollte, nach Torstensohns Meinung, in das Oestreichische selbst, und wo möglich bis Wien vorgerückt werden. Aber fast eben so schnell als die Schweden bis Mähren vorgedrungen waren, wurden sie durch eine kaiserliche Armee unter dem Erzherzoge Leopold und dem Generale Piccolomini gezwungen, Mähren bis auf Olmütz, wo eine Schwedische Besatzung zurückblieb, wieder zu verlassen. Mit gleicher Geschwindigkeit ging auch Schlesien verloren und Torstensohn zog sich in die Kursächsischen Länder. Bis hierher verfolgte ihn die kaiserliche Armee, und in eben der Gegend bey Leipzig, wo elf Jahre zuvor Gustav Adolf den General Tilly besiegte, schlugen jetzt die Schweden unter Torstensohn die kaiserliche

Armee

Armee, welche einen Verlust von 10000 Mann an Todten und Gefangenen litt. Der Ueberrest sahe sich genöthigt, schnell den Rückzug nach Böhmen anzutreten. Auch die Schweden hatten einen so großen Verlust gehabt, daß sie es jetzt nicht wagten, dahin zu folgen. Dagegen fiel Leipzig den Schweden in die Hände und wurde durch Contributionen und Requisitionen an Geld und andern Dingen hart mitgenommen. Nicht glücklicher war das Jahr 1642 für die Alliirten des Kaisers gewesen, unter denen die Hessen und die Weimarsche Armee, auf der Kempener Heide im Kölnischen, ebenfalls eine große Niederlage angerichtet hatten.

Im folgenden Jahre versuchte Torstenson, nachdem er sich zu Frankfurt an der Oder verstärkt hatte, einen neuen Einfall in die Oestreichischen Erbländer. Mit gleicher Schnelligkeit, wie das erste Mahl drang er durch Schlesien und Böhmen nach Mähren ein, wo zu Olmütz die Schwedische Besatzung von der kaiserlichen eingeschlossen war. Olmütz wurde von ihm glücklich entsetzt und nun nicht nur ganz Mähren durch Contributionen sehr geängstigt, sondern Schwedische Streif-

korps kamen so gar bis nahe vor Wien. Zugleich gab Torstensohn sich viele, ob gleich vergebliche Mühe, den Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy zu einem Einfalle in Ungarn zu bewegen. Mit geringerm Glücke aber focht in diesem Jahre im südlichen Deutschland die Französisch-Weimarsche Armee. Erst nach einer erhaltenen Verstärkung durch ein beträchtliches Corps Franzosen konnte der Marschall von Guebriant wieder thätiger werden, und erkämpfte für seine Armee gute Winterquartiere in Schwaben. Aber bey der Einnahme der Schwäbischen Reichsstadt Rothweil wurde er am Arme verwundet und mußte durch die Ungeschicklichkeit seines Wundarztes sterben.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/140

Der Bote
aus
Thüringen:

Achtzehentes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

An eben dem Tage, an welchem der Marschall v. Guebriant starb, wurden die Franzosen in ihren Winterquartieren, bey Tuttlingen*), wo sie in größter Sicherheit zu seyn glaubten, von den Kaiserlichen und Baiern überfallen, und verloren an 9000 Mann theils Gefangene, theils Getödtete, unter denen sich mehrere Generale und viele andere hohe und niedrige Officiere befanden.

Dieser nicht geringe Verlust der Schwedischen Bundesgenossen konnte nun dem Kaiser freyere Hand gegen die Schweden selbst geben.

Doch

*) Eine Stadt im Würtembergischen.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/141

Doch diese hatten schon einige Zeit zuvor ganz unerwartet Mähren freywillig wieder verlassen. Durch allerley Kreuz- und Querzüge mit seiner Armee suchte Torstensohn die Feinde irre zu führen, und ehe man es sich versah, zog er nach Niedersachsen und nahm den Dänen Holstein weg. Der König von Dänemark, Christian IV. war bey den Schweden in den Verdacht gekommen, er halte es heimlich mit dem Kaiser. Deßhalb überfielen die Schweden so unerwartet seine Länder, ohne darauf zu achten, daß sie sich dadurch einen neuen Feind zuzogen. Das Glück begünstigte indessen auch diese Unternehmung der Schweden. Zwar schickte der Kaiser im Jahre 1644 den Dänen schleunig eine Armee unter dem General Gallas nach Holstein zu Hülfe; aber Torstensohn besiegte sie, trieb die Kaiserlichen bis ins Magdeburgische zurück; und nachdem der Hunger und das Schwert des Feindes sie größten Theils aufgerieben hatte, suchte der General Gallas mit den wenigen noch übrigen Regimentern Böhmen wieder zu erreichen. Der König von Dänemark aber, der sich jetzt allein überlassen war, mußte mit den Schweden Friede schlie-

ßen.

sen. Nun konnten die Schweden wieder alle ihre Macht gegen den Kaiser wenden.

Torstensohn richtete aufs neue sein Augenmerk auf die kaiserlichen Erbländer. Bey der Gefahr, womit Böhmen jetzt bedroht wurde, begab sich der Kaiser Ferdinand III. selbst nach Prag, und suchte durch seine Gegenwart den Muth der Truppen, die sich zur Vertheidigung Böhmens versammelten, zu beleben. Eine starke Armee Kaiserlicher, womit sich auch ein Corps Baiern vereinigte, stellte sich dem weit schwächern Heere, womit Torstensohn aus Sachsen bis mitten in Böhmen eingedrungen war, im Februar 1645 bey Jankau entgegen, wurde aber, ungeachtet der lebhaftesten Gegenwehr, geschlagen. Nun hinderte nichts mehr die Schweden am weitern Vorrücken. Der Kaiser selbst flüchtete sich eiligst nach Wien, um für die Vertheidigung seiner Residenz und für die Sicherheit seiner Familie zu sorgen. Auch machten die Schweden nun bald so schnelle Fortschritte, daß sie nicht nur in kurzer Zeit den größten Theil Mährens wieder eroberten, sondern auch bis vor Wien vordrangen, und nahe bey demselben mehrere feste Plätze in ihre Gewalt brachten.

Die Lage des Kaisers wurde nun gefährlicher, als sie im ganzen Laufe des Krieges gewesen war. Denn auch die Bundesgenossen der Schweden, die Franzosen, waren unterdessen in Schwaben und am Rhein gegen die Kaiserlichen und ihre Bundesgenossen meist siegreich gewesen; die wichtigsten Städte und Festungen am Rhein, Speyer, Worms, Manheim, Philippsburg, Mainz waren in ihren Händen, und sie konnten von Schwaben und Baiern her in Oestreich einfallen. Hierzu kam, daß der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, weil er nach der Niederlage der Kaiserlichen bey Jankau auf keine Unterstützung vom Kaiser mehr rechnen konnte, sich genöthigt gesehen hatte, mit den Schweden einen Waffenstillstand zu schließen, den er nun immer von Zeit zu Zeit zu verlängern suchte. Einige Zeit vorher schon hatte auch der neue Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, mit den Schweden einen Waffenstillstand geschlossen. Ja, was des Kaisers Verlegenheit noch größer machen mußte, der Siebenbürgische Fürst Ragoczy war mit einem Heere in Oberungarn eingefallen, und stand nicht mehr fern von der

Schwe-

Schwedischen Armee, mit der er sich vereinigen wollte. Doch so groß auch die Gefahr des Kaisers war, sein Muth erhielt sich aufrecht, und bald änderte sich seine mißliche Lage wieder. Dem Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy bewog der Kaiser durch einige Aufopferungen zum Frieden. Die Schweden mußten sich vergeblich mehrere Monathe hindurch mit der Belagerung der Festung Brünn in Mähren erschöpfen, und endlich nöthigten Hunger und ansteckende Krankheiten dieselben, das Oestreichische Gebiet und Mähren ganz wieder zu verlassen und ihren Rückzug nach Böhmen anzutreten. Auch die Franzosen wurden gezwungen, sich bis an den Rhein zurück zu ziehen.

Torstenson, der vom Podagra (Gicht an den Füßen) sehr viel litt, so daß er sich auch fast beständig in einer Sänfte hinter seiner Armee hertragen lassen mußte, sah sich durch seine Gesundheitsumstände genöthigt, das Commando nieder zu legen. An seine Stelle wurde der General Wrangel Oberbefehlshaber der Schwedischen Armee in Deutschland. Dieser Feldherr beschloß, nachdem die Schwedische Armee auch Böhmen hatte verlassen müssen, Oestreich von einer andern Seite anzugreiffen.

In dieser Rücksicht vereinigte er sich 1646 in Hessen mit der Französischen Armee unter dem General Türenne, so sehr auch die Kaiserlichen diese Vereinigung zu verhindern gesucht hatten. Nun rückte die vereinigte Schwedische und Französische Armee nach Schwaben, ging über die Donau und den Lech, und niemand konnte sie hindern, Baiern auf das Schrecklichste zu verheeren. Vielleicht würde es den Schweden und Franzosen wirklich gelungen seyn, aus Baiern ins Oestreichische einzudringen, wenn nicht der Kurfürst Maximilian von Baiern, um die Feinde aus seinem Lande zu entfernen, im März 1647 einen Waffenstillstand mit denselben geschlossen hätte, zu Folge dessen sich beyde feindliche Armeen verbindlich machten, Baiern zu verlassen. Sie zogen sich nach Schwaben zurück. Hier eroberten die Schweden am südlichsten Ende Deutschlands die Oestreichische Stadt Bregenz am Bodensee; während die Franzosen die noch übrigen Bundesgenossen des Kaisers unter den Reichsständen zwangen, die Partey des Kaisers zu verlassen.

Nun hatten die Franzosen und Schweden nebst den mit ihnen noch verbundenen Reichsständen

ständen es endlich dahin gebracht, daß der Kaiser allein noch in Deutschland auf dem Kampfplatze gegen sie stand. Es war dem Kaiser in dieser bedenklichen Zeit höchstens nur noch eine Armee von 12000 Mann übrig, die er kaum noch bis zu 20000 verstärken konnte. Das Commando über dieselbe mußte er so gar einem Protestanten, einem ehemals in Hessischen Diensten gestandenen Officier, dem General Melander, übergeben, weil der lange Krieg schon die besten Generale der kaiserlichen Armee weggerafft hatte. Wären jetzt die Franzosen und Schweden vereinigt auf die Kaiserlichen losgegangen: so würde die Lage des Kaisers wahrscheinlich noch mißlicher geworden seyn, als sie es schon war. Aber dem Französischen Hofe lag eben so viel daran, die Schweden nicht zu mächtig in Deutschland werden zu lassen, als den Kaiser zu schwächen. Deßwegen mußte sich die Französische Armee von den Schweden wieder trennen, und diese jetzt allein versuchen die Kaiserlichen in Böhmen, wo sich die Hauptmacht derselben zusammen zog, anzugreiffen.

Wrangel verließ mit der Schwedischen Armee Schwaben, zog durch Franken an die Böhmische Gränze hin, belagerte und eroberte die

Böhmische Gränzfestung Eger, ehe noch die Kaiserlichen zum Entsatz herbey kommen konnten. Am weitern Vordringen in Böhmen wurde jedoch Wrangel durch das kaiserliche Heer verhindert, das so viel als möglich den Schweden die Lebensmittel abzuschneiden suchte. Dennoch würde Wrangel das Aeußerste gewagt haben, hätte nicht unerwartet der Kurfürst Maximilian von Baiern den abgeschlossenen Waffenstillstand, weil er dabey wenig Vortheil gefunden hatte, aufgekündigt, und dem Kaiser nach Böhmen Hülfe geschickt. Dadurch wurden die Schweden genöthigt, Böhmen eiligst zu verlassen und sich durch Thüringen nach Niedersachsen und Westphalen zurück zu ziehen, wo sie sich durch Vereinigung mit den Franzosen verstärken wollten. Die Kaiserlichen und Bajern folgten ihnen nach; bald aber erhielten die Letztern von ihrem Kurfürsten den Befehl, sich wieder von den Kaiserlichen zu trennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/148

Der Bote aus Thüringen.

Neunzehntes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Zu dem Entschlusse, seine Truppen von den Kaiserlichen wieder zu trennen, bewogen den Kurfürsten Maximilian theils die Besorgniß, der Friedensschluß möchte, wenn der Kaiser wieder zu sehr die Oberhand erhielte, noch länger verzögert werden; theils die Drohungen der Franzosen, in Baiern einzufallen, wenn der Kurfürst fortfahren würde, die Schweden verfolgen zu lassen. Dadurch wurde auch der kaiserliche General Melander an der weitern Verfolgung der Schweden gehindert, und er begnügte sich damit, das Hessische Land auf das Schrecklichste zu verwüsten.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/149

Unterdessen aber die Kaiserlichen Hessen verheerten, sammelte Wrangel in Niedersachsen neue Kräfte, und eröffnete mitten im Winter, zu Anfange des Jahres 1648, den letzten Feldzug dieses schrecklichen Krieges. Bald sahen sich die Kaiserlichen, bey dem Anrücken der Schweden, genöthigt, das ausgesogene Hessen zu verlassen und sich an die Donau zurück zu ziehen. Die Schweden und Franzosen vereinigten sich, machten gegen die Kaiserlichen und Baiern aufs neue reißende Fortschritte, gingen wieder über den Lech nach Baiern, und ließen dieses Land, wegen des von dem Kurfürsten Maximilian gebrochenen Waffenstillstandes, schrecklich büssen. Nun wollten sie einen neuen Versuch machen, von Baiern aus ins Oestreichische einzudringen. Doch alle ihre Anstrengung, über den Inn zu setzen, vereitelten gewaltige Regengüsse, welche diesen Fluß so anschwellten, daß der Uebergang darüber schlechterdings unmöglich gemacht wurde. Bald verstärkten sich auch die Kaiserlichen und Baiern wieder, und der Mangel in einem durch sie selbst verheerten Lande zwang die Franzosen und Schweden zum Rückzuge aus Baiern.

Eine

Eine Unternehmung der Schweden gegen Prag war die letzte wichtige That dieses langen Krieges, wodurch endlich der Friedensschluß sehr beschleunigt wurde. Ein mißvergnügter kaiserlicher Officier, der Rittmeister Odowalsky, der nachdem er im kaiserlichen Dienste zum Krüppel geschossen und ohne Belohnung verabschiedet worden war, gab dem Anführer eines Schwedischen Korps, dem General Königsmark, einen Plan an, den Theil der Stadt Prag, welchen man die kleine Seite nennt, zu überrumpeln. Königsmark führte den Plan so glücklich aus, daß dieser Theil von Prag, ohne den Schweden mehr als einen Mann zu kosten, glücklich erobert wurde, und nun der übrige Theil der Stadt, den von jenem die Moldau trennt, von ihnen belagert werden konnte. Doch hier thaten die Kaiserlichen so muthigen Widerstand, daß die Schweden, ob sie gleich sehr verstärkt worden waren, wegen des eintretenden Winters, endlich die Belagerung aufheben und die Winterquartiere beziehen mußten. Unterdessen aber die Armeen beyder Parteyen in den Winterquartieren neue Kräfte zum Kampfe sammelten, erscholl für das bedrängte Deutschland die frohe Nachricht von

der Unterzeichnung des Friedens zu Münster und Osnabrück.

Es hatte viel Mühe gekostet, ehe man über die Friedensunterhandlungen einig geworden war. Drey Jahre lang stritten sich die Schwedischen Gesandten mit den Abgeordneten des Kaisers und der Reichsstände zu Osnabrück, und zu gleicher Zeit die Französischen mit den kaiserlichen und Reichsständischen Gesandten zu Münster über die Friedenspunkte. Dennoch blieb immer noch manches unausgemacht, und man mußte nur froh seyn, daß man wenigstens über die Hauptsache mit einander in Richtigkeit kam. Erst im October des Jahrs 1648 wurde endlich von den streitenden Parteyen der Friede wirklich unterzeichnet. Weil er in zwey Westphälischen Städten geschlossen worden ist, pflegt man ihn den Westphälischen Frieden zu nennen. Wegen seines wichtigen Einflusses auf die ganze heutige Verfassung des Deutschen Reiches wird er als ein Reichsgrundgesetz angesehen. Der Hauptinhalt desselben bestand in folgenden Punkten.

I. Allen Reichsständen wurde eine gänzliche Vergessenheit des Vergangenen zugesichert,

und

und deßhalb jeder Reichsstand in seine Rechte und den Besitz seiner Länder wieder eingesetzt. Jedoch fanden hierbey noch einige besondere Bestimmungen und Einschränkungen Statt, wovon folgende die merkwürdigsten waren:

1) Maximilian von Baiern behielt für sich und seine Nachkommen, die ihm vom Kaiser Ferdinand II. 1623 übertragene Kürwürde nebst den damit verbundenen Rechten, so wie auch die Oberpfalz und die Grafschaft Cham.

2) Des entsetzten und schon seit mehreren Jahren verstorbenen unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz Friedrichs V. Sohn Karl Ludewig bekam nur die Unterpfalz oder die Pfalz am Rhein zurück; doch wurde für ihn und seine Linie eine achte Kurwürde errichtet. Dabey wurde festgesetzt, daß wenn der Baiersche Mannsstamm ausstürbe, die ehemahlige alte Pfälzische Kurwürde an die Pfälzische Linie zurück fallen und die neu errichtete achte Kurwürde wieder aufhören sollte.

II. In Ansehung der Religion bestätigte man die zu Passau 1552 und zu Augsburg 1555 geschlossenen Religionsverträge; und es wurde ausgemacht, daß die Katholischen und die Protestantischen Reichsstände, und unter diesen sowohl die Reformirten als auch die Lutherischen, so fern es der Reichsverfassung gemäß sey, völlige Gleichheit der Rechte und freye Religionsübung genießen sollten. Um hierbey allen Mißdeutungen und fernern Streitigkeiten, so viel als möglich, vorzubeugen, bestimmte man das Jahr 1624 zum sogenannten Normaljahre oder zur Richtschnur, wie es in Ansehung der Religion gehalten werden werden sollte. Wie daher der Religionszustand in dem Lande eines Reichsstandes am ersten Jänner 1624 gewesen, welche Religion zu dieser Zeit dort geübt worden sey, diese sollte auch ferner dort geübt werden dürfen; welche geistliche Stiftungen zu dieser Zeit in den Händen der Protestanten oder Katholiken gewesen wären, diese sollten nun auch auf immer in deren Händen bleiben. Wo man hingegen zu dieser Zeit die eine oder die andere Partey nicht geduldet hätte: da

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/154

sollte es sowohl den Unterthanen von dieser Partey frey stehen, auszuwandern, als auch dem Landesherren erlaubt seyn, denselben die Auswanderung zu befehlen, doch so, daß den Unterthanen in beyden Fällen die nöthige Zeit gelassen würde, ihre Güter zu verkaufen. Im Fall die Auswandernden aber ihre Güter nicht verkaufen, sondern durch andere verwalten lassen wollten: so sollte ihnen vergönnt seyn, ungestört in ihrem ehemahligen Vaterlande hin und her zu reisen. Zugleich wurde hierdurch die geistliche Oberherrschaft des Papstes und der Katholischen Bischöfe über die Protestanten auf immer für aufgehoben erklärt.

In Rücksicht der Religionsfreyheit der Protestanten in den Oestreichischen Erblanden konnte man, aller Mühe ungeachtet, von dem Kaiser nichts weiter als dieß erlangen: daß er den Protestanten in den Schlesischen Fürstenthümern Brieg, Liegnitz, Wohlau, Oels, Münsterberg und in der Stadt Breslau die freye Uebung ihrer Religion erlaubte; den Protestanten in den übrigen Schlesischen Fürstenthümern aber, so wie dem Protestantischen

Adel in Niederöstreich, nur so viel bewilligte, daß sie im Lande bleiben und an benachbarten Orten ihrem Gottesdienste beywohnen durften. Auf wiederhohltes Ansuchen der Schweden wurde aus besonderer Gnade vom Kaiser den Protestantischen Schlesiern noch zugestanden, daß sie sich ausserhalb den Mauern der Niederschlesischen Städte Schweidnitz, Jauer und Glogau noch drey Kirchen erbauen durften. In Schlesien pflegt man daher bis auf den heutigen Tag diese Kirchen die drey Gnadenkirchen zu nennen.

III. Die Reichsstände wurden im Besitze der landesherrlichen und Reichsständischen Rechte bestätigt, und auch den Reichsstädten eine gleiche Stimme, wie den übrigen Reichsständen, auf den Reichstagen ausdrücklich zugesichert. Zugleich setzte man fest, daß auch jedem Reichsstande erlaubt seyn solle, mit andern, ja selbst auswärtigen Staaten, Bündnisse und Verträge zu schließen, in so fern nur diese nicht gegen den Kaiser und das Reich gerichtet oder dem Landfrieden und den Pflichten gegen das Reich zuwider wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/156

Der Bote aus Thüringen.

Zwanzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

Zu dem Westphälischen Friedensschlusse bestimmte man auch

IV. in Rücksicht Frankreichs, Schwedens und einiger Reichsstände, die Schadloshaltungen für die im Kriege oder durch den Friedensschluß selbst nothwendig gemachten Aufopferungen. Zu diesen Entschädigungen wurden unter andern auch mehrere Bisthümer und andere geistliche Stiftungen verwendet und säcularisirt, das ist, in weltliche Fürstenthümer und Herrschaften verwandelt. Das Vorzüglichste, was man in Rücksicht dieses Punktes festsetzte, war Folgendes:

1) Frankreich erhielt das Eigenthum und die Hoheit der Lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdün; ferner die Stadt Breysach, die Landgrafschaft Elsaß, den Sundgau und die Landvogtey Hagenau. Doch wurden der Reichsstadt Straßburg und den andern in diesen Landschaften gelegenen Reichsstädten und Reichsunmittelbaren ihre bisherige Reichsfreyheit zugesichert. Außerdem mußte noch das Deutsche Reich dem Könige von Frankreich das Besatzungsrecht in der Reichsfestung Philippsburg überlassen.

2) Schweden bekam ganz Vorpommern, die Insel Rügen, Stettin, einen Theil von Hinterpommern, die Mecklenburgische Stadt Wismar an der Ostsee, und die säcularisirten Bisthümer Bremen in Niedersachsen und Verden in Westphalen; überdieß auch noch fünf Millionen Thaler zu Bezahlung seiner Truppen.

3) Brandenburg erhielt den größten Theil von Hinterpommern und für seine Ansprüche auf das übrige den

Schweden

Schweden überlassene Pommern die säcularisirten Bisthümer Camin in Pommern, Halberstadt in Niedersachsen und Minden in Westphalen. Auch wurde demselben versprochen, daß es nach dem Tode des Sächsischen Prinzen August das säculariſirte Erzstift Magdeburg erhalten würde, mit Ausnahme einiger Aemter, die an Kursachsen fallen sollten.

4) Mecklenburg erhielt für die Abtretung von Wismar die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg in Niedersachsen.

5) Braunschweig erhielt das Stift Walkenried und die Zusicherung, daß im Westphälischen Bisthume Osnabrück abwechselnd ein katholischer Bischof und ein Prinz aus dem Braunschweigischen Hause gewählt werden solle.

6) Hessen-Cassel bekam die säculaſisirte Abtey Hirschfeld im Oberrheinischen Kreise, einen Theil der Grafschaft Schauenburg in Westphalen und 600000 Reichsthaler.

Endlich wurden auch durch den Westphälischen Frieden zwey Länder, die in frühern Zeiten zu dem Deutschen Reiche gehört hatten, nähmlich die Schweiz und die vereinigten Niederlande (jetzt Batavische Repnblik genannt) als unabhängige und von Deutschland völlig getrennte Staaten anerkannt.

Dieß war der Hauptinhalt des wichtigen Westphälischen Friedens. Schweden und Frankreich übernahmen die Bürgschaft für die Aufrechthaltung desselben in Deutschland. Es verstrich aber noch eine geraume Zeit, ehe auch nur die meisten Punkte desselben zur gehörigen Vollziehung kamen; weßhalb auch die Schwedischen Truppen noch bis ins Jahr 1650 in Deutschland blieben und sich so lange hier unterhalten ließen, bis die Hauptpunkte vollzogen waren. Freylich war dieser Friede nicht durchaus vortheilhaft für unser liebes Vaterland ausgefallen.

W. So scheint es mir auch Herr Gevatter! Besonders mißfällt es mir, daß die Deutschen im Norden und Süden ihres Reiches fremde Mächte sich festsetzen ließen. Wie leicht konnte das nicht zu künftigen Zänkereyen Veranlassung

anlassung geben und das Deutsche Reich in Kriege mit diesen Mächten verwickeln.

B. Ein bedenklicher Umstand war das freylich. Ueberdieß waren die Schweden, welche im nördlichen Deutschland durch den Westphälischen Frieden ein so beträchtliches Stück Land in unserm Vaterlande erhielten, eine so tapfere und kriegerische Nation, gegen die man wohl Ursache haben konnte, auf seiner Huth zu seyn. Wäre es denn aber wohl rathsam gewesen, daß die Deutschen, wegen der Forderungen der Schweden und Franzosen, die Friedensunterhandlungen wieder abgebrochen und so das Blutvergießen noch länger hätten fortdauern lassen?

W. Das weiß ich nun nicht. Wären sie freylich unter einander völlig einig gewesen: so glaube ich wohl, daß es ihnen möglich gewesen seyn würde, in kurzer Zeit die Schweden und Franzosen aus Deutschland zurück zu treiben.

B. Da, da liegt eben der Knoten. Wären die Deutschen unter sich einig gewesen: so würden ja beyde Völker üb rhaupt keine Ursache gefunden haben, sich in Deutschlands Angelegenheiten einzumischen. Und hätten sie

dennoch Deutschland feindselig angefallen, so würden sie schwerlich etwas ausgerichtet haben. Ja wäre auch nur seit dem Westphälischen Frieden immer vollkommene Einigkeit von der Deutschen Nation zu erwarten gewesen: so hätte man auch von den auswärtigen Mächten in Süden und Norden weniger besorgen dürfen. Die Schweden fanden indessen in der Folge mit andern Staaten so viel zu thun, daß sie wirklich Deutschland eben nicht sehr gefährlich wurden. Uebrigens wurden die Deutschen Länder, welche Schweden durch den Westphälischen Frieden erhielt, dadurch von der alten Verbindung mit dem Deutschen Reiche nicht losgerissen; vielmehr mußte Schweden dieselben vom Kaiser und Reiche zur Lehn nehmen. Gefährlicher noch, als die Schweden, konnte für Deutschland die auswärtige Macht werden, welche sich im Süden von Deutschland durch den Westphälischen Frieden festzusetzen Gelegenheit erhielt.

W. Er meint die Franzosen? Ja, ja diesen traue ich gar nicht viel Gutes zu. Daß sie nicht umsonst die Schweden und die Gegenpartey des Kaisers unter den Deutschen unterstützen wollten, hatten sie, wie der Herr

Ge-

Gevatter oben sagte, gleich anfänglich zu erkennen gegeben.

B. Da man es meistens als eine Ausnahme von der Regel ansehen muß, wenn ein Mensch dem andern etwas umsonst thut: so kann man wohl noch weniger erwarten, daß ein Staat für den andern aus Gefälligkeit, Freundschaft oder gar aus christlicher Liebe etwas thun werde. So christlich mochte wohl selbst der sonst sehr fromme König Gustav Adolf nicht gedacht haben, als er sich für die Deutschen Protestanten gegen den Kaiser erklärte.

W. Blieben denn aber die den Franzosen abgetretenen Länder noch in ihrer alten Verbindung mit dem Deutschen Reiche?

B. Diese wurde durch die Abtretung derselben ganz aufgehoben, und Frankreich erhielt dadurch die völlige Oberherrschaft über sie, so daß sie nun nicht mehr als eine Deutsche, sondern als eine Französische Provinz angesehen werden mußten.

W. Was hatten aber wohl die Franzosen bey ihrer Forderung des Besatzungsrechtes in Philippsburg für Absichten?

B. Verschone der Herr Gevatter mich mit solchen kitzeligen Fragen; wie kann ich sie beant-

worten, da ich kein Politicus bin? Vermuthen kann man allenfalls, daß wahrscheinlich nicht die Furcht sie dazu bewog, das Deutsche Reich möchte ihnen bald wieder abnehmen wollen, was es ihnen abgetreten hatte. Als gewiß aber möchte ich behaupten, daß die Deutschen Reichsstände, welche sich von den Schweden und Franzosen Theils helfen, Theils bekriegen ließen, weiser gehandelt haben würden, wenn sie sich alle fremde Einmischung in ihre Streitigkeiten höflichst verbeten und ihre Mißhelligkeiten durch die Vernunft hätten ausmachen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Folgende nützliche Schrift verdient empfohlen zu werden:

Heilmann oder Unterricht, wie der Mensch erzogen werden und leben muß, um gesund zu seyn und ein hohes Alter zu erreichen. Ein Buch für Jugendlehrer zum Gebrauch bey der Erklärung des Gesundheitskatechismus, ingleichem für Hausväter und ihre Familien ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch. Erster Theil. Schnepfenthal, bey Johann Friedrich Müller. 1800. 12 Gr.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/164

Der Bote aus Thüringen.

Ein und zwanzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Die Vernunft würde den Deutschen Reichsständen gewiß, noch ehe sie in den Krieg so tief hinein geriethen, in viel kürzerer Zeit, als die Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück gesagt haben, daß es sehr billig und recht christlich sey, wenn Protestanten und Katholiken sich einander ihre Religion frey und ungehindert üben ließen; daß es auch recht wohl mit dem Besten des Deutschen Reiches bestehen könne, wenn die Reichsstände beyder Religionsparteyen gleiche Rechte hätten, und ihre in der Religion anders als sie denkenden Unterthanen in ihren Religionsübungen auf keine Weise beunruhigten.

Mai 1801. X W.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/165

W. Die Religionsfreyheit der Unterthanen scheint mir überhaupt durch den Westphälischen Frieden nicht sehr gesichert worden zu seyn. Denn verstehe ich anders das recht, was darin über den Punkt der Religion ausgemacht wurde: so erhielten zwar dadurch die Regenten in den Deutschen Staaten für sich völlige Religionsfreyheit; aber nun hing es ja doch immer noch ganz von diesen ab, ob sie auch ihren Unterthanen dieselbe gestatten wollten.

B. Allerdings war es so. Deßhalb gab es auch seitdem in jedem Deutschen Staate eine so genannte herrschende und eine geduldete Religion. Die herrschende war die, zu welcher sich der Landesherr bey dem Westphälischen Friedensschlusse bekannte. Die Bekenner derselben durften als Glaubensgenossen ihres Landesherren sich natürlich aller Rechte eines Staatsbürgers erfreuen. Wie ganz anders aber ging es mit denen, welche sich zu einer andern Religion, als der Landesherr hatte, bekannten. Diese genoßen im Staate nur so viele Rechte, als ihnen ihr Regent zu bewilligen für gut fand. Sie wurden daher nur als eine geduldete Religionspartey angesehen; und wenn es nun gar

dem

dem Regenten einfiel, sie nicht mehr länger in seinem Lande dulden zu wollen, so stand es ihm frey, ihnen zu befehlen, ihr Vaterland zu verlassen. Daher waren auch nach dem Westphälischen Frieden noch geraume Zeit hindurch Religionsbedrückungen in unserm Vaterlande nichts seltenes. Ja nur erst in den neuern Zeiten hat in den meisten Deutschen Ländern die Vernunft so weit die Oberhand erhalten, daß die Regenten mehr darnach fragen, ob die Unterthanen gute, friedliebende, rechtschaffene Bürger des Staats sind, als zu welcher Religion sie sich bekennen. Doch davon zu seiner Zeit mehr.

Mag aber immer der Westphälische Friede nicht in allen Stücken so vortheilhaft für Deutschland gewesen seyn, als es wohl zu wünschen gewesen wäre: so mußte er doch für dasselbe eine äußerst erfreuliche Begebenheit seyn. Nun nahmen doch endlich die unzähligen Leiden ein Ende, worunter die Bewohner unsers lieben Vaterlandes dreyßig schreckliche Jahre hindurch geseufzt hatten.

W. Wenn man bedenkt, welchen entsetzlichen Jammer der erst vor kurzem geendigte Krieg mit den Franzosen über einige Provin-

zen des Reiches gebracht hat, der doch noch nicht einmal den dritten Theil so lange dauerte, als der dreyßigjährige Krieg: so kann man sich wohl vorstellen, in welchem traurigen Zustande Deutschland sich am Ende dieses langen Krieges befunden haben muß, der unser Vaterland von einem Ende zum andern verheerte und keine Provinz von seinen Gräueln verschont ließ.

B. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit finden, dem Herrn Gevatter einiges von den gräslichen Verheerungen anzuführen, welche der dreyßigjährige Krieg in unserm Vaterlande veranlaßte. Jetzt aber, denke ich, wird es besser seyn, wir wenden unsere Aufmerksamkeit auch wieder einmahl auf andere Dinge. Lange genug haben wir uns ja schon bey den Kriegen unserer Vorfahren aufgehalten. Am Ende könnte der Herr Gevatter wohl gar glauben: die Deutschen hätten seit der Reformation weiter nichts gethan, als sich mit einander über Glaubenswahrheiten gestritten, Länder verwüstet und Kriege geführt.

W. Aufrichtig zu gestehen, ich kann nicht läugnen, daß mich schon längst verlangt hat, auch wieder einmahl etwas anderes von den

Deutschen

Deutschen zu hören, als wie sie seit Luthers Zeit einander die Hälfe gebrochen, und wegen Religionsmeinungen gehaßt und verfolgt haben.

B. Er würde sich wirklich sehr irren, wenn Er glaubte, die Deutschen, die doch schon in frühern Zeiten so manche wichtige Erfindung gemacht, so manches Rühmliche zu ihrer Vervollkommnung, zur Verschönerung und zum Anbau ihres Landes gethan, hätten nun auf einmahl alle Lust verloren, ihre Einsichten zu vermehren und nützliche Einrichtungen zu machen. Nein Herr Gevatter! auch während der Zeit, die seit der Reformation bis zum Ausbruche des dreyßigjährigen Krieges verfloß, geschah manches unter unsern Vorfahren, das ihnen zur Ehre gereicht.

Zuvörderst waren seit des Kaisers Maximilians I. Zeiten, der, wie ich schon erzählt habe, so manches zum Besten unseres Vaterlandes veranstaltet hatte,*) und seit der merkwürdigen Reformation durch Luthern fast alle Zweige der Landwirthschaft von den Deutschen sehr verbessert worden. Durch das, was Luther zur Erweckung des Nachdenkens

*) S. Bote aus Thüringen Jahrg. 1800 S. 1314. fg.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/169

seiner Zeitgenossen über Gegenstände der Religion gethan hatte, wurde auch die Aufmerksamkeit auf so manche andere wichtige Angelegenheit unter unsern Vorfahren mehr rege gemacht. Davon zeigten sich sehr bald auch die Wirkungen. Uberhaupt aber verbreitete sich in den Ländern, in welchen die Protestantische Religion nach und nach Eingang fand, weit größere Thätigkeit und Betriebsamkeit.

Die vielen Feyertage, die Wallfahrten und Processionen fielen unter den Protestanten weg, wodurch man mehr Tage zum Arbeiten erhielt. Viel tausend Menschen beyderley Geschlechts, welche als Mönche oder Nonnen ihr Leben meist unthätig in Klöstern zugebracht hätten, wurden in den Protestantischen Ländern dem Ackerbau und andern nützlichen Geschäfften erhalten. Die Zeit, worin die Mönche selbst noch für den Anbau unsers Vaterlandes in vielen Gegenden sehr nützlich gewesen waren und sich um dasselbe große Verdienste erworben hatten, war vorüber: denn die sonst wilden Deutschen waren jezt schon längst in gesittete Menschen umgeschaffen und Deutschlands ungeheure Waldungen in fruchtbare Fluren verwandelt worden. Zur Zeit,

als

als die Reformation in Deutschland und andern Ländern Europas sich zu verbreiten anfing, war es vielmehr dem vollkommenern Anbau der Länder nachtheilig, daß die Klöster so viele Ländereyen in ihren Händen hatten. Schon längst hatte man die Beobachtung gemacht, welche aufmerksame Reisende auch noch jetzt oft zu machen Gelegenheit haben, daß die Klostergüter, wie überhaupt die Länder der geistlichen Herren, selten zu denen gehören, worin man vorzüglich betriebsam ist. Durch die Annahme der Reformation kamen sehr viele Klostergüter in die Hände weltlicher Herren und wurden zum Theil zur Unterhaltung der Schulen verwendet. Diese Güter wurden von ihren neuen Herren ungleich besser bewirthschaftet, als vorher geschehen war.

Die größere Sicherheit, welche durch die Einführung des allgemeinen Landfriedens seit Kaiser Maximilians I. Zeit und durch andere Veranstaltungen und bessere Gesetze in den Deutschen Provinzen hergestellt wurde, trug auch viel dazu bey, daß der Ackerbau und andere Zweige der Landwirthschaft nebst den übrigen bürgerlichen Gewerben immer mehr emporkamen. Mehrere Deutsche Fürsten machten

ten es sich bey der Regierung ihrer Staaten zu einer vorzüglichen Angelegenheit, den Bauer zum bessern Anbau seiner Ländereyen zu ermuntern. In dieser Rücksicht gaben sie mancherley gute Verordnungen und ertheilten da guten Rath, wo er nöthig war. Weil aber Verordnungen und gute Rathschläge meist nur wenig fruchten, ja selten den gehörigen Eingang finden, wenn von Seiten der Obrigkeit das gute Beyspiel fehlt: so suchten mehrere würdige Fürsten selbst das auf ihren Kammergütern auszuführen, was sie von ihren Unterthanen nachgeahmt wünschten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwey Predigten bey dem Wechsel des Jahrhundertsgehaltenvon Chrn. Ludwig Ehregott Credner, Garnisonsprediger zu Gotha, die zum besten der Freyschule in Gotha gedruckt und in der dortigen Zeitungsexpedition für 4 Groschen zu haben sind, verdienen, als musterhaft, empfohlen zu werden.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/172

Der Bote aus Thüringen.

Zwey und zwanzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Zu den Fürsten, welche ihren Unterthanen mit einem guten Beyspiele in Verbesserung der Landwirthschaft voran gingen, gehörte vorzüglich der Kurfürst August von Sachsen, der von 1553 — 1583 regierte. So wie dieser Herr überhaupt sein Land durch mancherley weise Anstalten in einen blühenden Zustand zu versetzen suchte: eben so machte er auch die Landwirthschaft zu einem vorzüglichen Gegenstande seiner Aufmerksamkeit. Mit Ueberwindung nicht geringer Schwierigkeiten ließ er viele wüste Plätze in seinem Lande anbauen, zog aus andern Ländern an 9000 fleißige Familien in seine Staaten, und vertheilte sehr viele seiner

Vorwerke unter sie. Er glaubte, wenn so die Ländereyen derselben unter viele vertheilt würden, so müßten sie besser angebauet werden können; weil ja eine kleine Wirthschaft leichter und vollkommener übersehen und verwaltet werden könne, als eine große. Auch bestätigte die Erfahrung wirklich bald seine Meinung. Mit unermüdetem Eifer bereiste er von Zeit zu Zeit die Provinzen seines Landes, und untersuchte den Zustand derselben. Seine Kammergüter bemühte er sich auf alle Weise zu verbessern, den Ackerbau, die Wiesen, die Viehzucht, die Fischerey, den Anbau der Waldungen zu vervollkommnen. Die Aufseher seiner Güter hielt er nicht nur dazu an, auf die gute Bewirthschaftung seiner eigenen Ländereyen aufmerksam zu seyn; sondern sich auch um die Wirthschaft der Bauern zu bekümmern und denselben zur bessern Benutzung ihrer Ländereyen Anweisung zu geben. Um den Viehstand zu vermehren, ließ er hier und da neue Wiesen anlegen, und ermunterte seine Unterthanen ein Gleiches zu thun. Besonders aufmerksam war dieser Fürst auch auf die Vermehrung des Garten und Obstbaues. Mit eigener Hand pflegte er, wenn er in den Gärten seiner Schlösser

umher

nmher ging, Obstkerne auszusäen und für die Anpflanzung junger Bäume zu sorgen. Auch seine Gemahlinn, welche von ihren Unterthanen im vertraulichen Tone gewöhnlich die gute Mutter Anna genannt wurde, pflegte sich gern mit wirthschaftlichen Geschäften abzugeben, und schämte sich nicht, ihre Viehställe zu besuchen und auf die Verbesserung des Viehstandes auf ihren Vorwerken aufmerksam zu seyn. Es war wohl natürlich, daß solche Beyspiele eine sehr gute Wirkung auf die Sächsischen Landleute hervorbringen mußten. Und in der That nahm seitdem, durch die landesväterlichen Bemühungen des würdigen Kurfürsten August, der Flor der Landwirthschaft in den Sächsischen Landen immer mehr zu. Auch mehrere andere Deutsche Fürsten nahmen sich mit großem Eifer der Verbesserung fast aller Zweige der Landwirthschaft in ihren Staaten an, und gaben in dieser Hinsicht gute Beyspiele und mancherley nützliche Verordnungen, welche zeigten, daß ihnen das Wohl ihrer Unterthanen wirklich am Herzen lag.

Zu dem, was mehrere Fürsten zur Vervollkommung der Landwirthschaft in ihren Staaten thaten, muß man billig auch das rechnen,

daß man seit der Reformation in mehreren Provinzen Deutschlands anfing, das Schicksal der Bauern immer mehr zu verbessern und die Leibeigenschaft derselben entweder ganz aufzuheben, oder doch gar sehr zu erleichtern.

Baldnach dem Anfange der Reformation durch Luthern versuchten in solchen Provinzen Deutschlands, worin Luthers und Zwingli's Grundsätze Eingang gefunden hatten, in Schwaben, in Franken, in den Rheinländern, auch in Thüringen die Bauern sich selbst mehr Freiheit zu verschaffen. Sie machten daher an die Edelleute und Obrigkeiten mancherley Forderungen, die zum Theil nichts Unbilliges enthielten, und erklärten dabey, daß wenn man ihnen aus der Bibel beweisen könnte, daß ihre Forderungen ungerecht wären, sie sich gern eines andern belehren lassen wollten.

W. Nun das gefällt mir doch, daß die Bauern so bescheiden bey ihren Forderungen zu Werke gingen. Ohne Zweifel wird man deßhalb um so geneigter gewesen seyn, ihnen, so weit es anging, zu willfahren.

B. Das muß doch wohl nicht geschehen seyn. Denn es dauerte nicht lange, so rotteten sich in mehrern Gegenden Deutschlands vie-

le 1000 Bauern zusammen, und wollten bald mit Gewalt durchsetzen, was man ihnen nicht in Güte bewilligen zu wollen schien. Kurz es entstand in mehreren Deutschen Provinzen eine förmliche Empörung der Bauern. Sie zerstörten mehrere 100 Schlösser und Klöster, und fielen mit der grimmigsten Wuth über die Edelleute und Mönche her.

W. Ey, ey! Wie reimte sich denn das mit der Bibel, die da spricht: Jedermann sey „unterthan der Obrigkeit, die Gewalt überihn hat. Wer sich wider „die Obrigkeit setzet, der widerstrebet „Gottes Ordnung.“ Wie konnten denn Leute, welche sich bey ihren Forderungen auf die Bibel beriefen, bald so offenbar diesen und ähnlichen klaren Aussprüchen derselben zuwider handeln?

B. Darüber dürfen wir uns ja wohl nicht wundern. Es ist ja gewöhnlich genug in der Welt, daß die Menschen bey ihren Forderungen an andere sich auf die Bibel und überhaupt auf das, was man allgemein mit Grunde für recht und gut hält, berufen; sobald es aber darauf ankommt, selbst recht und gut und den vortrefflichen Aussprüchen der Bibel ge-

mäß zu handeln, so denkt man leider daran nicht, und folgt vielmehr blindlings seinen Leidenschaften und Begierden.

Unmöglich konnten auch die Fürsten und Edelleute bey dieser Empörung der Bauern gleichgültig bleiben. Das stürmische Betragen der Bauern machte sie nur noch abgeneigter, den Forderungen derselben nachzugeben. Gewalt mußte mit Gewalt vertrieben werden, und so entstand um das Jahr 1524 zwischen den Bauern, Edelleuten und Fürsten ein förmlicher Krieg, der unter dem Nahmen des berüchtigten Bauernkrieges bekannt ist. Ob er gleich glücklicher Weise bald geendigt wurde, so kostete er doch vielen tausend Menschen das Leben. Im Herzogthume Würtemberg und andern Gegenden von Schwaben brach der Krieg zuerst aus; und schnell verbreitete er sich auch in die Rheingegenden, in Franken, nach Thüringen, aufs Eichsfeld und die benachbarten Gegenden. Ueberall aber zogen die Bauern und manche Städte, die sich mit ihnen vereinigt hatten, den Kürzern. Wer von den Edelleuten den Bauern in die Hände fiel, wurde auf das grausamste behandelt; den Bauern aber, welche von ihren Gegnern gefangen wurden,

den, ging es auch nicht besser. Man rechnet, daß während dieser Unruhen allein in Schwaben, am Rhein und in Franken gegen 50000 Bauern um ihr Leben gekommen sind.

Zu dem Aufstande der Bauern in Thüringen trug besonders ein Geistlicher, Thomas Münzer nebst seinem Freunde Pfeiffer, einem ehemahligen Mönche, vielbey. Thomas Münzer war ehemals Prediger zu Zwickau im Erzgebirge gewesen und von da in die Stadt Allstedt im Weimarschen gekommen. Schon seit mehrern Jahren war sein Kopf voll allerley schwärmerischer Meinungen. Unter andern behauptete er: er stehe in einem vertrauten Umgange mit Gott, der ihm zukünftige Dinge offenbare und ihm bekannt gemacht habe, daß alle Sünder von der Erde vertilgt und die bisherigen Obrigkeiten abgesetzt werden sollten. Bald machte dieser Mann durch seine Predigten so großes Aufsehen, daß man weit und breit her nach Allstedt eilte, um den neuen Propheten zu hören. Seine Meinungen fanden hier und da Beyfall, und Münzer fing nun an, insgeheim gegen die Obrigkeit Verbindungen zu schließen, die seine vorgeblichen Offenbarungen ins Werk setzen sollten.

Der Ruf von seinen sonderbaren Meinungen gelangte bald auch zu den Ohren des damahligen Kurfürsten von Sachsen. Thomas Münzer wurde vor Gericht gefordert; und ob er sich gleich aufs Läugnen legte: so fand man es doch nicht für rathsam, ihn länger in Allstedt zu dulden. Er kam aber der über ihn beschlossenen Verweisung zuvor und entfloh. Einige Zeit nachher trat er in Nürnberg auf, aber auch von hier mußte er bald wieder flüchtig werden. Nun kehrte er nach Thüringen zurück, und begab sich nach der Reichsstadt Mühlhausen, wo er von einigen Bürgern, die ihn aus seinen Predigten zu Allstedt kennen gelernt hatten, mit großer Freude aufgenommen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/180

Der Bote aus Thüringen.

Drey und zwanzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Auch zu Mühlhausen fing Münzer an, seine Meinungen zu predigen, und fand dort so viele Anhänger, daß, als der dasige Stadtrath ihm das fernere Predigen untersagte, ein Aufstand unter einem großen Theile der Bürgerschaft entstand. Der Stadtrath wurde abgesetzt, und was Münzer befahl galt. Was er sagte, hielt man für die Stimme Gottes, denn Münzer selbst gab seine Befehle für göttliche Offenbarungen aus. Nach seiner Anordnung sollte unter allen Menschen völlige Gleichheit und Gemeinschaft der Güter Statt finden, und alles, was die Reichen hatten, mit den Armen zu gleichen Theilen getheilt werden.

Zu derselben Zeit, als so Thomas Münzer in Mühlhausen sein Wesen trieb, fingen nun auch die Thüringischen Bauern an, aufgereizt theils durch Münzers Meinungen, die auch bey ihnen Eingang gefunden hatten, theils durch das Beyspiel der Bauern in Schwaben, am Rhein und in Franken, mit ihren Forderungen hervorzutreten und an den Klöstern und Schlössern der Edelleute Gewalt zu verüben. Münzer und sein innigster Anhänger, der ehemahlige Mönch Pfeiffer, sparten keine Mühe, die Empörer immer mehr anzureizen, und fast alle Klöster in Thüringen, auf dem Eichsfelde und in den benachbarten Gegenden wurden zerstört oder doch ausgeplündert. Dieses Schicksal hatte damahls unter mehrern andern in Thüringen auch das Kloster Reinhardsbrunn, woran 14 Tage lang die benachbarten Bauern und auch viele Bürger der nahen Stadt Waltershausen ihre Wuth ausließen, die Altäre, Orgeln und Glocken zerschlugen, die Kirche anzündeten, die Reliquiensammlungen zerstreueten, selbst die Grabmähler der alten Thüringischen Landgrafen beunruhigten, und sich den Wein

und

und die Victualien der von ihnen verjagten Mönche gut schmecken ließen.

Während nun aber hier und in andern Gegenden von Thüringen die Empörer allen ihren Leidenschaften den Zügel schießen ließen, waren die Sächsischen Fürsten, der Herzog von Braunschweig, der Landgraf von Hessen und der Graf von Mansfeld miteinander überein gekommen, mit aller Kraft, den Aufruhr zu unterdrücken. Von allen Seiten her kamen ihre Truppen herbey. Aber auch die Aufrührer zogen sich unter Münzers Anführung, bey Frankenhausen*) acht tausend Mann stark zusammen.

Um Bluvergießen so viel möglich zu vermeiden, und überzeugt, daß die meisten Bauern bloß durch einige Rädelsführer hingerissen und verführt worden wären, erklärten die verbundenen Fürsten den Aufrührern vollkommene Verzeihung, wenn sie die Waffen niederlegen und die Urheber des Aufstandes ausliefern würden. Ein sehr großer Theil der Aufrührer war dazu sehr geneigt; denn schon längst hatten viele das Gefährliche und Strafbare ihres Unternehmens eingesehen. Aber Thomas

*) Eine Stadt in der untern Grafsch. Schwarzburg.

Münzer, dem vermuthlich wegen seines Kopfes bange war, suchte durch eine lange Rede den Muth der Bauern zu beleben, und versprach ihnen in Nahmen Gottes den gewissen Sieg. „Seyd tapfer," rief er ihnen zu, „bringet Gott durch die Ermordung dieser unnützen Schaar ein angenehmes Opfer. Bebt „nicht vor ihren Kriegswaffen. Jede Kanonenkugel will ich mit meinem Kleide auffangen, Seht dort am Himmel den Regenbogen! er sey euch ein Zeichen, daß Gott mit „uns fechten, daß wir durch ihn, der allen „Tyrannen den Untergang verkündigt, siegen „werden. Mit Muth laßt uns in den Feind „eindringen, und des göttlichen Beystandes „gewiß seyn." — Münzers Rede machte auf viele großen Eindruck. Manche schrien: „Nur „frisch daran, drein geschlagen und gestochen, „und der Bluthunde nicht geschont." Andere stimmten: Komm, heiliger Geist, Herre Gott! an. In der Verblendung verging man sich so weit, daß man Münzern die Abgeordneten der Fürsten in Verhaft nehmen, und sogar einen derselben erstechen ließ. — Kurz vorher, ehe das Heer der Fürsten die Bauern bey Frankenhausen angriff, hielt auch der Landgraf

Phi-

Philipp von Hessen eine Anrede an seine Truppen. In dieser sagte er unter andern: „Die Bauern legen den Fürsten viel Böses zur „Last. Ich will weder meine noch der übrigen „Fürsten Fehler entschuldigen; vielmehr gestehe ich gern zu, daß wir Fürsten manche Fehler an uns haben, die wir verbessern müssen. „Aber darum sind doch Empörungen nicht erlaubt. Gott selbst hat befohlen, daß man die „Obrigkeit ehren soll. Für die Bürden und „Abgaben, worüber die Bauern sich beschweren, genießen sie doch auch viele Vortheile; sie „genießen den Schutz der Obrigkeit, und finden unter diesem Schutze mancherley Mittel, „sich ein Vermögen zu sammeln und dasselbe in „Ruhe zu genießen.“ Bald darauf befahl der Landgraf den Truppen, die Bauern in ihrem Lager anzugreiffen. Schon die ersten Kanonenschüsse jagten die Aufrührer in ein solches Schrecken, daß sie in die größte Verwirrung geriethen. Doch hofften sie noch eine Zeitlang auf den ihnen von Münzer versprochenen göttlichen Beystand. Dieser blieb nicht nur aus; sondern die Truppen der Fürsten richteten vielmehr ein schreckliches Gemetzel unter den Bauern an, und mehrere tausend von diesen verlo-

ren auf dem sogenannten Schlachtberge bey Frankenhausen das Leben. Ein Theil suchte sich durch die Flucht zu retten, und von diesen wurden viele gefangen und enthauptet. Auch Münzer hatte sich geflüchtet, wurde aber zu Frankenhausen ergriffen. Sein Freund Pfeifer wurde unweit Eisenach ebenfalls eingehohlt und beyde nebst andern Rädelsführern hingerichtet. Mühlhausen, Frankenhausen, Dudersstadt und andere Städte, welche die Aufrührer unterstützt hatten, mußten große Summen Geld bezahlen; selbst den Thüringischen Bauern kostete diese Empörung, außer dem Tode vieler ihrer Mitbrüder, noch mehrere tausend Gülden. Hätten die Städte, anstatt den Bauern bey ihrer Empörung behülflich zu seyn, ihnen davon abgerathen, und etwa zu ihnen gesagt: „Hört Freunde! laßt den Aufstand bleiben, ihr handelt dadurch göttlichen und „menschlichen Gesetzen entgegen; denkt nach „und braucht eure Kräfte, da werdet ihr schon „Mittel genug finden, euren Zustand, der „freylich in manchen Stücken besser seyn könnte, zu verbessern. Wir selbst wollen euch „mit so und so viel tausend Thalern „unterstützen. Thut dabey nach euren Kräf-

ten

„ten auch das Eurige; gewiß ihr werdet das „durch mehr, als durch Empörung ausrichten, „und überdieß euer Gewissen bewahren.“ Hätten nun die Bauern auch noch ihr eigenes Geld, das sie als Strafe für ihre Empörung zahlen mußten, zur Verbesserung ihrer Aecker, Wiesen, Gärten u. s. w. verwendet: ohne Zweifel würden sie dabey mehr gewonnen haben, als durch den Aufstand.

W.. Der Unfug der Bauern kommt mir fast so vor, als wenn jemand um eines Ackers Land willen, auf den er ein Recht zu haben glaubt, einen Proceß anfängt, und am Ende Haus und Hof und alle seine übrigen Aecker und Wiesen darüber verprocessirt.

B. Da mag der Herr Wirth wohl recht haben. Unterdessen pflegt es gewöhnlich so zu gehen, wenn man ohne Ueberlegung handelt. Ein klein wenig Nachdenken würde den Bauern eben so wohl ihr Unrecht gezeigt, als den wahrscheinlichen unglücklichen Erfolg ihres Unternehmens besser vorher gesagt haben, als alle Offenbarungen des Lügenpropheten Münzers.

Ohne Zweifel schreckten der unglückliche Ausgang ihrer Empörung und reiflicheres Nachdenken über die Pflichten, die ihnen als

Christen gegen ihre Obrigkeiten oblagen, die Deutschen Bauern von fernern Versuchen dieser Art ab, ihren Zustand zu verbessern. Wenigstens findet man in der Geschichte des Deutschen Volkes — und dieß, denke ich, gereicht demselben zur Ehre — seitdem kein Beyspiel mehr von solchen weit um sich greiffenden Empörungen, als jener Bauernaufstand war. Vielmehr haben die Deutschen Bauern und Bürger auch seit jener Zeit in mehreren Gegenden Deutschlands oft genug sehr rühmliche Beweise gegeben, daß sie auch wohl sehr drückende Lasten und Beschwerden mit christlicher Geduld tragen können. Dabey haben sie jedoch auch nicht die Mittel, welche die Bibel und die Vernunft ihnen anräth, unbenutzt gelassen, ihren Zustand immer mehr zu verbessern und sich ihr Schicksal zu erleichtern.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/188

Der Bote aus Thüringen.

Vier und zwanzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Auf der andern Seite haben auch, nicht lange nach jener unglücklichen Verirrung der Bauern, die Fürsten und Edelleute immer mehr eingesehen, daß der Bauernstand ein sehr ehrwürdiger und sehr nützlicher Stand sey, dessen Zustand so viel möglich erleichtert werden müsse. Denn seit jener Zeit fingen nach und nach mehrere weltliche und geistliche Deutsche Fürsten und auch die Adeligen in mehreren Deutschen Provinzen, vorzüglich in Oberdeutschland, an, manches zur Erleichterung der Bauern zu thun. Außer dem schon oben genannten Kurfürsten August von Sachsen gehörten dazu noch mehrere Regenten des Kurfürstenthums und der

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/189

Herzogthümer von Sachsen, ferner die Kurfürsten Joachim und Johann Georg von Brandenburg, der Herzog Christoph von Würtemberg, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der Herzog Wilhelm von Cleve und andere.

Eine wichtige Verbesserung des Zustandes der Bauern in manchen Gegenden war es, daß man ihnen die Güter, die sie vorher nur lebenslänglich, oder auf Zeitpacht besessen hatten, erblich überließ. Auch schränkten die Fürsten die Gewalt der Edelleute über die Bauern immer mehr ein, und schützten sie gegen Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten manches unbilligen und harten Adeligen. Die Erleichterung ihres Schicksals brachte bey den Bauern eine größere Emsigkeit und Thätigkeit in ihrem Berufe hervor. Denn wenn der Bauer denken konnte: von dem Baume, den ich jetzt pflanze, werden noch einst meine spätesten Enkel Früchte essen; das Stück Land, das ich jetzt verbessere, werden, wenn ich auch lange schon todt bin, noch immer meine Nachkommen benutzen dürfen: wie viel mehr Lust mußte ihm das zum Fleiß geben, als wenn er denken mußte, er arbeite nur für Fremde; seine Kinder und Enkel

würs

würden das, was er jetzt so fleißig bearbeite, einst andern überlassen müssen.

Mancherley Gewächse, die vorher in Deutschland noch gar nicht oder nur wenig bekannt waren, wurden um diese Zeit in unserm Vaterlande eingeführt und angebauet. Unter andern gehört hierzu der Buchweizen oder das Heidekorn. Vielleicht ist es dem Herrn Gevatter noch erinnerlich, daß ihn einige hundert Jahre zuvor, bey Gelegenheit der Kreuzzüge,*) überhaupt erst die Europäer in Asien kennen gelernt und von da aus den ersten Saamen dieses Gewächses nach Europa gebracht hatten. In den südlichen Ländern Europa's bauete man ihn seitdem zuerst an, und von da aus kam er auch, im sechzehenten Jahrhunderte, nach Deutschland, wo er in den sandigen Gegenden desselben, z. B. in der Mark Brandenburg, in dem Lüneburgischen, als Nahrungsmittel für die Menschen und zur Mastung des Viehes gar wichtig geworden ist.

So wie sich der Landmann in diesen Zeiten durch vermehrte Betriebsamkeit auszeichnete, und die meisten Zweige der Landwirthschaft

*) Bote aus Thüringen Jahrg. 1796 St. 35.

immer mehr empor kamen: eben so wuchs auch der Flor der Deutschen Städte noch immer mehr; und Deutschlands Künstler, Handwerker und Kaufleute behaupteten fortdauernd den Ruhm, den sie schon in früher Zeit erlangt hatten, daß sie zu den vorzüglichsten gehörten. Alle die wichtigen Erfindungen, welche die Deutschen schon vor des Kaiser Maximilians I. Zeiten gemacht hatten, und wovon ich schon ehemahls dem Herrn Gevatter einiges erzählt habe,* waren seitdem von ihnen noch mehr vervollkommnet und mit manchen neuen vermehrt worden. Die Werke der Deutschen Kupferstecher hatten einen solchen großen Ruf erhalten, daß sie für manche Kaufleute ein sehr wichtiger Handelsartikel waren und weit und breit versandt wurden. Mehrere der damahligen Deutschen Mahler, wie Albrecht Dürer, Holbein, Lucas von Cranach und Peter Paul Rubens wurden so berühmt, daß man sie auch außerhalb Deutschland gar sehr ehrte. Von Albrecht Dürern ist schon bey einer andern Gelegenheit etwas gesagt worden. Den Mahler Holbein, einen gebornen Augsburger, rief der Englische König Hein-

rich

*) S. Bote aus Thüringen Jahrg. 1800 S. 46 ff.

rich VIII. an seinen Hof, und schätzte ihn so sehr wegen seiner vortrefflichen Gemählde, daß, als einst ein Englischer Graf sich bey dem Könige über eine Beleidigung Holbeins beschwerte, der König ihm zur Antwort gab: „aus dem geringsten meiner Unterthanen kann ich so viel Grafen machen, als mir beliebt, aber keinen einzigen Holbein.“ Mehrere der vorzüglichsten Werke dieses großen Mahlers findet man noch jetzt in London, in Venedig und Basel. Eben so sehr wurde Lucas von Cranach, welcher diesen Nahmen von seinem Geburtsorte Cranach, einer Stadt im Fränkischen Bisthume Bamberg, erhielt, wegen seiner ausnehmenden Geschicklichkeit in der Mahlerkunst geschätzt. Als der berühmte Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Kriege die Stadt Wittenberg eroberte,*) war Lucas von Cranach Bürgermeister in dieser Stadt. Der Kaiser, der von ihm in seinen jüngern Jahren gemahlt worden war, bat ihn, mit ihm nach den Niederlanden zu gehen; aber Lucas wollte sich von seinem Herrn, dem vom Kaiser gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich, nicht trennen und begleitete ihn während der Gefangen-

*) S. Bote aus Thüringen Jahrg. 1800 S. 274.

schaft desselben, da die Vorbitte, welche er für seinen unglücklichen Fürsten einlegte, abgeschlagen wurde. Zu den vorzüglichsten noch vorhandenen Gemählden desselben gehört auch ein Bildniß von Luthern; mehrere seiner besten Arbeiten befanden sich in der Schloßkirche zu Wittenberg, die aber bey einem Brande dieser Stadt vor ungefehr 40 Jahren vernichtet worden sind. Peter Paul Rubens wurde zu Cöln geboren, wohin seine Aeltern aus der Niederländischen Stadt Antwerpen gezogen waren. Seine Gemählde werden zu den besten gerechnet, welche in jenen Zeiten gemacht worden sind, und sehr viele davon sind noch in den großen Gemählde sammlungen zu Dresden, Düsseldorf, einer Kurpfälzischen Stadt am Rhein, so wie auch zu Paris und anderwärts zu sehen.

Doch nicht nur sehr geschickte Kupferstecher und Mahler, sondern auch Bildarbeiter nnd Verfertiger anderer künstlicher Arbeiten in Stein, Holz, Metall, sehr geschickte Formenschneider, Baumeister, Gold und Silberarbeiter hatte Deutschland damahls aufzuweisen. Besonders berühmt waren noch immer Augsburg und Nürnberg wegen ihrer vielen geschickten

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/194

schickten und erfindungsreichen Künstler und Handwerker; und man findet noch jetzt in diesen und andern Deutschen Städten eine Menge ungemein künstlicher Arbeiten, welche zu jener Zeit verfertigt worden sind. Es wurden noch immer die Arbeiten Deutscher Künstler und Handwerker so sehr gesucht, daß man mit denselben nicht nur nach allen Europäischen Ländern, sondern selbst bis nach Asien, Africa, und seit der Entdeckung America's, sogar nach diesem Erdtheile, Handel trieb. Ja andere Europäische Nationen gaben sich viele Mühe, Deutsche Künstler und Handwerker in ihre Länder zu ziehen; und wirklich verließen viele von Zeit zu Zeit ihr Vaterland und wurden in mancherley Arbeiten die Lehrer anderer Völker, die mit der Zeit manches, was sie von den Deutschen gelernt hatten, so sehr vervollkommneten, daß am Ende viele Arten Deutscher Arbeiten, die sonst sehr geschätzt worden waren, nicht mehr so gesucht wurden. Unter den Einwohnern Nürnbergs zeichneten sich mehrere durch Erfindungen solcher Maschinen aus, welche die Betreibung mancher Geschäfte sehr erleichterten und beschleunigten. Aber auch in andern Gegenden Deutschlands fehlte es

nicht an erfinderischen Köpfen. So erfand z. B. zu Annaberg, im Erzgebirge, eine Bürgersfrau Barbara Uttmann im Jahre 1561 das Knüppeln der Spitzen, eine Arbeit, welche im Erzgebirge und anderwärts eine große Menge Menschen ernährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der allgemeine Schulmethodus von dem, nunmehr verstorbenen, Herrn Landschuleninspector Johann Ernst Christian Haun ist nunmehr bey Keyser in Erfurt erschienen. Man sieht es ihm an, daß er das Werk eines Mannes sey, der das Innere der Schulen nicht aus Büchern, sondern aus langer, vieljähriger Erfahrung kannte. Ob dieser Schulmethodus gleich vorzüglich für die Gothaischen Schulen bestimmt zu seyn scheint: so kann doch auch jeder auswärtige Prediger und Schullehrer viel Nützliches daraus lernen, und wird darinne viele Winke zur Erleichterung seiner Amtsführung finden.

---

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/196

Der Bote aus Thüringen.

Fünf und zwanzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Der Steinmetz und Bildschnitzer Jürgens zu Wattemmüttel zwey Meilen von Braunschweig machte im Jahre 1530 zur Erleichterung des Spinnens die wichtige Erfindung des Spinnrades. Zum Andenken dieser Erfindung soll noch jetzt an Jürgens Geburtsorte ein Wirthshaus den Nahmen: das Spinnrad führen.

Auch die Handelschaft war zu diesen Zeiten noch in einem sehr blühenden Zustande in unserm Vaterlande. Da die Arbeiten Deutscher Künstler und Handwerker damahls in fast allen Ländern Europa's und selbst außer unserm Erdtheile so beliebt waren; da auch der Deut-

sche Landwirth eine Menge Dinge erzeugte, welche so manchen andern Ländern mangelten; Deutschland aber auch aus andern Ländern gar vieles brauchen konnte, und die eine Deutsche Provinz manches hervorbrachte, was die andere nicht hatte: so hatten die Deutschen Provinzen nicht nur unter sich, sondern auch mit fremden Ländern einen großen Handelsverkehr.

Gegen das Ende des funfzehenten Jahrhundertes hatten sich für den Welthandel zwey wichtige Vorfälle ereignet. Die Portugiesen hatten zur See, um Africa herum, einen Weg nach Ostindien, und die Spanier unter des berühmten Columbus Anführung und Leitung einen neuen Erdtheil, die neue Welt oder Amerika, entdeckt. Ostindien ist dasjenige Süd-Asiatische Land, woraus schon seit den ältesten Zeiten her andere Länder allerley Gewürze: Zimmet, Muskaten, Pfeffer, Ingwer, ferner Zucker, Elfenbein, Seide, baumwollene Zeuge, Perlen, Edelsteine z. B. Diamanten und andere kostbare und seltene Waaren erhielten. Seit langer Zeit waren die Europäischen Länder vorzüglich durch die Venetianer, welche sie aus den Asiatischen und

Aegyptischen

Aegyptischen Häfen des mittelländischen Meeres, besonders aus Alexandrien in Aegypten, hohlten, mit diesen Waaren versehen worden; und Deutsche Kaufleute, die sie auch von den Venetianern bekamen, trieben damit nicht nur in Deutschland, sondern auch in die nördlichen Länder von Europa einen sehr einträglichen Handel. Seitdem gegen das Ende des funfzehenten Jahrhundertes die Portugiesen den oben erwähnten Weg zur See nach Ostindien fanden, kam der Haupthandel mit diesen Waaren aus den Händen der Venetianer anfänglich in die Hände der Portugiesen, und hundert Jahre später an die Holländer, und beyde Völker versorgten nun eben so ganz Europa damit, wie es vorher lange Zeit hindurch von den Venetianern geschehen war, und wie es heut zu Tage vorzüglich die Engländer thun. Von gleicher Wichtigkeit für den Handel wurde die durch den berühmten Columbus gemachte Entdeckung von America, wodurch die Europäer mit einer Menge bisher unbekannter Dinge und mit mehreren neuen wichtigen Handelsartikeln Bekanntschaft machten.

Auch für Deutschland und dessen Kaufleute wurden bald jene beyden für den Handel merkwürdigen Vorfälle von großer Wichtigkeit. Die Ostindischen Waaren, welche schon seit mehreren Jahrhunderten in unserm Vaterlande Eingang gefunden hatten, wurden, seitdem die Portugiesen zur See einen Weg nach Ostindien entdeckt hatten, noch häufiger nach Deutschland gebracht, und viele derselben nach und nach auch für die Deutschen ein sehr allgemeines Bedürfniß. Eben dieß war auch der Fall mit den Waaren, welche aus dem neu entdeckten Amerika kamen. Dabey standen sich nun freylich wohl diejenigen Deutschen Kaufleute, welche ihren Landsleuten von den Portugiesen, Holländern und Spaniern diese Waaren verschafften, ganz gut. Aber im Ganzen verlor Deutschland nicht nur viel Geld, das dafür ins Ausland gieng, sondern, was noch ungleich nachtheiliger für dasselbe war, durch den Genuß der ausländischen Gewürze und Leckereyen litt die Gesundheit, und allerley Krankheiten, von denen man vorher wenig oder gar nichts wußte, verbreiteten sich unter den Deutschen. Dem immer mehr überhand nehmenden Gebrauche der ausländischen Gewürze schrieben wenig-

wenigstens schon damahls manche Deutsche Schriftsteller es zu, daß die Deutschen nicht mehr eine so dauerhafte Gesundheit und ausgezeichnete Leibesstärke genossen, wie in früheren Zeiten. Wahrscheinlich mögen aber dazu auch wohl noch andere Umstände mitgewürkt haben.

Unter den Deutschen Handlungshäusern gab es zu jener Zeit einige, welche man zu den reichsten und angesehensten auf der Erde zählte, wie das Fuggersche und Welsersche in Augsburg. Schon seit langer Zeit hatten sich die Familien der Fugger und der Welser mit dem Handel beschäftigt, und durch ihre ungemeine Thätigkeit nach und nach so außerordentliche Reichthümer erworben, daß die mächtigsten Fürsten ihrer Zeit, wie z. B. der Kaiser Karl V., die Könige von Frankreich, Spanien und England zu ihnen ihre Zuflucht nahmen, wenn sie zu kriegerischen und andern Unternehmungen Geld brauchten. Den Geldvorschüssen der Welserischen Familie hatten es die Spanier zum Theil zu danken, daß sie damahls so ungeheuer große Eroberungen in dem neu entdekten America machen konnten. An den Handelsunternehmungen der Portugiesen in Ostindien nahmen beyde Famlien ebenfalls den lebhaftesten Antheil, und rüsteten in Verbin-

dung mit andern Deutschen Kaufleuten in den Portugiesischen Häfen mehrere Schiffe aus, welche Waaren aus Ostindien herbeyhohlen mußten, und reich beladen zurückkehrten und ihnen große Summen einbrachten.

Um das Welserische Handlungshaus wegen eines sehr beträchtlichen Vorschusses, den dasselbe ihm einst gemacht hatte, sicher zu stellen, trat der Kaiser Karl V., der damahls auch Beherrscher des Spanischen Reiches war, den Welsern einen ansehnlichen Landstrich in dem von den Spaniern eroberten Theile des südlichen America, zur Anlegung einer Colonie, ab, wobey unter andern zur Bedingung gemacht wurde, daß die Welser 60 Deutsche Bergleute nach America zum Anbau der dortigen Gold- und Silberbergwerke schicken sollten. Es ließen sich auch bald einige hundert Spanier, die in ihrem Vaterlande wohl nicht viel zu verlieren haben mochten, von der Welserischen Familie, vermuthlich in der Hoffnung anwerben, in America große Schätze zu erbeuten. Unter der Anführung eines gewissen Dalfingers aus Ulm und einiger andern Deutschen gingen sie auf Spanischen Schiffen nach Südamerica ab, wurden auch dort von Zeit zu

Zeit,

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/202

Zeit, auf Kosten der Welserschen Familie, mit frischer Mannschaft verstärkt. Aber anstatt, daß die Deutschen Anführer hätten darauf denken sollen, das den Welsern überlassene Land anzubauen und Pflanzungen anzulegen, durchstreiften sie und die Spanischen Soldaten das Innere des Landes, um dort Gold zu suchen; plünderten die Eingebohrnen aus, legten ihnen unerträgliche Arbeiten auf, und marterten viele derselben zu Tode, wenn diese Unglücklichen nicht entdecken konnten oder wollten, wo Gold zu finden sey. Die Folge davon war, daß sie auf ihren Streifereyen in den zum Theil ganz wüsten Landstrichen, Theils durch Hunger Theils im Kampfe gegen die Wilden, ja selbst auch durch Empörung, aufgerieben wurden. Die Welser sahen sich am Ende, nach Aufopferung großer Geldsummen, genöthigt, den ganzen Besitz des ihnen eingeräumten Landstriches wieder aufzugeben.

Das Haupt des Welserschen Handlungshauses war zur Zeit, als jene Unternehmung in America für die Welser einen so übeln Ausgang hatte, Bartholomäus Welser. Dieser Mann erwarb sich nicht nur durch seinen ausgebreiteten Handel und die dadurch gewonne-

nen außerordentlichen Reichthümer ein sehr gro-
ßes Ansehen unter seinen Mitbürgern und
Landsleuten; sondern er verschaffte sich auch,
durch seine Rechtschaffenheit und die Liebe zu
seiner Vaterstadt, die Achtung und Zuneigung
seiner Mitbürger. Gern übernahm er manche
Aemter und Geschäfte, wenn er glaubte, da-
durch den Augsburgern nützlich werden zu kön-
nen. Ubrigens war er von dem Streben nach
hohen Ehrenstellen weit entfernt; und eben so
wenig wollte er das große Ansehen, worin er
stand, dazu benuzen, seinen Söhnen Aemter
im Staate zu verschaffen. Ihm lag vorzüg-
lich daran, sie zu rechtschaffenen Bürgern und
reolichen, geschickten Kaufleuten zu erziehen,
die einst seine Handelsgeschäfte fortsetzen könn-
ten. Ungeachtet seiner großen Reichthümer
lebte er nicht nur selbst sehr einfach; sondern
suchte auch seine 16 Kinder, von denen ihn 12
überlebten, an eine einfache Lebensweise zu ge-
wöhnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/204

Der Bote aus Thüringen.

Sechs und zwanzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Noch bis auf den heutigen Tag erinnert sich der Augsburger Bürger mit Ehrfurcht an die Welser jener Zeit, von denen mehr als einer entweder als obrigkeitliche Person seiner Vaterstadt wichtige Dienste leistete, oder sein Andenken durch mancherley wohlthätige Stiftungen erhielt.

Noch berühmter, sowohl in Deutschland, als auch in ganz Europa, hatte die Fuggersche Familie in Augsburg sich durch ihre ausgebreiteten Handlungsgeschäfte, durch ihre erstaunlichen Reichthümer und den guten Gebrauch gemacht, wozu mehrere Glieder derselben ihre Schätze verwendeten. Dabey gibt die-

se Familie ein sehr merkwürdiges Beyspiel, wie zuweilen auch eine ursprünglich arme und niedrige Familie durch Fleiß, Thätigkeit und Rechtschaffenheit nach und nach zum Besitz großer Reichthümer, zu ausgezeichnetem Ansehen und vieler Macht gelangen könne. Die ersten bekannten Fugger waren Leinweber in Schwaben. Einer von ihnen, Johann Fugger, zog aus seinem Geburtsorte Graben, einem nahe bey Augsburg liegenden Dorfe im Jahre 1370 nach Augsburg. Hier heirathete er eine Bürgerstochter, erhielt dadurch selbst das Bürgerrecht in Augsburg, und fing in der Folge einen Leinwand- und Barchenthandel an. Durch Fleiß, Redlichkeit, Pünktlichkeit und Sparsamkeit sahe er sich mit der Zeit in Stand gesetzt, seine Handelsgeschäfte zu erweitern. Nach ihres Vaters Tode fuhren die Söhne und Enkel auf dem von ihrem Stammvater betretenen Wege fort, und ihre mit Klugheit und Glück ausgeführten Handelsunternehmungen in und außer Europa verschafften ihnen so außerordentliche Reichthümer, daß man sie zu ihrer Zeit für die reichsten Kaufleute auf der Erde hielt, und Kaiser und Könige sich um ihre Freundschaft bewarben, besonders

wenn

wenn sie Geld brauchten. Der Kaiser Maximilian I erhob die Fuggersche Familie in den Adelstand, und Karl V. machte sie sogar zu Reichsgrafen, nachdem sie einen großen Theil ihres Vermögens zum Ankauf mehrerer Herrschaften in Schwaben verwendet hatten, die noch jetzt ihre Nachkommen, die Reichsgrafen Fugger, im Schwäbischen Kreise, besitzen. Als einst Kaiser Karl V. in Paris war, und der König von Frankreich ihm seine Schätze und Herrlichkeiten zeigte, rief der Kaiser aus: „dieß alles kann ein Leinweber zu Augsburg noch mit seinem Gelde bezahlen!“ wobey er an die reichen Fugger dachte. Eben dieser Kaiser besuchte eines Tages einen Fugger. Da unterhielt Fugger das Kaminfeuer mit Zimmetholz und verbrannte einen Schuldschein, den der Kaiser für eine sehr beträchtliche ihm vorgeschossene Summe Geldes, Fuggern gegeben hatte. Am meisten gereicht aber einigen von der Fuggerschen Familie der gute Gebrauch zur Ehre, den sie von ihren großen Reichthümern machten. Sie unterstützten mit denselben die berühmtesten Gelehrten und Künstler ihrer Zeit, legten kostbare Sammlungen von Büchern, Gemählden und andern

Werken der Kunst, zum Gebrauche für Gelehrte und Künstler, an, und suchten zum Theil sich selbst mancherley gelehrte Kenntnisse zu verschaffen. Noch jetzt findet man in Augsburg mehrere ansehnliche Gebäude, welche zu jener Zeit von der Fuggerschen Familie angelegt worden sind, und ein Theil der Jakobsvorstadt zu Augsburg führt den Nahmen Fuggerey, worunter man 106 kleine Häuser versteht, welche die drey Brüder, Ulrich, Georg und Jakob Fugger im Jahre 1519 erbauen ließen, um darin armen Bürgern und Einwohnern für einen sehr geringen Hauszins Wohnungen zu verschaffen.

Auch in Niederdeutschland, dessen Handelschaft sich durch den Hanseatischen Bund*) so sehr gehoben und in die nördlichen Länder Europas verbreitet hatte, war der Handel noch eine Zeitlang in blühendem Zustande. Indessen schien doch der eben erwähnte Handelsbund sich schon gegen das Ende des sechzehnten Jahrhundertes sehr merklich seinem Verfalle zu nähern. Mehrere Umstände trugen dazu bey.

*) S. Bote aus Thüringen Jahrg. 1796 St. 43 und Jahrg. 1800 S. 99 u. fg.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/208

bey. Nebst einigen andern gehörten dazu auch die mancherley Uneinigkeiten, welche unter den Bundesstädten entstanden, so daß mehrere Theils selbst den Bund verließen, Theils davon ausgeschlossen wurden. Ist einmahl aus einer Gesellschaft der innere Friede gewichen, so pflegt es gewöhnlich mit ihr rückwärts zu gehen. Besonders aber war es für die Hansa sehr nachtheilig, daß man auch in solchen Ländern Europas, wie in Rußland, Dänemark, Schweden und England, wohin die Hansestädte ihren Haupthandelsverkehr gehabt hatten, nach und nach anfing, klüger zu werden.

Mehrere Jahrhunderte hindurch hatte die Deutsche Hansa fast allen Handel dieser Länder in ihren Händen gehabt. So vortheilhaft auch die Lage dieser Länder zur Schifffahrt war, so trieben ihre Einwohner doch lange Zeit nur wenig eigene Schifffahrt. Die Schiffe der Deutschen Seestädte führten vielmehr nicht nur die ausländischen Waaren denselben zu; sondern hohlten auch die Erzeugnisse der Natur und des Fleißes der Einwohner jener Länder ab, und der Hauptgewinn fiel dabey immer auf die Seite der Deutschen Kaufleute. So hatte man z. B. in England vortreffliche

Wolle. Statt daß nun aber die Engländer sie selbst hätten verarbeiten sollen, verkauften sie dieselbe an die Deutschen und Niederländer. Diese machten daraus Tuch und allerley Arten von wollenen Zeugen, und führten sie auf ihren Schiffen wieder den Engländern zu. Selbst als in der Folge die Engländer anfingen, ihre Wolle selbst zu verarbeiten, schickten sie nicht ihre Tücher und Zeuge auf eigenen Schiffen ins Ausland, sondern die Hansischen Kaufleute hohlten sie auf ihren Schiffen ab, und führten damit den Haupthandel. Dieß geschah auch mit andern Waaren der Engländer; und eben so befand sich der Handel nach Dänemark, Schweden und Rußland in den Händen der Deutschen Hansa, welche in diesen Ländern, so wie in England, große Handlungsfreyheiten und Waarenniederlagen hatte. Ueberall sahe man daher lange Zeit hindurch auf der Nord- und Ostsee nur Deutsche Schiffe, die den nördlichen Ländern Europas das, was sie von ausländischen Waaren brauchten, zuführten, und beladen mit den eigenen Erzeugnissen derselben zurückkehrten.

Nach und nach wurden aber die Dänen, Schweden und Engländer klüger und sahen ein, daß

daß sie sich wohl besser dabey stehen müßten, wenn sie selbst ihre Wolle, ihr Eisen, Kupfer, Zinn, Bley und so weiter verarbeiteten, sich selbst ihre Schiffe baueten, auf ihnen das, was sie vom Auelande brauchten, herbey hohlten, und was andere von ihnen etwa brauchen möchten, denselben zuführten. So bald sie erst zu dieser Einsicht gekommen waren: so bekam der Hanseatische Bund einen gewaltigen Stoß. Dieser für ihm so nachtheilige Zeitpunkt trat im sechzehenten Jahrhunderte ein. Um diese Zeit hatten Dänemark, Schweden und England Regenten, welche ihre Unterthanen zur eigenen Thätigkeit kräftig ermunterten. Nun kamen auch dort Handwerke und Künste mehr empor; die Dänen, Schweden und Engländer verarbeiteten seitdem selbst ihre Erzeugnisse, baueten Schiffe, benutzten die vortheilhafte Lage ihrer Länder zur Schifffahrt; ihre Kaufleute verführten jetzt das, was sie an das Ausland ablassen konnten, auf eigenen Schiffen, und hohlten auf ihnen herbey, was ihr Vaterland nicht hervorbrachte. Die Hansa verlor daher in Dänemark, Schweden und England ihre alten Handlungsfreyheiten, und ihr bisheriger Alleinhandel hörte in jenen Län-

dern auf. In Rußland, wo die Deutsche Hansa ebenfalls lange den Haupthandel hatte, kam zwar der eigene Handel und Schifffahrt etwas langsamer empor. Dennoch aber blieben die Hansischen Städte nun nicht mehr die einzigen, welche dorthin handelten; vielmehr nahmen, seitdem unter den Schweden, Dänen und Engländern der Handelsgeist mehr rege und eigene Schifffahrt von ihnen getrieben wurde, diese Völker vielen Antheil an dem Russischen Handel, und am Ende erhielten gar die Engländer schon im sechzehnten Jahrhunderte eine ausschließende Handelsfreyheit für das nördliche Europäische Rußland.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/212

Der Bote aus Thüringen.

Sieben und zwanzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

Dadurch, daß die Engländer, Dänen, Schweden und Russen ihren Vortheil besser einsehen lernten und klüger wurden, deßhalb auch dem Hansischen Bunde die großen Handelsfreyheiten nach und nach entzogen, mußte freylich, selbst wenn nicht noch andere Umstände dazu mitgewirkt hätten, dieser berühmte Deutsche Handlungsbund seiner gänzlichen Auflösung allmählich immer näher kommen, und der Handel Deutschlands sich merklich vermindern. Das, was andere Völker sich selbst machen konnten, kauften sie natürlich nun nicht mehr von den Deutschen; und die Deutschen Zeug- und Tuchmacher, so wie manche andere

Handwerker, deren Arbeiten durch die Kaufleute sonst häufig ins Ausland geschickt worden waren, litten dabey nicht wenig.

Der blühende Zustand, worin sich der Handel, die Künste und Handwerke so lange Zeit hindurch und fast bis zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges in unserm Vaterlande befanden, hatte nebst der Reichhaltigkeit der Bergwerke in mehreren Deutschen Ländern die Menge des Geldes gar sehr vermehrt. Eine Folge davon war, daß auch die Zahl wohl gebaueter Städte und der Aufwand in schönen und prächtigen Kleidern, so wie in Speise und Trank, und in Gastmählern bey Feyerlichkeiten, noch immer mehr zugenommen hatte. Für seidene Zeuge, Gold und Silberstoffe, Perlen, Edelsteine, Gewürze, fremde Weine gingen große Summen Geldes ins Ausland. Um das Geld im Lande zu behalten, das für die viele Seide, welche verbraucht wurde, ins Ausland ging, machte der Herzog Friedrich von Würtemberg zu Anfange des siebzehenten Jahrhunderts zuerst einen Versuch, die Seidenwürmerzucht und Anpflanzungen von Maulbeerbäumen in seinem Lande anzulegen. Der Aufwand in prächtigen Kleidern und kostbaren Gastmählern

lern, den die Fürsten und der Adel machten, wurde immer mehr von den reichen Kaufleuten, nach und nach auch von den übrigen wohlhabenden Classen der Bürger, und am Ende gar von den weniger begüterten Einwohnern der Städte nachgeahmt. Der ärmere Bürger war thöricht genug, es für eine Schande zu halten, wenn er sich weniger kostbar kleiden und weniger gut essen und trinken sollte, als sein reicherer Mitbürger. Am auffallendsten zeigte sich dieser Hang zur Verschwendung unter allen Ständen bey feyerlichen Gelegenheiten, wie z. B. Hochzeiten, Kindtaufen. Die allgemeinen Verordnungen, welche von Zeit zu Zeit auf mehreren Reichstagen, und die besondern, welche von mehrern Fürsten für ihre Unterthanen dagegen gegeben wurden, richteten nur wenig aus; und ob man sie gleich mehr als Ein Mahl wieder erneuerte, so konnten sie doch bey weitem dem immer mehr einreißenden Uebel nicht steuern.

Kaum ist es glaublich, wenn die Schriftsteller jener Zeit erzählen, daß in einigen Gegenden das Kleid manches adeligen Frauenzimmers über 300 Thaler, und der Kopfputz mancher Bürgersfrau über 60 Thaler heutigen

Geldes gekostet habe. Selbst Handwerksleute pflegten Mittags und Abends drey bis vier, und wenn sie Gäste bey sich hatten, wohl gar sechs Gerichte zu essen. Wie groß bey manchen Hochzeiten der Bürgersleute die Zahl der Gäste und der Aufwand gewesen seyn mag, kann man daraus schließen, daß, um der ungeheuern Verschwendung dabey Einhalt zu thun, einst im Braunschweigischen verordnet wurde: es sollten künftig bey einer großen Hochzeit nicht über 24 Tische gedeckt werden, und an jedem Tische nicht mehr als 10 Personen sitzen; bey kleinen Hochzeitschmäusen nicht mehr als 14 Tische erlaubt seyn; überhaupt aber solle man nicht länger als drey Stunden bey dem Hochzeitmahle zubringen. Ging es nun schon bey Bürgersleuten so hoch zu: so darf man sich eben nicht sehr wundern, wenn bey der Hochzeitfeyer manches Fürsten die Zahl der Gäste sich an tausend und mit dem zahlreichen Gefolge derselben wohl selbst an mehrere tausend Menschen belief; wenn ganze Dörfer dazu bestimmt werden mußten, um die Pferde der Gäste unterzubringen; wenn die Gäste und ihr Gefolge zusammen mehrere hundert Ochsen, viele hundert Kälber, Schweine, Schafe, viele tausend Hühner,

ner, fast ein Paar hundert tausend Eyer; zwey hundert Zentner Butter und Schmalz, eben so viel Pfund Zimmt und andere Gewürze und dergleichen verzehrten; auch wohl mehrere tausend Eimer in- und ausländischen Wein austranken. Wenigstens wird dieß von der Hochzeitfeyer eines Baierschen Herzogs erzählt, die er im funfzehnten Jahrhunderte hielt; und man hat eben nicht Ursache zu glauben, daß es im sechzehenten Jahrhunderte viel anders gewesen seyn werde. Denn noch zu Anfange des siebzehnten bewirthete ein Herzog von Würtemberg den König von England mit 90 der köstlichsten Gerichte, als dieser bey ihm zum Besuche war. Uebrigens war es ein rühmlicher Gebrauch unserer damahligen Vorfahren, daß sie bey ihren Schmausereyen die Armen und Kranken nicht vergaßen. Gewöhnlich versammelten diese sich vor den Häusern, wo ein Schmaus gegeben wurde, und erhielten auch ihren Theil.

Zu dieser Zeit kam auch der Gebrauch der Kutschen in Deutschland auf. Auch begnügte man sich nun nicht mehr bloß mit Küchen und Obstgärten; sondern die Fürsten und reichen Kaufleute legten auch Lustgärten an, zogen das

ein ausländische Blumen und andere fremde Gewächse, Citronen, Pomeranzen, Feigenbäume und dergleichen, und schmückten sie mit schönen Lusthäusern und Bildsäulen aus. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sah man die ersten Tulpenzwiebeln, welche aus Konstantinopel hieher gebracht worden waren, in Deutschland blühen. Mandeln und gute Kastanienbäume wurden aber häufig in den Rheingegenden, in Weinbergen und anderwärts angepflanzt.

Noch könnte ich dem Herrn Gevatter manches von den damahls gewöhnlichen Lustbarkeiten und Vergnügungen der vornehmen und niedrigen Stände sagen. Ich könnte erzählen, wie man sich zuweilen mit Musik, Tanz und Kartenspiel die Zeit vertrieb; wie die Fürsten jetzt anfingen, sich viele Hofbedienten, Hofmusiker und Hofsänger zu halten; wie sie sich zuweilen eine Komödie spielen liessen, manchmahl auch wohl noch Turniere*) anstellten, die aber doch seit dem Gebrauche des Feuergewehrs immer mehr in Abnahme kamen und bald ganz aufhörten. Ich könnte auch wohl erzählen, wie mancher Fürst und Kaiser sein Späßchen

daran

*) S. Bote aus Thüringen Jahrg. 1796 Stück 45.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/218

daran fand, sich einen Hofnarren zu halten; wie der Hofnarr etwa, wenn seinen Herrn die Last der Regierung zu sehr niedergedrückt hatte, ihm eine Schnurre vormachen mußte, mit unter auch wohl eine heilsame Wahrheit ans Herz legte, die der Minister oder Hofcavalier sich nicht zu sagen getraute; wie das Betrinken und Zechen unter den Deutschen vornehmen und niedrigen Standes immer noch nicht ganz aus der Mode gekommen war. Aber ich will lieber die weitläuftigere Beschreibung dieser Dinge unterlassen, und dafür dem Herrn Gevatter noch Eines und das Andere vom Schulwesen dieser Zeit und andern wichtigern Sachen erzählen.

Der Herr Gevatter wird sich wohl noch erinnern, daß schon seit des berühmten Kaisers, Karls des Großen, Zeiten manches in Deutschland zur Verbreitung von allerley Kenntnissen unter künftigen Gelehrten und selbst unter den Ungelehrten geschehen war. Die Zeiten der dikken Unwissenheit, wo auch selbst Deutsche Könige und Fürsten, ja sogar viele Geistlichen, welche doch die Lehrer der übrigen Menschen seyn sollten, nicht lesen und schreiben konnten; diese Zeiten, wo nur höchstens die, welche sich

geistlichen Stande gewidmet hatten, allenfalls einige Einsichten von manchen Wissenschaften besaßen, waren nun schon längst vorüber. In Deutschland war schon eine beträchtliche Anzahl Schulen und Universitäten entstanden, wo sich junge Leute nicht nur zu Geistlichen, sondern auch zu Rechtsgelehrten bilden konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Folgende Bücher sind zu empfehlen.

Moralische Gemählde für die gebildete Jugend von Jakob Glatz, Lehrer am Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal. Erster Heft mit dem Bildnisse Salzmanns und mehrern Kupfern. Leipzig 1801 bey Voß und Compagnie.

Der Bauer als Obstbaumpflanzer, oder kurzer doch hinlänglicher Unterricht, wie die Obstbäume gesäet, veredelt, gepflanzt, gewartet und gepflegt werden müssen, von einem Freunde der Bauersleute. Hildburghausen bey Hanischens Wittwe.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/220

Der Bote aus Thüringen.

Acht und zwanzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Die alten Römischen und Griechischen Schriftsteller, aus denen sq manches zu lernen war, wurden seit der Mitte des funfzehenten Jahrhunderts von vielen Deutschen Gelehrten fleissig gelesen und dadurch das Nachdenken über manche wichtige Gegenstände sehr befördert. Der Buchdruckereyen waren in Deutschland immer mehrere angelegt und die Verbreitung der Bücher dadurch schon so sehr erleichtert worden, daß auch wohl, außer den eigentlichen Gelehrten, hier und da andere Leute manches Buch lasen, besonders da man nicht gar lange nach der Erfindung des Buchdruckens anfing, Deutsche Bücher zu schreiben und zu drucken, wodurch

auch den Ungelehrten, die nicht lateinisch verstanden, das Lesen mancher Bücher möglich gemacht wurde. Die Verbreitung der Meinungen Luthers wurde ja dadurch sehr befördert, daß dieser berühmte Mann sehr vieles in Deutscher Sprache schrieb und seine Schriften durch den Druck vervielfältigen konnte.

So manches nun aber bisher zur Beförderung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Einsichten in unserm lieben Vaterlande geschehen war: so war doch noch gar viel zu thun übrig. Noch immer fehlte es überall an einer hinlänglichen Anzahl Schulen nicht nur für Ungelehrte, sondern selbst für die Ausbildung und Belehrung derer, welche sich dem Stande der Gelehrten widmen wollten. Und an den schon vorhandenen Schulen und Universitäten war noch sehr viel zu verbessern, wenn durch sie zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse gehörig gesorgt werden sollte. Auch hierin erwarben sich Luther, Melanchthon und andere Mitarbeiter an dem großen Werke der Reformation sehr wichtige Verdienste. Wie dringend Luthern die Verbesserung des Schulwesens in Sachsen am Herzen lag, habe ich schon bey einer andern Gelegenheit beyläufig erwähnt, als

ich

ich von diesem merkwürdigen Manne sprach. Jetzt komme ich noch Ein Mahl auf ihn zurück. Mit demselben unermüdeten Eifer, mit welchem Luther für die Kirchenverbesserung thätig war, arbeitete er auch mit seinem Freunde Melanchthon daran, die bisherigen Schulen und Universitäten in den Deutschen Provinzen, worin die Reformation Eingang gefunden hatte, zu verbessern, und die Fürsten, die Städte und den Adel zum Anlegen neuer Anstalten zur Unterweisung der Jugend zu ermuntern. „Es ist," sagte er, „eine ernste und „große Sache, woran den Christen und aller „Welt viel liegen muß, daß wir der Jugend „rathen und helfen; denn sie hat niemanden, „der für sie sorgt. Es geht jedes hin, wie es „gehet, und die Obrigkeiten sind ihnen eben so „viel nütze, als wären sie nicht."

Auf die Universitäten und solche Schulen, wo die Gelehrten, die künftigen Prediger, Schullehrer, Richter und überhaupt Personen gebildet werden sollten, denen man die Belehrung, den Schutz und das Wohl der übrigen Menschen anvertrauet, richtete Luther zuerst seine Aufmerksamkeit. So gut, als es ihre eigenen Einsichten damahls zuließen, thaten er, Me-

lanchthon und die gelehrten Freunde beyder Männer Vorschläge, wie der Unterricht auf Universitäten und andern Lehranstalten für künftige Gelehrte am besten eingerichtet; wie dem Sittenverderben auf demselben Einhalt gethan; und wie die Besoldung der Lehrer auf den neu zu errichtenden Lehranstalten geschehen könne. Besonders suchte man durch diese Vorschläge zu bewirken, daß es künftighin an guten und geschickten Religionslehrern nicht fehlen möchte. Denn sollte das einmahl angefangene Werk der Reformation nicht wieder untergehen: so mußten ja nach und nach Männer gebildet werden, welche fortfuhren, die Grundsätze Luthers und seiner Gehülfen immer mehr in den Gemüthern der Protestanten zu befestigen und durch Belehrung der Jugend und der Erwachsenen weiter zu verbreiten. Der Mangel an Männern, welche als Prediger angestellt werden konnten, war im manchen Protestantischen Gegenden wirklich so groß, daß man, noch in der Mitte des sechzehenten Jahrhundertes, hier und da fähige Köpfe unter den Handwerksleuten als Dorfpfarrer anstellen mußte. Unter andern war dieß der Fall in einigen Gegenden Thüringens. So war z.

B. zu Molschleben ein Knochenhauer, zu Wirgleben ein Leinweber, zu Trügleben ein Badergeselle eine Zeitlang Pfarrer.

Doch Luthers und Melanchthons Bemühungen gingen nicht bloß dahin, den künftigen Gelehrten einen bessern und zweckmäßigern Unterricht zu verschaffen; sondern mit gleichem Eifer arbeiteten sie auch daran, die Fürsten, den Adel und die Obrigkeiten in den Städten dahin zu bringen, daß für die Belehrung ihrer ungelehrten Mitbürger, der Handwerksleute und Bauern, zu deren Unterricht bis dahin wenig oder nichts geschehen war, besser gesorgt würde. Mit aller Wärme drangen sie darauf, daß man auch in den kleinen Städten und in den Dörfern Schulen anlegen, dadurch der bisherigen Unwissenheit abhelfen, und die Kinder des Handwerkers und Landmanns im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der christlichen Religion gehörig unterrichten solle. Zum Unterrichte in der Religion schrieb Luther selbst, wie schon erwähnt worden ist, seinen großen und kleinen Katechismus, der noch heut zu Tage, obgleich gewiß ganz gegen Luthers Meinung, in manchen Schulen gebraucht wird. Auch eine Fibel oder A b c Buch, das er der

Kinder Handbüchlein nannte, verfertigte Luther.

Doch Schulen verbessern, neue anlegen und Schullehrer anstellen, kostet Geld. Woher nun das Geld dazu nehmen? Auch dafür wußten Luther und seine gelehrten Freunde Rath. Die Fürsten, die Adeligen, die Städte hatten in den Protestantischen Ländern, weil die Klöster dort aufgehört hatten, die Klostergüter und andere geistlichen Stiftungen eingezogen; Ablaß, Seelenmessen und manche andere Abgaben, welche man ehedem an Klöster, Kirchen und Geistliche bezahlte, hatten in den Protestantischen Ländern aufgehört. Da gab nun Luther den Rath, man solle die Klostergüter und andere geistlichen Stiftungen und manche bisherigen kirchlichen Abgaben zur Verbesserung der alten, zur Anlegung neuer Schulen und zur Besoldung der Schullehrer verwenden.

Luthers Rathschläge blieben nicht ohne Wirkung. Mit mehr oder weniger Eifer wurden sie von den Protestantischen Fürsten, vielen Adeligen und den Städten befolgt. Ihnen gemäß wurden die schon vorhandenen Universitäten und gelehrten Schulen in den Protestantischen Ländern verbessert und neue angelegt.

legt. So entstanden um diese Zeit die neuen Universitäten zu Marburg, Jena, Helmstädt, Straßburg, Altorf und andere. Fast jede beträchtliche Stadt erhielt zur zur Bildung künftiger Gelehrten ihr Gymnasium, und die meisten der in den größern Städten der Protestantischen Länder noch jetzt vorhandenen Gelehrten-Schulen wurden im 16ten und 17ten Jahrhunderte gestiftet. Eben so wurden in den kleinern Städten, Flecken und Dörfern Schulen angelegt, wo man die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Christenthume, in den Städten auch wohl hier und da im Lateinischen unterrichtete, und so die, welche etwa studiren wollten, zum Unterricht in den höhern Schulen vorbereitete.

Unter den Fürsten, welche sich zu dieser Zeit um die Anlegung und Verbesserung der Schulen in ihren Landen vorzüglich verdient machten, verdienen vor allen andern der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, die Kurfürsten und Herzoge von Sachsen, die Würtembergischen Fürsten, besonders der Herzog Christoph von Würtemberg, der Herzog Julius von Braunschweig genannt zu werden.

Allen andern gingen hierin die Sächsischen Fürsten, in deren Ländern die Kirchenreformation bekanntlich ihren Anfang genommen hatte, mit einem lobenswürdigen Beyspiele voran. Denn hier wurden zuerst Luthers und Melanchthons Rathschläge für die bessere Einrichtung des Schulwesens befolgt. Hier trug man es diesen berühmten Männern auf, die nöthigen Verbesserungen anzuordnen. Mit unermüdetem Eifer führten sie dieselben aus, und stellten dadurch andern Ländern ein Muster zur Nachahmung auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/228

Der Bote aus Thüringen.

Neun und zwanzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Um unbemittelten, aber fähigen jungen Leuten Gelegenheit zum Studiren, und überhaupt seinem Lande Unterrichtsanstalten zur Bildung künftiger Gelehrten zu verschaffen, errichtete der Kurfürst Moritz von Sachsen 1543 aus den großen Einkünften der ehemahligen Benedictiner-Klöster zu Meissen und zu Pforta bey Naumburg an der Saale und aus den Einkünften des Augustiner-Klosters zu Grimma 3 Gelehrten-Schulen, welche noch jetzt unter dem Nahmen der 3 Sächsischen Fürstenschulen bekannt sind. In jeder werden nach dieses Fürsten Anordnung eine bestimmte Anzahl junger Leute, die sich dem Studieren wid-

men wollen, ganz frey unterhalten und unterrichtet. Auch stiftete er aus den Einkünften der ehemahligen Klöster Stipendien für 100 junge Leute, welche zu Leipzig Theologie studiren wollten.

Des Kurfürsten Moritz von Sachsen Beyspiel fand bald in andern Protestantischen Ländern Nachahmer. Gleich ihm bestimmte der Herzog Christoph von Würtemberg die Einkünfte der meisten eingegangenen Klöster seines Landes zur Anlegung und zur Unterhaltung der Schulen; ja in keinem andern Protestantischen Lande sind die Einkünfte der ehemahligen Klöster so sehr zum Besten des Unterrichts der Jugend verwendet worden, wie im Würtembergischen. Auch der Herzog Julius von Braunschweig errichtete aus einigen ehemahligen Klöstern Schulanstalten. Auf gleiche Weise entstand die Schule zu Ilefeld im Hohensteinischen und die Schule zu Roßleben in Thüringen, welche letztere Heinrich von Witzleben, aus eines eingegangenen Nonnenklosters Einkünften, die ihm anheim gefallen waren, 1554 stiftete. Und in mehr als einem Lande wurden damahls zur Unterstützung armer Studirenden Stipendien angeordnet

geordnet. Eben so verwendete man in vielen Städten die eingezogenen Einkünfte ehemahliger Klöster und geistlicher Stiftungen zur Errichtung von Schulen und zur Besoldung der daran angestellten Schullehrer. Auf diese Weise erhielten z. B. die Gymnasien zu Erfurt, Gotha, Lübeck und anderwärts ihren Ursprung.

In manchen Gegenden zeigte man zwar eben nicht viel Lust, die Einkünfte der eingezogenen geistlichen Stiftungen zum Besten der Jugend zu verwenden. Denn ob man gleich wohl einsah, daß Schulen etwas sehr Nöthiges wären: so hatten viele, welche bey dem Eingehen der Klöster und dem Aufheben mancherley Abgaben, die man sonst an die Kirchen und die katholische Geistlichkeit entrichtete, gewonnen hatten, eben keine Lust, das Geld für die Schulen her zu geben. Viele Kirchen und Klöster hatten auch wohl nicht viele Einkünfte gehabt, und diese konnten also auch zur Anlegung neuer Schulen nicht hinreichend seyn. Deßhalb standen sich bey gar vielen Schulen die Schullehrer kümmerlich genug, und man sahe sich genöthiget, ihren Gehalt zum Theil auf die sogenannten Accidenzien von Hochzeiten, Taufen, Begräbnissen zu setzen. In man-

cher mittlern Stadt hatte der oberste Schullehrer kaum eine Einnahme von 40 bis 60 Gülden; ja war doch selbst die Einnahme des obersten Lehrers am Gothaischen Gymnasium damahls kaum 150 Thaler nach unserm Gelde. Aus den Stadtkassen und Staatseinkünften etwas zur bessern Besoldung der Schullehrer herzugeben, muß man hier und da auch schon damahls nicht sehr geneigt gewesen seyn. Denn Luther klagt bitterlich darüber. „Es „dürfte wohl" sagt er in einer Stelle seiner Schriften, „Es dürfte wohl eine Zeit kommen, „daß man gern wollte hundert Gulden geben „für einen halben Gelehrten, da sie jetzt „nicht zehen gegeben hätten für einen guten „Gelehrten. Und geschähe ihnen auch kaum „recht, weil sie jetzt nicht wollen nähren noch „halten fromme, ehrliche, tüchtige Schulmeister. Mich wundert nur, daß sich rechtschafene Leute noch zur Schule brauchen lassen."

In manchen Gegenden ist Luthers Ahndung eingetroffen. Es gibt Gottlob! wirklich in unserm Vaterlande Gegenden, wo man gern den braven Schulmann nicht darben, sondern vielmehr durch ein gutes Auskommen sein schweres Amt zu erleichtern sucht. Es gibt aber auch

leis

leider! noch bis auf den heutigen Tag Gegenden, Städte und Städtchen, Flecken, Dörfer und Dörflein genug, wo es schwer hält, manchem würdigen Schullehrer, der seine Pflicht redlich erfüllt, auch nur eine Zulage von 10 Gulden zu verschaffen; und wo meist noch immer der Gehalt so geblieben ist, wie ihn dasmahls unsere braven Vorfahren anordneten, die — Luther spreche von seiner Zeit so schlimm, wie er will — doch so viele der bis auf den heutigen Tag vorhandenen Schulen, gestiftet und vielleicht in manchen Gegenden mehr Schulen angelegt haben, als in neuern Zeiten geschehen ist. Denn so viel auch über die Nothwendigkeit der Verbesserung der Schulen und der Besoldung ihrer Lehrer zu unserer Zeit gesprochen und geschrieben worden ist: so scheint es immer noch, als ob in manchen Gegenden eher zu allen andern Dingen Geld vorhanden sey, als zur Verbesserung des Schulwesens. Wer nun damahls ein einträgliches Amt suchte, fand bey einem Schulamte eben so wenig, als die meisten Schullehrer heutiges Tages seine Rechnung. Wem aber daran gelegen war, ein Geschäft zu übernehmen, durch welches er recht viel Gutes zu stiften im Stan-

de war, der wurde Schulmeister. Luther selbst hatte von dem Amte eines Schulmanns eine so vortheilhafte Meinung, daß er sagte: „Ich „wollte, daß keiner zu einem Prediger erwählt „würde, er wäre dann zuvor Schulmeister ge„wesen. Jetzt wollen die jungen Gesellen von „Stund an alle Prediger werden, und fliehen „der Schulen Arbeit. Und ich, wenn ich vom „Predigtamte und andern Sachen ablassen „könnte, oder müßte: so wollte ich kein Amt „lieber haben, denn Schulmeister oder Knaben„lehrer seyn. Denn ich weiß, daß dieß Werk „nächst dem Predigtamte das allernützlichste, „größte und beste ist, und weiß dazu noch nicht „welches unter beyden das beste ist.“

Um armen Schülern ihren Unterhalt zu erleichtern, behielt man in vielen Städten die schon in frühern Zeiten gemachte Einrichtung bey, daß einer gewissen Anzahl armer Schüler welche man Currend-Schüler nannte, erlaubt wurde, vor den Häusern der Bürger geistliche Lieder abzusingen und dadurch ihren Unterhalt zu erwerben. Aus dieser Einrichtung sollen auch mit der Zeit in manchen Städten die Singechöre entstanden seyn.

Bey

Bey den neuen Schuleinrichtungen, welche man damahls machte, sahe man nicht bloß auf den Unterricht, der den Schülern gegeben werden sollte: sondern man machte es auch den Schullehrern zur Pflicht, auf die Sittlichkeit der Schüler Acht zu geben. Um für diese zu sorgen, wußte man damahls, wie es scheint, in vielen Schulen kein wirksameres Mittel, als die Ruthe und den Stock, welche man das Schwerdt der Schullehrer nannte. Wenn daher ein neuer Schullehrer in sein Amt eingeführt wurde: so pflegte ihm der Stadtrath feyerlich eine Ruthe zu übergeben, und ihn zu ermahnen, dieselbe gegen die halsstarrigen und ungehorsamen Schüler zu gebrauchen. In neuern Zeiten hält man freylich, und zwarmit Recht, die Ruthe und den Stock nicht mehr für so unentbehrliche Mittel, die Kinder in den Schulen gehorsam zu erhalten. Aber in den damahligen Zeiten sind sie vielleicht nöthiger zur Schulzucht, als heut zu Tage gewesen. Sind wir übrigens jetzt in diesem, so wie in manchen andern das Schulwesen betreffenden Punkten klüger, als man zu jener Zeit war: so wollen wir bedenken, daß wir auch um ein Paar Jahrhunderte später leben, eine Zeit,

binnen welcher die Menschen allerdings in ihren Einsichten viel weiter gekommen seyn müssen; und es würde uns wahrlich große Schande machen, wenn es nicht so wäre.

Unter den Schullehrern jener Zeit erwarben sich besonders zwey Männer große Verdienste um das Schulwesen; der eine Valentin Friedland Trotzendorf in einem Theile Niederdeutschlands; der andere Johann Sturm in Oberdeutschland. Ihre eifrige Mitwirkung zu der damahligen Verbesserung des Deutschen Schulwesens ist, mit dem, was Luther und Melanchthon nebst ihren gelehrten Freunden und einigen Deutschen Fürsten dafür thaten, besonders von wichtigen Folgen für dieselbe gewesen. Valentin Friedland von seinem Geburtsorte, einem Dorfe bey Görlitz in der Oberlausitz, Trotzendorf genannt, war dreyßig Jahre unermüdet als Schulmann thätig, und genoß dafür die Freude, viel Gutes in seinem Wirkungskreise gestiftet zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/236

Der Bote
aus
Thüringen.

Dreyßigstes Stück.

1801.

Bote. Wirth.

W. Weiß Er denn, wie Er mir vorkommt Herr Gevatter?

B. Wie denn?

W. Wie die Leute, die richtig bezahlen, was sie alle Wochen nöthig haben, aber sich nicht darum bekümmern, die alten Schulden abzutragen.

B. Damit macht Er mir eben kein hübsch Compliment. Meines Wissens bin ich niemanden etwas schuldig.

W. Vielleicht kein Geld. Ich will ihm aber nur sagen, wie ich die Sache eigentlich verstehe. Er erzählt mir alle Wochen richtig etwas aus der Geschichte der Deutschen; Denkt Er denn aber nicht daran, daß Er mir noch etwas schuldig ist?

B. Aha! nun besinne ich mich. Die Erklärung der Karte von Afrika. Hat Er sie bey der Hand?

W. Die wird nicht weit seyn. Hier habe ich sie auf den Kannrück gelegt.

B. Nun so wollen wir denn die Sache wieder vornehmen. — Wenn mir Recht ist, so blieben wir das letzte Mal bey Algier, Tunis und Tripolis stehen.

W. Richtig! Nun so wollen wir denn weiter nach dem Atlantischen Meere zu reisen. Da kommen wir in die Länder Fetz und Marokko. Hier wächst alles, was man in jenen Ländern findet. Es könnte aber funfzig Mal mehr wachsen, wenn die Leute das Land ordentlich anbaueten. Dazu haben sie aber keine Lust.

W. Ja! das ist wahr, das Land trägt viel, wenn es nur ordentlich angebauet wird. Kennt Er denn die Gebreite oben am Fuchsstiege, die ich von meiner seligen Schwiegermutter, tröste sie Gott! geerbt habe?

B. Ich werde sie ja kennen. Ich komme ja alle Mal hart dran vorbey, wenn ich zu Ihm gehe.

Nun da wuchs doch sonst nichts, als Hanebutten und Brombeere. Bey Menschengedenken war kein Pflug dran gekommen. Nun sehe er jetzt hin! Dieß Jahr habe ich meiner Treue Esparsette drauf gehabt, so hoch, daß ein Rehbock sich darin hätte verbergen können. Ich habe mir aber keine Mühe verdrießen lassen. Manchen Morgen, wenn meine Nachbarn sich noch die Augen rieben, stand ich mit meiner Hacke oben und rottete Hanebuttensträuche und Brombeere aus.

B. Nun Seine Mühe ist ihm belohnt worden. Wenn alle Leute ihre Aecker so bearbeiteten: so würde es an Lebensmitteln nicht mangeln. — Wieder auf Fetz und Marokko zu kommen: so muß ich ihm sagen, daß diese leider! einem Herrn gehören, der mit seinen Unterthanen umgeht, wie die Gassenjungen mit den Maikäfern. So wie diese den Maikäfern bald die Beine, bald die Flügel oder Köpfe abreissen, so läßt dieser seinen Unterthanen, so wie es ihm einfällt, Köpfe, Hände oder Füße abhacken, ohne daß ein Hahn darüber kräht. Wenn er merkt, daß ein Unterthan etwas zusammen gescharrt hat, so läßt er ihn hängen, und zieht sein Vermögen an sich. Den ganzen Tag könnte

te ich Ihm erzählen, wenn ich Ihm alle die Grausamkeiten erzählen wollte, welche diese Herren begangen haben. Jetzt will ich nur Eine anführen. Ein solcher Herr von Fetz und Marokko spaßte einmal mit einer von seinen Frauen. Er hatte eben eine eiserne Kiste in seinem Zimmer stehen, hob den Deckel davon in die Höhe und sagte der Frau, sie sollte ihre Brüste auf den Rand der Kiste legen. Da sie es gethan hatte, pautz! da ließ er den Deckel niederfallen, daß die Brüste der Frau völlig zerquetscht wurden. Da sie schrie, wollte er sich todt lachen.

W. Gott im Himmel bewahre alle Christenmenschen vor so einer Regierung!

B. Der jetzige Beherrscher von Fetz und Marokko heißt: Solimann Mehemed Yhejed El Mehedi.

W. Den Nahmen mag der Kukuk merken.

B. Es wird kein großes Unglück seyn, wenn Er ihn auch vergißt.

Die vorzüglichsten Städte in diesen Ländern sind Fetz und Marokko. In Fetz werden Mützen, Flohr, seidene Stoffe und Saffian verfertigt. Es ist hier auch eine ansehnliche Bibliothek.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/240

W. Eine Bibliothek? Was für Bücher sind denn darin?

B. Wenn ich Ihm meine aufrichtige Meinung sagen soll: so weiß ich es selbst nicht. Wahrscheinlich sind es mehrentheils Arabische.

W. Damit bleibe er mir drey Schritte vom Leibe!

B. Die Einwohner dieser Länder sind Mauern und Araber. Die letzten wohnen in Zelten und ziehen von einem Orte zum andern. Außerdem findet man hier auch viele Schwarze, welche Sclaven sind; auch Juden und Christen, welche hier Handlung treiben. Doch sind von den letzten auch viele Sclaven. Denn die Marokkoner sind, wie ihre Herren Nachbarn, Seeräuber, und machen die Schiffsleute, die sie in ihre Gewalt bekommen, zu Sclaven. Die Europäer, welche hierher handeln, führen folgende Sachen aus: Wolle, Wachs, Ochsenhäute, Gummi, Baumwolle, Honig, Mandeln, Datteln, Rosinen, Feigen, Straußfedern, Elfenbein.

Unter den Ländern, wovon ich bisher sprach, liegt vom Atlantischen Meere an bis nach Aegypten die Wüste Sarah. Sie ist von Osten bis Westen 600 Meilen lang. Sie bestehet fast aus

 lauter

lauter Sand- und Kieselsteinen. Selten trifft hier einen Fluß, Bach oder See an. Deßwegen wächst auch hier sehr wenig; hier und da sieht man eine Palme, etwas Gebüsch oder Farrenkraut.

W. Nun das Land getrauete ich mir doch meiner Treue nicht anzubauen.

B. Was mich anbetrifft: so gedächte ich doch, es zu benutzen. Trüge es kein Getreide, so pflanzte ich Palmen an, oder sonst ein Gewächs, das im heißen Sande fortkommt. — Menschen wohnen hier sehr wenige, doch ziehen die Araber bisweilen in demselben herum. Demungeachtet ist dieses Land stark bewohnt. Der liebe Gott hat in der Welt alles so weislich eingerichtet, daß immer da, wo der Mensch zu wirken aufhört, gleich etwas anderes an seine Stelle tritt. Das Land, über welches kein Pflug geht und wohin kein Spaten und keine Hacke kommt, ist in wenigen Wochen mit hunderterley Kräutern bewachsen, und wo kein Mensch wohnt, da nisten sich die Thiere ein. So geht es auch hier. Es hausen da unzählige Panther, Tiger, wilde Schweine, Affen, Strauße u. dgl.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/242

W. Weil Er eben von Straußen spricht: so sage Er mir doch, was der Strauß eigentlich für ein Thier ist?

B. Gesehen habe ich keinen, wie ich aber in Büchern gelesen habe: so ist er der größte Vogel den es auf der Erde gibt. Zehen Fuß soll er hoch werden, und mit seinem Schnabel einem Reiter den Hut vom Kopfe nehmen können. Er hat nur 2 Zehen und ganz kleine Flügel. Am Schwanze steht ein Busch Federn, die man sammelt und Handlung damit treibt. Fliegen kann er nicht, aber geschwinder laufen, als das beste Pferd. Er läßt sich leicht zähmen, und die Schwarzen reiten auf ihm. Die Schwarzen essen sein Fleisch und seine Eyer. Ein Strauß-Ey wiegt 3 bis 4 Pfund.

W. Das heiße ich doch ein Ey! Wenn ich meinen Dreschern eine halbe Mandel solche Eyer könnte sieden lassen: so würden sie sich wohl dabey befinden.

B. Nun wollen wir machen, daß wir aus diesem dürren Lande herauskommen und etwas weiter, an dem Atlantischen Meere herunter, nach Süden reisen. Da kommen wir in ein Land, welches Senegambia heißt. Es ligt zwischen den Flüssen Senegal und Gambia.

In diesem Lande gibt es nur 2 Jahreszeiten, nähmlich den Sommer und — die Regenzeit. Vom Winter weiß man hier zu Lande nichts. Es giebt hier viele Thiere, die man im Thüringer Walde nicht findet; z. B. Löwen, Elephanten, Tiger, Leoparden, Büffel, Affen, Zibethkatzen, Flußpferde, Krokodile, schrecklich große Schlangen; überdieß auch viele Schafe und Rinder. Hier wachsen Palmen und der Butterbaum.

W. Der Butterbaum? nicht auch der Käsebaum? Das wäre ja herrlich! Fliegen hier nicht etwa auch gebratene Tauben herum?

B. Davon habe ich nichts gehört. Der Butterbaum heißt aber eigentlich der Schibaum, und trägt eine Frucht, aus welcher man Butter bereitet. Man findet hier auch viel Gold. Einen Theil von diesem Lande besitzen die Engländer, den andern die Franzosen.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/244

Der Bote aus Thüringen.

Ein und dreyßigstes Stück.

1801.

Bote. Wirth.

B. Nahe an Senegambia liegt im Atlantischen Meere eine Insel Namens Bulama, wo vor einigen Jahren eine Gesellschaft von gutdenkenden Engländern eine Colonie anlegte, in welcher sie die Schwarzen gewöhnen wollte, Zukker und Kaffee gegen Bezahlung anzubauen, damit man nicht nöthig hätte, sie als Sclaven zu gebrauchen. Sie kaufte dazu auch ein Stück Land auf dem festen Lande bey Sierra Leona. Es gieng auch alles recht gut. Da aber der Krieg mit den Franzosen ausbrach: so kamen ein Mal die Franzosen dahin, und zerstörten Alles.

Die Einwohner von Senegambia sind Schwarze, die mehrentheils sich zur Muhamedanischen Religion bekennen. Sie handeln mit Tigerfellen, Baumwolle, Pfeffer und

dergleichen; und wenn sie nichts zu verhandeln haben: so verkauft der Mann seine Frau, der Vater seine Kinder.

An Senegambia gränzt zur Rechten Nigritien. Hier findet man fast eben die Pflanzen und Thiere, wie in Senegambia; überdieß handelt man hier auch mit zwey bekannten Purgiermitteln, mit Manna und Sennesblättern.

Das Land besteht aus verschiedenen Reichen, unter welchen das merkwürdigste Tombutku ist. Die Stadt Tombutku liegt am Flusse Niger, hat 25000 Einwohner und treibt einen starken Handel nach der Barbarey und nach Aegypten.

Nun wollen wir uns wieder nach der See zu schlagen. Da liegt ein großes Land, welches Guinea heißt, und auf der Landkarte blau gemahlt ist. Es wird in Ober- und Niederguinea eingetheilt.

In Oberguinea ist die Pfefferküste, die Zahn- oder Elfenbeinküste, die Goldküste und die Sclavenküste.

Nach dem Meere zu ist das Land eben, weiter hinein aber waldigt und bergigt. Auf den Gipfeln der Berge findet man sogar Schnee.

Weil

Weil es hier oft regnet und der Wind bisweilen von der See herkommt: so ist die Hitze nicht übermäßig groß. Es wächst hier Getreide, Türkisches Korn, Hirse, Zucker, Tabak, Pfeffer, Ingwer, Baumwolle, Datteln, Pomeranzen, Citronen, Yamswurzel.

W. Was ist das für eine Wurzel?

B. Es ist eine Wurzel, die den Eingebornen zur Nahrung dient. Hier findet man viel Gold und Silber. Es leben hier fast alle Thiere, die wir bey uns haben z. B. Ochsen, Schweine, Schafe, Ziegen, Rehe, Hühner, Hasen, wilde Schweine, überdieß auch Büffel, die man zum Zuge braucht, viele Elephanten, deren Zähne theuer verkauft werden.

W. Da ist es ja meiner Treue, wie wenn hier das gelobte Land wäre!

B. Es ist Alles recht hübsch, nur die Menschen taugen mehrentheils nichts. Weil es hier keine Schulen und keine ordentliche Erziehung giebt, so wachsen die Leute sehr unwissend auf, und müssen in ewigem Streite mit Löwen, Tigern und Panthern leben. Wären die Landesbewohner klug, und wüßten eine gute Ordnung zu machen: so würden sie diese reißenden Thiere eben so wohl ausrotten können, wie wir

die Wölfe, Bären und Luchse in unserm Thüringer Walde ausgerottet haben. Da ist aber keine Einigkeit. Das Land ist in verschiedene Reiche getheilt, die Herren davon liegen einander unaufhörlich in den Haaren, immer einer sucht von dem andern Gefangene zu bekommen, und, wenn er sie hat, so verkauft er sie an die Europäer. Das mächtigste Reich heißt Benin. Die Europäer haben hier der Handlung wegen verschiedene kleine Festungen angelegt; z. B. die Engländer Cabo Corso, die Holländer Elmina und verschiedene kleinere Festungen, die Franzosen Fort François, die vorzüglichste Festung der Dänen heißt Christiansburg.

Die eigentlichen Landeseinwohner sind alle schwarz, und in Ansehung der Sprachen sehr von einander verschieden. Manche sprechen auch Englisch, Dänisch und Portugiesisch.

Niederguinea wird eingetheilt in Loango, Kakongo, Kongo, Angola, Benguela und Matamba, die alle von schwarzen Majestäten regiert werden. Unterdessen spielen hier die Portugiesen den Meister. Sie haben hier verschiedene Städte angelegt, und, mit Hülfe der Kapuziner, auch viele Einwohner

zur

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/248

zur Katholischen Religion gebracht. Ob sie aber dadurch vernünftiger und besser geworden sind, weiß ich nicht. Die vorzüglichste Stadt der Portugiesen liegt in Kongo und heißt St. Salvator.

Ober- und Niederguinea sind nun die eigentlichen Sclavenländer, aus welchen die Europäer die Sclaven holen, die sie zum Zukker- und Kaffeebau und zu den Bergwerken nöthig haben. — Wie viele Sclaven, meint denn der Herr Gevatter, daß jährlich aus Guinea geführt werden?

W. Zweytausend?

B. Weit gefehlt — über hunderttausend jährlich. Dieser Sclavenhandel hat nun länger als 200 Jahre gedauert; folglich sind in dieser Zeit über 20 Millionen Menschen aus diesen Ländern in die elendeste Sclaverey versetzt worden.

W. Das Gott erbarme! Hat man denn nicht auch Hoffnung, daß dieser abscheulige Handel einmal aufhören werde?

B. Wenige. Es haben sich zwar viele rechtschaffene Leute Mühe gegeben, ihn abzuschaffen, vorzüglich dringt ein gewisser Engländer, Namens Wilberforce, darauf, daß

die Engländer wenigstens ihn aufheben sollen; es will aber immer nicht gehen. Die Europäer, die von Handlungsgeiste besessen sind, brauchen zu ihren Arbeiten Leute, und dazu schicken sich die schwarzen Sclaven immer am besten: weil sie am wohlfeilsten zu erhalten sind, und ihnen weit mehr Arbeit als freyen Leuten aufgelegt werden kann.

Wären indessen die Herren der Sclaven nur immer gute, rechtschaffene Leute, behandelten sie die Sclaven menschlich, legten ihnen nicht zu viele Arbeit auf, ließen sie ihnen Zeit, sich unter der Hand selbst etwas zu verdienen; gäben sie diejenigen, die eine Zeitlang treu gedient hätten, nach und nach frey: so könnte der Sclavenhandel den Güineern sehr nützlich werden. In ihrem Lande werden sie doch nicht viel vernünftiger, als das Vieh, und werden von ihren Beherrschern zur Schlachtbank geführt, wie das Vieh. Kommen sie aber zu den Europäern, so werden sie zur Arbeitsamkeit gewöhnt, und lernen eine Menge Dinge kennen, von denen sie in ihrem Vaterlande nichts erfahren. Das geschieht aber leider selten. Der brave Washington z. B. hielt seine Sclaven gut, und schenkte ihnen, als er starb die

Freys

Freyheit. So etwas geschieht aber nur selten. Mehrentheils werden diese unglücklichen Leute weit schlechter behandelt, als die Zugochsen eines vernünftigen Bauers. Von den Grausamkeiten, die an diesen armen Leuten verübt werden, könnte ich Ihm den ganzen Tag erzählen. Wozu hilft es aber? wir können die Sache doch nicht ändern.

Der unterste Theil von Afrika heißt das Kaffernland; die äußerste Spitze davon das *cap de bonne esperance* oder kurz weg das Cap, auf Deutsch, das Vorgebirge der guten Hoffnung. Man gab ihm diesen Namen: weil die Europäer, die nach Ostindien reisen, wenn sie dahin kommen, gute Hoffnung haben, daß sie dieses Land nun bald erreichen werden. Es ist hier die Capstadt, die 10,000 Einwohner hat, unter denen auch viele Deutsche sind. Die Eingebohrnen des Landes heißen Hottentotten, und sind ein unreinliches, aber gutmüthiges Volk. Hier zu Lande treibt man stark Viehzucht, Acker und Gartenbau; auch zieht man einen Wein, welcher der beste ist, den man auf der Erde findet. Er heißt Constantiawein. Die ersten Weinstöcke verpflanzte man vom Rheine hieher,

sie gediehen aber, wegen der warmen Witterung, die hier ist, so gut, daß ihre Früchte schmackhafter sind, als diejenigen, die die Stöcke tragen, von denen sie abstammen; so wie man Beyspiele hat, daß Kinder bisweilen besser werden, als ihre Aeltern. Sonst gehörte das Vorgebirge der guten Hoffnung den Holländern, aber die Engländer haben sich, wie ich Ihm zu seiner Zeit sagte, mit den Holländern darein getheilt. Sie haben das Vorgebirge genommen, und die gute Hoffnung haben sie den Holländern gelassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/252

Der Bote aus Thüringen.

Zwey und dreyßigstes Stück.

1801.

Bote. Wirth.

B. Ueber dem Vorgebirge der guten Hoffnung hinauf wohnen die Kaffern, die von der Jagd und Viehzucht leben. Es befinden sich unter ihnen auch hier und da Europäer, die ebenfalls Viehzucht treiben. So fand vor einigen Jahren ein Reisender hier einen Mann aus Sachsen, der Prinz hieß, die Tochter eines andern Colonisten geheyrathet hatte, und eine Heerde von vielen hundert Schafen und Rindern besaß.

W. Wer wartete denn alle dieß Vieh?

B. Die Kaffern, die Prinz in seine Dienste genommen hatte. — Aber auch hier ist das Paradies nicht. Auch hier gibt es viele Löwen, Tiger und andere reißende Thiere, gegen

die man stets auf seiner Huth seyn muß. Uebrdieß wohnen in den Wäldern schrecklich wilde Leute, die blos vom Raube leben, man nennt sie Buschmänner.

W. Da lobe ich mir doch unser Thüringen.

B. Ich auch. Es kann hier doch jeder, der arbeiten will, so viel erwerben, als er nöthig hat, und darf nicht immer in Sorgen leben, von wilden Thieren oder Räubern angefallen zu werden.

Weiter ins Land hinauf zu gehen getraue ich mich nicht: weil ich da weder Weg noch Steg weiß. Wenn es also dem Herrn Gevatter gefällig ist: so wollen wir uns an der See hinauf schlagen; da kommen wir erstlich an die Küste Sofala. Hier wohnen Araber, die aber von den Portugiesen abhängig sind; dann kommt die Küste Monomotapa. Die Einwohner sind Schwarze. Viele von ihnen sind geschickte Goldschmiede; woraus man sehen kann, daß sie auch etwas lernen können, wenn sie hierzu Gelegenheit haben. Auch in diesem Lande haben die Portugiesen einen Statthalter. Die Küsten, die weiter hinauf liegen, heissen: Mosambique, Zanguebar, Ajan und Adel.

In

In Mosambique ist eine Stadt gleiches Namens, die einen Portugiesischen Statthalter und einen Sclavenmarkt hat.

In Zanguebar haben die Portugiesen eine Stadt Namens Melinde.

Von Ajan und Adel weiß ich ihm weiter nichts zu sagen, als daß es hier gewaltig viel Sand gibt und wenig wächst; unterdessen besuchen es die Europäer doch, um da Gold, Elfenbein und Sclaven zu holen.

Gehen wir nun weiter nach Norden zu, so kommen wir nach Abyssinien. Das ganze Land gehört einem Herrn, welcher der große Negus heißt, und sich mit dem größern Theile seiner Unterthanen zur christlichen Religion bekennt. Diese Christen haben aber noch viele Jüdische Gebräuche, z. B. den Sabbath und die Beschneidung. Sie mögen sie immer haben, wenn sie nur die Lehren des Stifters des Christenthums befolgen. Das Land ist Theils eben, Theils gebirgig, so wie die Schweiz. Die Einwohner sind nicht schwarz, sondern dunkelgelb, ungefehr wie die Zigeuner. Es leben unter ihnen auch viele Juden, Muhammedaner und Heiden. Die Juden beschäftigen sich mehrentheils mit Webereyen und

Schmiedearbeit. Der Handel der Einwohner besteht in Gold, Sclaven, Elfenbein, Affen und Gewürzen

Zwischen Abyssinien und Aegypten liegt Nubien. Dieß Land hängt Theils vom Türkischen Kaiser ab, Theils ist es von ihm unabhängig. Die Hauptreligion ist die Muhammedanische; es leben hier aber auch viele Heiden. Man handelt vorzüglich mit Sclaven, Goldstaub und Straußfedern.

Gehen wir nun von Nubien noch weiter hinauf: so kommen wir wieder nach Aegypten, von wo wir ausgegangen sind.

W. Ist es dem Herrn Gevatter nicht gefällig, in das Innere von Afrika zu reisen, und mir zu erzählen, was da passirt? Es liegt ja da noch ein schrecklich großer Strich Landes, von dem er mir kein Wort gesagt hat.

B. Das geht ganz natürlich zu. Ich weiß selbst nichts davon. In das Innere von Afrika ist noch gar kein Europäer gekommen. Die Engländer haben zwar verschiedene Männer abgeschickt, die Afrika von oben bis unten durchreisen sollten; es ist ihnen aber immer nicht recht geglückt. Jetzt lassen sie wieder einen Deutschen, Namens Hornemann, auf

auf ihre Kosten reisen. Dieser hat sich eine Arabische Kleidung zugelegt, spricht Arabisch, reist mit Arabern, und wird von ihnen für einen Araber gehalten. Wenn dieser glücklich wieder zurückkommt: so erfahren wir vielleicht etwas Mehreres.

Nun wollen wir uns noch ein Bischen auf den Afrikanischen Inseln umsehen. Da müssen wir erst bemerken die Admiranten- und Sechellesinseln, der Küste Zanguebar gegenüber. Jene gehören den Portugiesen, diese den Franzosen.

Ferner die Kommorischen Inseln, am Eingange des Kanals von Mosambique. Hier gibt es viel Rindvieh, Ziegen, Wildpret, Federvieh, Kokusnüsse, Pommeranzen und Ingwer. Die Einwohner sind Theils Muhammedaner, Theils Heiden.

Die größte Insel heißt Madagaskar. Sie soll vier Millionen Einwohner haben, die in verschiedene kleine Reiche getheilt sind, denen die Europäer nichts zu befehlen haben. Einige der hiesigen Völkerschaften verfertigen eiserne und kupferne Waaren, Töpferarbeiten und Seile aus Baumrinde. Es wächst hier Reis, Zucker, Tobak, Gummi, Ebenholz, Pfef-

ser, Baumwolle, Indigo, Flachs und Hanf; auch gibts hier Rindvieh, Schafe, Schweine, Fasanen, Bienen und Seidenwürmer. Man findet hier auch Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Edelsteine.

Von Madagaskar zur Rechten liegen einige Inseln, die den Franzosen gehören. Die vorzüglichsten sind Reunion, die sonst Bourbon hieß und Isle de France. Hier treiben die Französischen Kaper ihr Wesen, die in diesem Kriege den Engländern vielen Abbruch gethan haben. Die Engländer haben sich daher viele Mühe gegeben, diese Inseln in ihre Gewalt zu bekommen; bisher ist es ihnen aber noch nicht gelungen.

Auf der andern Seite von Africa liegt die Insel St. Helena, die den Engländern gehört, gutes Wasser hat, und deßwegen von den Ostindienfahrern fleißig besucht wird.

Ueber St. Helena liegt die Himmelfahrtsinsel, die wüste liegt und den Portugiesen gehört.

Unter Guinea sind die Guineainseln. Die vorzüglichsten davon sind Annobon und St. Thomas. Jene besitzen die Spanier, diese die Portugiesen.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/258

Weiter hinauf finden wir die Inseln des grünen Vorgebirges, die ebenfalls von den Portugiesen beherrscht werden. Manche Jahre regnet es hier gar nicht, und dann entsteht große Hungersnoth. 1775 starben hier 16000 Menschen aus Mangel an Lebensmitteln.

Ueber diesen Inseln sind die Canarischen Inseln, wo vortrefflicher Wein wächst, und woher unsere Canarienvögel stammen, die dort herumfliegen, wie bey uns die Finken. Auf einer dieser Inseln, Namens Teneriffa, ist ein schrecklich hoher Berg der Pico heißt. Sonst spie er Feuer; seit 100 Jahren raucht er aber nur. Wenn die Sonne untergegangen und rund herum alles dunkel ist, wird seine Spitze noch von der Sonne beschienen, welches prächtig aussehen soll. Diese Inseln gehören sämmtlich dem Könige von Spanien.

Ganz oben ist Madera, eine Portugiesische Besitzung. Sie hat 80 bis 120000 Einwohner, die eine schwärzliche Farbe haben. Hier gibt es viel Wein, Zucker, Honig, Wachs und Mahagoniholz, welches unsere Schreiner pfundweise kaufen.

Dieß wäre es, was ich dem Herrn Gevatter von Afrika zu sagen weiß. Will er davon etwas Mehreres wissen, so beliebe er sich zu kaufen: Handbuch der neuesten Geographie von Fabri, in welchem Er finden wird, Alles, was ich ihm gesagt habe, und noch etwas Mehreres.

Von dem Schicksale der Englischen Colonie in Boulama und Sierra Leona findet Er ausführliche Nachricht in Wadströms Schrift Ueber die Gründung der Colonien zu Sierra Leona und Boulama, welche in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal für 6 gl. zu haben ist.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/260

Der Bote aus Thüringen.

Drey und dreyßigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen. Bote. Wirth.

Obgleich von armen Bauersleuten geboren, erwarb Trotzendorf sich doch in der Folge unter seinen Zeitgenossen einen so ausgebreiteten Ruhm, daß man weit und breit in Schulsachen bey ihm guten Rath suchte. Nachdem er bey seinem eignen Studiren alle Schwierigkeiten und Hindernisse, welche ihm seine Armuth in den Weg legte, glücklich besiegt und auf der Universität Wittenberg unter Luthers und Melanchthons Anweisung sich zu einem der vorzüglichsten Gelehrten damahliger Zeit gebildet hatte, übergab man ihm die Leitung der Schule zu Goldberg in Niederschlesien, die unter ihm zu einem so blühenden Zustande gelangte,

daß man überall her Trotzendorfen Schüler zuschickte, und daß man seine Schule bey Errichtung neuer Schulen in vielen Gegenden zum Muster nahm, und nicht besser für sie sorgen zu können glaubte, als wenn man sich dabey Trotzendorfs Rath bediente, oder Schullehrer die durch ihn gebildet worden waren, erhalten konnte. Von seinen Schülern wurde er als Vater geehrt und geliebt. Aber Trotzendorf sorgte auch für sie als Vater und widmete alle seine Zeit und Kräfte ihrer Bildung und ihrem Unterrichte. Dieselbe Sorgfalt, die er für die Bildung des Geistes seiner Schüler zeigte, bewies er auch für ihren Körper. Durch Leibesbewegungen und durch solche Spiele, wobey die körperlichen Kräfte geübt wurden, suchte er ihrem Körper Gesundheit, Gewandtheit und Stärke zu verschaffen. Ueber diese Leibesbewegungen und Spiele führte er selbst mit seinen Mitlehrern die Aufsicht. Um seine Schüler fleißig daran zu erinnern, daß von dem guten oder schlechten Gebrauche, den sie von ihrer Jugendzeit machten, es abhängen werde, ob sie einst nützliche Bürger des Staats werden oder demselben zur Last fallen würden, pflegte er sie bey dem Eintritte in die Lehrstube zuweilen so an-

zus

zureden: „Guten Morgen ihr Herren von Adel, „ihr kaiserlichen, königlichen und fürstlichen „Räthe, ihr Bürgermeister und Rathsherren, „ihr Handwerksleute, Künstler, Kaufleute und „Soldaten, und endlich ihr Taugenichtse und „Bösewichter.“ Um künftige Schullehrer zu bilden, machte Trotzendorf bey seiner Schule eine Einrichtung, die bey dem damahligen Mangel an geschickten Schulmännern für die Verbesserung des Schulwesens von der größten Wichtigkeit war. Er ließ die fähigsten unter seinen erwachsenen Schülern in den untern Classen Unterricht geben, und gab ihnen Anleitung, wie sie ihr Geschäft am zweckmäßigsten treiben sollten. Dadurch erhielt er nicht nur für seine eigene Schule geschickte Gehülfen, sondern es wurde dadurch auch eine Anzahl geschickter Schullehrer gebildet, welche andern Schulen, die nach dem Muster der Trotzendorfischen in der Ober und Niederlausitz, in Schlesien und anderwärts eingerichtet und angelegt wurden, vorstehen konnten.

Gleiche Verdienste, als Trotzendorf um die Verbesserung des Schulwesens in einem Theile Niederdeutschlands hatte, erwarb sich sein Zeitgenosse Johann Sturm in Ober-

deutschland oder in dem südlichen Theile unsers Vaterlandes. Wegen seiner grossen Gelehrsamkeit und Einsichten in das Schulwesen vertraute ihm der Stadtrath zu Straßburg im Elsaß die Oberaufsicht über die dasige Stadtschule an. Hier verlebte er 50 Jahre in ununterbrochener Thätigkeit für die Verbesserung des Unterrichts der Jugend, indem er sowohl die Stadtschule zu Straßburg ungemein verbesserte, als auch der dortigen neu gestifteten Universität, deren Einrichtung man ihm übertrug, sehr nützlich wurde. Nach der verbesserten Verfassung, die er seiner Schule gab, legte man in der Pfalz am Rhein, in Schwaben, und in andern Oberdeutschen Provinzen, mehrere Schulen an.

Durch die Bemühungen dieser beyden Männer gewannen zwar zunächst nur diejenigen Schulen und Lehranstalten, worin junge Leute zu künftigen Gelehrten gebildet werden sollten. Aber wenn nur erst die künftigen Gelehrten bessern Unterricht erhielten, die ja in vielen Dingen zu Lehrern und Rathgebern der übrigen Stände bestimmt sind: so mußten sich mit der Zeit die Wirkungen dieser bessern Bildung der Gelehrten in Verbreitung richtiger Einsichten und

mehrerer Kenntniſſe auch unter denjenigen zeigen, welche man die Ungelehrten nennt. Dieſes erkannte man damals ſchon, und mit dem innigſten Danke ſprach man in den Proteſtantiſchen Ländern von den groſſen Verdienſten, welche jene beyden Schulmänner, ſo wie Luther, Melanchthon und ihre gelehrten Freunde und Mitarbeiter am Werke der Reformation, ſich um die Verbeſſerung des Schulweſens unter den Proteſtanten erworben hatten. Beſonders fand man Urſache, ſich zu freuen über die Fortſchritte, welche man bey dem in den Schulen verbeſſerten Religionsunterrichte unter der Proteſtantiſchen Jugend der damahligen Zeit bemerkte. Luther ſelbſt ſpricht davon in einem Schreiben an den Kurfürſten von Sachſen mit gerührtem Herzen. Die Knaben und Mädchen, ſagte er, würden ſo gut in dem Katechismus und in der Kenntniß der heiligen Schrift unterrichtet, daß er mit groſſer Herzensfreude die Fortſchritte der Jugend anſehe, welche mehr lernte, glaubte und ſprechen könnte von Gott und Chriſtus, als vor Zeiten und noch jetzt alle Stifter, Klöſter und Schulen im Papſtthume wußten und noch wiſſen.

W. Also hatten die Katholiken doch auch Schulen?

B. Freylich müssen sie Schulen gehabt haben. Waren denn nicht alle zu Karls des Großen Zeit angelegte Klöster und Domschulen und alle übrige vor der Reformation gestiftete Lehranstalten in den Städten, so wie auch alle bis zur Reformation gestiftete Universitäten, ursprünglich katholisch gewesen? Bis zur Reformation gab es ja gar keine andere, als Katholische Christen. Selbst Hussens Anhänger hatten sich nicht förmlich von der Katholischen Partey losgesagt, obgleich ihre Meinungen von den Katholischen hier und da abwichen.

W. Daran hatte ich nicht gedacht. Vermuthlich also gehörten in den Ländern, wo die Reformation allgemein verbreitet worden war, die ehemahligen Katholischen Schulen und Universitäten seitdem den Protestanten?

B. Allerdings; so wie hingegen die Schulen und Universitäten in den Ländern, wo die Katholische Religion blieb, auch in den Händen der Katholiken blieben.

W. Nun verstehe ich's. Ließen denn nun aber die Katholiken ihre vorhandenen Schulen

und

und Universitäten bey ihren alten Einrichtungen, oder veränderten und verbesserten sie auch manches daran?

B. In Ansehung der Religionsgrundsätze wurde freylich von den Katholiken an dem Unterricht auf ihren Schulen und Universitäten damahls nichts verändert. Uebrigens aber sahen auch sie nach und nach ein, daß in dem übrigen Unterrichte vieles zu verbessern wäre. In einigen Klosterschulen und andern Katholischen Lehranstalten machte man wirklich manche Veränderungen, wodurch für die Bildung der Katholischen studierenden Jugend besser, als vorher, gesorgt wurde. Eine ähnliche Ursache, weßwegen die Protestanten vorzüglich auf die Verbesserung der alten und Anlegung neuer Schulen und Universitäten dachten, bewog auch die Katholiken zur Verbesserung des Schulwesens. Die Protestanten hatten dabey, wie schon gesagt worden ist, unter andern zur Absicht, sich für Kirchen und Schulen geschickte Lehrer zu bilden, welche die Protestantischen Religionsmeinungen immer mehr in den Gemüthern befestigen und verbreiten könnten.

W. Und die Katholiken verbesserten vermuthlich darum ihr Schulwesen, um für die

Verbreitung und Befestigung ihrer Meinungen an geschickten Lehrern keinen Mangel zu haben?

B. Natürlich. Jetzt brauchten sie ja vorzüglich gelehrte Leute, die ihre Grundsätze gegen die immer mehr überhand nehmenden Protestanten vertheidigen, und ihre eigenen Glaubensgenossen vor den neuen Irrthümern, wie sie die Protestantischen Meinungen nannten, verwahren sollten. Auch fehlte es der Katholischen Partey in der That nicht an Männern, welche sich um die Verbesserung ihrer Schulen und Universitäten sehr verdient machten. Jedoch die meisten Verdienste erwarb sich hierin der nicht lange nach Luthers Reformation 1540 gestiftete neue Mönchsorden.*)

W. Der Herr Gevatter meint ja wohl die Jesuiten?

B. Ganz recht. Man nennt sie auch die Gesellschaft Jesu.

W. Das waren ja wohl die Herren, welche versprochen hatten, die päpstliche Gewalt, wo sie nur könnten, zu befördern?

Dahin und sich selbst in großes Ansehen zu bringen, ging ihr ganzes Dichten und Trachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) S. Bote aus Thürtingen Jahrg. 1800 S. 313 ff.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/268

Der Bote aus Thüringen.

Vier und dreyßigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

Die Jesuiten gaben sich alle Mühe, die Katholischen Religionsmeinungen aufrecht zu erhalten und alle Neuerungen in der Religion aus allen Kräften zu verhindern. Zur Erreichung dieser Absicht, glaubten sie, gäbe es kein besseres Mittel, als wenn sie es dahin bringen könnten, in die Erziehung und den Unterricht der Katholischen, besonders der studirenden, Jugend recht großen Einfluß zu bekommen.

W. Darin mochten sie wohl nicht Unrecht haben. Wenigstens hat uns unser Herr Pastor in seinen Schulpredigten gar oft schon gesagt, daß die richtigen oder unrichtigen Einsichten, welche die Erwachsenen haben, meistens Theils von

ihrem in der Jugend erhaltenen Unterricht herkommen. Daher ermahnt er uns fleißig, unsern Kindern nichts von Gespensterhistörchen und dergleichen Alfanzereyen zu erzählen; wenn aber von Seiten der Obrigkeit etwas für die Verbesserung des Unterrichts in den Schulen und Kirchen gethan werde, uns nicht zu widersezzen, sondern vielmehr die weisen und gut gemeinten Vorschläge der Obrigkeit auf alle Weise, selbst wenn es mit einigen Kosten für uns verbunden sey, zu unterstützen, und auch unsere Kinder fein ordentlich in die Schule zu schicken.

B. Dieser Meinung ist auch unser Herr Pastor. Eben so dachten aber auch damahls die Herren Jesuiten; und deßhalb gaben sie sich zur Erreichung ihrer erwähnten Absichten alle nur erdenkliche Mühe, das Katholische Schulwesen in ihre Hände zu bekommen. Dieses gelang ihnen nun auch wirklich nicht nur in den übrigen Katholischen Ländern, sondern auch in den Katholischen Staaten Deutschlands. Denn daß dieser Orden sich auch in Deutschland nach und nach verbreitete, ist schon erwähnt worden. Wohin aber die Herren Jesuiten sich verbreiteten, da pflegten sie auch in ihren Klö-

stern

stern Schulen anzulegen. Zunächst bildeten sie in denselben solche junge Leute, welche einst Mitglieder ihres Ordens werden wollten. Aber dabey nahmen sie auch andere Kinder zu Schülern in dieselben auf, und unterrichteten sie in der Religion und andern Wissenschaften. Auch sahen sie in ihren Schulen ganz besonders darauf, daß die Schüler sich sittsam und gut betrugen; und mit der größten Sorgfalt entfernten sie alles von ihnen, was sie hätte verführen und zum Bösen verleiten können. Daher man auf den Jesuitenschulen viel bessere Sitten fand, als auf den meisten Schulen und Universitäten der Protestanten der damahligen Zeit. Ihre Schüler behandelten sie mit Sanftmuth und Freundlichkeit, und suchten sie mehr durch herzliche Ermahnungen und vernünftige Vorstellungen, als durch körperliche Strafen, zum Gehorsam, zum Fleiß und zu einem guten Betragen zu gewöhnen. Solche Kinder und junge Leute, welche schon so verdorben waren, daß sie nicht anders als durch harte Mittel zum Guten gebracht werden konnten, schickten sie den Aeltern lieber wieder zurück, damit nicht ihre übrigen Schüler durch sie verschlimmert werden möchten. In ihren Schulen wur-

den die Kinder, ohne daß es den Aeltern viele Kosten verursachte, die armen aber ganz frey, erzogen und unterrichtet. Strenge hielten sie besonders die Schüler, die in ihren Klöstern oder Collegien wohnten, zur Reinlichkeit und Ordnung in Kleidern und andern Dingen an, und wenn etwa Einer krank wurde, sorgten sie, gleich guten Aeltern, für die Wartung und Pflege desselben. Stets standen die Schüler, sowohl bey ihren Arbeiten, als bey ihren Spielen und Vergnügungen unter der Aufsicht ihrer Lehrer. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die Schulen der Jesuiten auch in Deutschland in den Katholischen Ländern sehr vielen Beyfall fanden, und daß hier manche Katholische Fürsten ihnen gern dazu behülflich waren, mehrere Schulen anzulegen. Aeltern, welche ihren Kindern gern etwas lernen lassen wollten, glaubten nicht besser für den Unterricht und die Erziehung derselben sorgen zu können, als wenn sie die Kinder den Jesuiten, welche überdieß bald in den Ruf einer besondern Frömmigkeit gekommen waren, anvertraueten. Arme Aeltern hatten dabey noch außerdem den Vortheil, daß ihnen die Kinder umsonst unterrichtet und erzo-

gen

gen wurden. Auch die Katholischen Fürsten und andere vornehme Katholiken übergaben häufig ihre Kinder den Jesuiten zur Erziehung, und hierdurch bekamen die Jesuiten in mehreren Katholischen Ländern einen sehr großen Einfluß, den sie aber sehr zur Bedrückung und Beunruhigung der Protestanten in Deutschland benutzten. Ja selbst in solchen Protestantischen Ländern Deutschlands, worin noch an guten Schulen Mangel war, kamen hier und da die Schulen der Jesuiten in so großen Ruf, daß mancher Protestante seine Kinder, wenn er ihnen etwas lernen lassen wollte, in ein Jesuiters Kollegium schickte. Behandelten nun schon die Jesuiten die Kinder ihrer eigenen Glaubensgenossen sehr gut: so gingen sie natürlich mit den Protestantischen Kindern noch liebreicher um, um sie dadurch für die Katholische Religion zu gewinnen. Bey vielen gelang ihnen dieß so gut, daß sie in der letzten Hälfte des sechzehenten Jahrhunderts binnen einigen Jahren nach und nach über vierhundert Protestantische Schüler zur Annahme der Katholischen Religion brachten. Ohne Zweifel würde dieß noch mit vielen andern geschehen seyn, wenn man nicht auch in den Protestantischen

Ländern auf die Verbesserung des Schulwesens bald mehr Aufmerksamkeit verwendet hätte, wozu dort die Protestantischen Geistlichen, wegen des immer zunehmenden Rufes der Jesuiten-Schulen, um so dringender ihre Glaubensgenossen ermahnten.

Doch es wird wohl Zeit seyn, daß ich von dem Schulwesen dieser Zeit abbreche. So viel wird, denke ich, der Herr Gevatter, aus dem davon Erzählten, gewiß sehen, daß es mit unsern Vorfahren immer weiter vorwärts ging. Denn wer einsieht, daß es nöthig sey, Anstalten zu treffen, seine Einsichten zu erweitern, der hat schon viel gewonnen, und zeigt eben dadurch schon, daß er anfange, klüger zu werden. Ich könnte nun den Herrn Gevatter noch mit vielen merkwürdigen gelehrten Männern bekannt machen, die damahls in mancherley Dingen unter ihren Zeitgenossen bessere Einsichten zu verbreiten suchten, und dadurch Wohlthäter ihrer und der folgenden Zeiten wurden. Aber ich begnüge mich, Ihm nur einige anzuführen.

Einer der merkwürdigsten unter ihnen war Nicolaus Copernicus. Er war aus Thorn im heutigen Westpreußen gebürtig, wurde in der Folge Domherr zu Frauenburg in Preußen, und starb daselbst 1543.

M.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/274

W. Weßwegen war denn Copernicus so merkwürdig?

B. Weil er zuerst lehrte, daß die Sonne stille stehe, und die Erde sich täglich Ein Mahl um sich selbst und jährlich Ein Mahl um die Sonne bewege; daß durch die tägliche Bewegung der Erde Tag und Nacht, und durch ihre jährliche Bewegung um die Sonne die vier Jahreszeiten entstehen.

W. Hatte denn das vor ihm noch niemand gelehrt?

B. In den ganz alten Zeiten waren einige Griechen und Römer, die es muthmaßten; aber seit Christi Geburt glaubte ganz Europa die Erde stünde stille, und die Sonne und der ganze Himmel bewegeten sich um sie herum.

W. Es ist den Leuten auch nicht zu verdenken gewesen: denn der Augenschein lehrt es doch, daß die Sonne auf- und untergeht, und des Nachts alle Sterne sich um die Erde bewegen; hingegen habe ich niemahls bemerkt, daß die Erde sich bewege.

B. Der Augenschein trügt oft, Herr Gevatter! Ist Er noch niemals auf einem Kahne gefahren?

W. Genug Mahl auf der Unstrut.

B. Wenn ich nun auf dem Kahne fuhr, und der Kahn ging geschwind dem Strome nach: so kam es mir auf einmal vor, als wenn der Kahn stille stünde, und alle Bäume am Ufer fortliefen. Hat Er dieß nicht auch bemerkt?

W. Das wollte ich meinen.

B. So ist es auch mit dem Umlaufe der Erde. Weil es damit so geschwinde geht, und die Erde nirgends anstößt, so bemerken wir es nicht, und es kommt uns vor, als wenn die Sonne und alle Sterne fortliefen.

W. Wie kommt es denn aber, daß ich so etwas nicht merke, wenn ich auf meinem Karren fahre? Die Pferde mögen mit dem Karren so geschwinde laufen, als sie wollen: so kommt es mir doch nie vor, als wenn er stille stünde.

B. Das macht, weil der Karren über Stock und Steine geht, und er einen Ribbenstoß nach dem andern bekommt. Die Erde trifft aber auf ihrer Laufbahn keine Steine an. Wenn man in einer Kutsche fährt, die in Riemen hängt, und ist auf geradem Wege, so scheint es auch oft, sie stünde still und die Bäume liefen fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/276

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünf und dreyßigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

W. In der Bibel steht doch aber ausdrücklich, daß die Sonne auf und untergehe?

B. Und der Bote aus Thuringen sagt auch, daß die Sonne auf- und untergehe, wenn er es auch gleich nicht glaubt. Die Bibel und ich sprechen so: wie man im gemeinen Leben zu sprechen pflegt.

W. Wie bewies es denn aber der Herr Copernicus, daß die Erde sich bewege?

B. Die Erde ist gegen den ganzen Himmel nur ein Stäubchen. Er meinte also, es wäre gegen die göttliche Weisheit, daß Gott den ganzen Himmel sich um ein Stäubchen bewegen ließe. Wenn man ferner annimmt, daß

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/277

die Erde sich bewege: so lassen sich alle Erscheinungen, die man am Himmel bemerkt, leicht erklären.

B. Nun da freut es mich doch, daß ein Deutscher zuerst eingesehen hat, was seit vielen hundert Jahren keine Nation begreiffen konnte.

Ein Deutscher jener Zeit war es auch, welcher auf eine bessere und sicherere Weise die Sonnenfinsternisse zu berechnen lehrte. Dieser merkwürdige Mann hieß Johann Kepler. Er wurde im Wirtembergischen geboren, zeichnete sich durch außerordentliche Einsichten in die Sternkunde und in andere Wissenschaften so sehr aus, daß der Kaiser Rudolf II., der gern gelehrte Männer um sich hatte, ihn an seinen Hof berief, und an seinem Umgange sehr viel Gefallen fand. Viele Jahre nach dem Tode seines vornehmen Freundes starb er 1631 zu Regensburg in sehr dürftigen Umständen. Noch bis auf den heutigen Tag wird sein Nahme, wegen der großen Verdienste Keplers um die Sternkunde und wegen der wichtigen Entdeckungen und Erfindungen, welche er in dieser und andern Wissenschaften gemacht hat, von den Sternkundigen nicht anders

ders, als mit Ehrfurcht genannt. Schon lange vor ihm verstanden zwar die Astronomen Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen; aber die Art und Weise, wie Kepler sie zu berechnen erfand, war ungleich sicherer, weßhalb sich auch noch immer die Astronomen seiner Erfindung bedienen, und dadurch bis auf die Minute voraus zu berechnen verstehen, wann eine Sonnen- oder Mondfinsterniß eintreten soll. Durch anhaltendes Nachdenken kam dieser merkwürdige Mann auch zuerst auf die Erfindung einer besondern Art Fernrohr (Tubus), wodurch man die Gestirne besser und genauer beobachten konnte. Diese Erfindung wurde schon bey Keplers Leben, noch mehr aber in spätern, vorzüglich aber in neuern Zeiten ungemein vervollkommnet. Ueberhaupt war die Sternkunde eine von den Wissenschaften, worin die Deutschen sich damahls vor allen andern Völkern sehr auszeichneten.

Auch unter den Deutschen Aerzten jener Zeit gab es Männer, welche zur Beförderung besserer Einsichten in ie Arzneywissenschaft viel beytrugen. Dieses war sehr wichtig. Die Deutschen dieser Zeit führten eine ganz andere Lebensart, als ihre uralten Vorfahren in den

ehemahligen ungeheuern Waldungen Deutschlands. Mancherley Krankheiten, welche die alten Deutschen gar nicht kannten, waren, wie schon gesagt worden ist, durch die veränderte Lebensart unter ihnen nun ganz gewöhnlich geworden; ja von Zeit zu Zeit kamen noch immer neue Krankheiten auf, von denen man gar nicht begreiffen konnte, woher sie eigentlich kamen. Mochten sie nun aber auch herkommen, woher sie wollten: kurz sie waren da, und die Kranken brauchten Hülfe. Daher wurden nun gute Aerzte, welche die alten Deutschen ganz gut hatten entbehren können, weil sie gesünder waren, jetzt immer nöthiger. Diese Nothwendigkeit veranlaßte deßhalb auch immer mehrere Deutsche, sich mit größerm Eifer auf die Arzeneywissenschaft zu legen. Durch genauere Beobachtungen und Untersuchungen des menschlichen Körpers erhielt man von demselben und von dem, was ihm schädlich werden kann, immer bessere Einsichten, und suchte gegen diese und jene Krankheit Heilungsmittel zu finden. So lebte unter andern in der Mitte des sechszehenten Jahrhundertes zu Zürich in der Schweiz ein berühmter Arzt Konrad Gesner. Dieser gab sich viele Mühe, diejenigen

Pflanzen

Pflanzen kennen zu lernen, welche als Arzeneymittel heilsam sind. Auch war er auf die sogenannten mineralischen d. i. solche Quellen sehr aufmerksam, welche viel Schwefeltheile, Eisentheile und andere Dinge enthalten. Er untersuchte fleißig, ob sie, wenn sie von Kranken zum Baden, oder zum Trinken gebraucht würden, nicht gegen manche Krankheiten heilsame Wirkungen hervorbringen möchten. Ueberhaupt war dieser Mann ein großer Freund der Natur. Wenn er spazieren ging, oder auf den Gebirgen herum kletterte, so hatte er immer seine Freude daran, sich mit den Pflanzen und Steinen, die er um sich herum erblickte, und mit den Thieren, die er bemerkte, bekannt zu machen, ihre Eigenschaften, ihren Nutzen und Schaden zu untersuchen und mancherley Versuche mit ihnen anzustellen. Einen solchen Liebhaber der Dinge in der Natur pflegen die Herren Gelehrten einen Naturforscher zu nennen. Dergleichen war nun Konrad Gesner. Damahls war es noch gar etwas Ungewöhnliches, wenn hier und da ein Mann an dergleichen Betrachtungen und Beobachtungen der Natur Gefallen fand; und doch ist es eine so angenehme und nützliche Sache, wenn man

sich mit dem, was um uns her lebt, wächst und blüht, bekannt macht. Wie viel lernt man da kennen, was uns nützlich werden, zu Nahrungsmitteln, zu Arzeneyen und zu hunderterley andern Gebrauch dienen kann.

Damahls lebte auch der berühmte Theophrastus Paracelsus, ein Mann, der in der Arzeneywissenschaft zu seiner Zeit mehrere wichtige Entdeckungen machte, und besonders einige Heilmittel erfand, die ihm einen solchen Ruhm verschafften, daß man ihn für einen wahren Wunderdoctor hielt. Die Inschrift auf seinem Grabmahle zu Straßburg, wo er 1541 starb, sagt von ihm: er habe das Podagra, die Wassersucht und andere Krankheiten, die man bis dahin für unheilbar gehalten hatte, geheilt. Uebrigens war dieser Mann, ungeachtet seiner Einsichten in manche zur Arzeneykunde gehörigen Wissenschaften, dennoch in vielen Stücken ein sehr abergläubischer Mann und mit unter ein gewaltiger Großsprecher. Er behauptete, die Schicksale der Menschen aus den Sternen lesen, unedle Metalle in Gold verwandeln zu können, Universalarzeneyen, d. i. Arzneyen zu haben, welche gegen alle Krankheiten helfen, und andere geheime Künste zu

vers

verstehen, die heut zu Tage verständige Leute für Aberglauben erklären. Damahls hielten viele das alles für baare Wahrheit, und glaubten in seinen Schriften wahre Schätze von Weisheit zu finden.

Ueberhaupt war Aberglaube aller Art zu jenen Zeiten noch immer so etwas Gewöhnliches, daß nur selten ein Mann angetroffen wurde, der davon frey war. Selbst Luther und Melanchthon glaubten, daß man aus den Gestirnen die zukünftigen Schicksale erkennen könne, daß der Teufel Gewalt über die Menschen habe und sie zum Bösen verführe. Ungewöhnliche Naturbegebenheiten, wie z. B. einen ausserordentlichen Hagel, große Ueberschwemmungen, hielt man noch immer für Zeichen des göttlichen Zornes und für göttliche Strafen. Wenn man einen Kometen am Himmel sah, so war man fest überzeugt, er verkündige Krieg und Blutvergießen. Als eines Tages ein Prediger zu Berlin im Bauche eines Härings etwas bemerkte, das ihm wie Buchstaben vorkam, so blieb er dabey, dieß könne nichts anders, als den nahen Untergang der Welt bedeuten. Die Meinung, daß man aus unedeln Metallen Gold machen könne, war so

gemein, daß viele Fürsten, wie untern andern der Kaiser Rudolf II. sich große Summen Geldes durch Leute, welche vorgaben, daß sie Gold machen könnten, aus dem Beutel locken ließen, und doch nichts erhielten.

Der Glaube an Hexerey und Zauberey war noch allgemein in unserm Vaterlande verbreitet, und in allen Deutschen Provinzen wurden jährlich eine Menge solcher unglücklichen Menschen verbrannt, welche man im Verdachte hatte, daß sie mit dem Teufel in einem geheimen Bündnisse wären und Hexenkünste verstünden. Im Braunschweigischen wurden noch am Ende des 16ten und zu Anfange des 17ten Jahrhundertes nicht selten an einem Tage 10 bis 12 sogenannte Hexen verbrannt. Man wird sich nicht wundern, daß so viele Leute in den Verdacht der Hexerey kamen, wenn man bedenkt, daß es eine herrschende Meinung war, die Mütter, welche Hexen wären, widmeten gleich nach der Geburt ihre Töchter dem Teufel, weßhalb die Töchter nothwendig auch, wie ihre Mütter, Hexen seyn müßten.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/284

Der Bote aus Thüringen.

Sechs und dreyßigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen. Bote. Wirth.

Wahr ist es übrigens, daß es auch damahls nicht ganz an Männern fehlte, welche in Reden und Schriften gegen die Ungerechtigkeit und Grausamkeit stark eiferten, womit man angebliche Hexen und Zauberer behandelte; aber ihre Mühe, dem Unfuge völlig zu steuern, war umsonst.

Einer der ersten Eiferer gegen diesen Unfug war im sechzehenten Jahrhunderte ein gewisser Johann Wier. Mit vielen Gründen suchte er in einer Schrift zu beweisen, daß das bisherige Verfahren gegen die Hexen die schrecklichste Grausamkeit sey, die sich nur denken ließe. Auch machte seine Schrift auf mehrere

Deutsche Fürsten Eindruck; ja Wier erlebte sogar die Freude, daß einige derselben, z B. der Herzog Wilhelm von Cleve, der Kurfürst Friedrich von der Pfalz im Jahre 1564 in ihren Landen die Folter, womit man die der Hexerey Angeklagten zum Bekenntniß zu bringen suchte, so wie auch die Todesstrafen abschafften, womit man vorgebliche Hexen zu belegen pflegte. In andern Ländern aber blieb's beym Alten; ja in manchen Gegenden, wo die Untersuchungen und Todesstrafen in Ansehung der Hexen schon abgeschafft waren, wurden sie wohl gar wieder eingeführt.

In Katholischen Ländern hielt man vorzüglich die Verbreitung der Reformation für die Ursache, daß es so viele Hexen und Zauberer gebe; besonders gab sich mancher Jesuit viele Mühe, die Katholiken zu dieser Meinung zu bereden, um die Grundsätze der Protestanten desto verabscheuungswürdiger zu machen. Aber daß nur der Herr Gevatter nicht etwa glaube, es hätten alle Jesuiten so gedacht.

Gerade ein Jesuit, Friedrich Spee, war es, welcher um das Jahr 1631 von neuem wieder auf das unmenschliche Betragen gegen die angeblichen Hexen aufmerksam machte. Zu

seh

seiner Zeit wurden binnen drey Jahren mehrere hundert unschuldige Menschen als Zauberey und Hexen in Franken verbrannt. Friedrich Spee mußte eine Menge derselben zum Tode vorbereiten Bey ihren Beichten hatte er eine gute Gelegenheit, mit der Unschuld dieser Unglücklichen bekannt zu werden. Ihr Schicksal rührte ihn, und er fühlte sich gedrungen, nach seinen Kräften zur Abschaffung dieser Unmenschlichkeit mitzuwirken. Er schrieb daher eine Schrift, worin er sehr bescheiden, aber nachdrücklich, über das grausame Verfahren gegen die Hexen sprach. Er wagte es zwar nicht, sich öffentlich für den Verfasser dieser Schrift auszugeben, weil er befürchten mußte, deßhalb verfolgt zu werden. Aber im Stillen genoß er die Freude zu bemerken, daß man hier und da auf seine Vorstellungen achtete. Einer der würdigsten geistlichen Fürsten damahliger Zeit, der Mainzische Erzbischof Philipp von Schönborn, schaffte, bewogen durch das Lesen der eben erwähnten Schrift, in seinen Staaten die Hexenprocesse ab, und die Herzoge von Braunschweig und einige andere Deutsche Fürsten folgten seinem Beyspiele. Doch eine allgemeine Abschaffung derselben er-

folgte auch im 17ten Jahrhunderte noch nicht. Vielmehr wurden schon in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhundertes wieder an zwölf hundert Hexen im Wirzburgischen und Bambergischen verbrannt.

W. Wenn Er, Herr Gevatter, mir das nicht erzählte; ich könnte es wahrlich nicht glauben.

B. Dabey gewesen bin ich freylich auch nicht, als es geschah. Unterdessen wird es für gewiß erzählt; und die Nachricht davon soll in einem Büchelchen gestanden haben, das im Jahre 1659 zu Bamberg, selbst mit Bewilligung des Bischofs und des ganzen Domcapitels, gedruckt worden ist.

W. Mir schaudert die Haut, wenn ich mir vorstelle, ich lebte in solchen schrecklichen Zeiten, wo meine alte Mutter oder meine Frau keinen Augenblick sicher wären, für Hexen erklärt und am Ende gar verbrannt zu werden.

B. Sicher war freylich kein altes Mütterchen vor einem solchen Schicksale. Wenn eine solche Person etwa triefende Augen oder sonst so etwas in ihrem Gesichte hatte, das ein wenig ungewöhnlich war; wenn bey des Nachbars Kuh zur Zeit, wo man es nicht erwartete, die Milch ausblieb; wenn vielleicht eine

Frau

Frau ein ungestaltetes Kind oder gar eine Mißgeburt gebar; wenn vielleicht jemand, auf den das alte Mütterchen nicht gar wohl zu sprechen war, ungewöhnliche Zufälle an seinem Körper bekam: so konnte das Mütterchen leicht in den Verdacht der Hexerey kommen. Nun zog man die Unglückliche ein, brachte sie auf die Folter und marterte sie so lange, bis sie, um des Quälens ein Ende zu sehen, bekannte, was gar nicht wahr war, und was man ihr vorschwatzte. Wenn sie denn nun alles, was man ihr nur aufbürden wollte, bekannt hatte, so war das Ende der Scheiterhaufen. Aber denke der Herr Gevatter nur nicht etwa, daß bloß die Weiber vor einem solchen gräßlichen Schicksale nicht sicher waren. Vor der Beschuldigung der Hexerey und Zauberey schützten kein Stand und kein Geschlecht. Unter den oben erwähnten zwölf hunderten, die wegen vorgeblicher Zauberey und Hexerey im Bambergischen und Wirzburgischen verbrannt wurden, befanden sich nicht nur gemeine Leute, sondern auch vornehme Herren, Doctoren und Doctorsweiber, ja auch etliche Rathsherren. Man beschuldigte diese Unglücklichen, etliche hundert Menschen durch ihre Teufelskünste, wie man es

nannte, um das Leben gebracht, und die Früchte auf dem Felde durch Reif und Frost verderbt zu haben.

W. Also auch Reif und Frost hielt man damahls für Wirkung der Zauberey?

B. Ohne Zweifel hat man dieß wohl nur von solchem Reife und von solchen Frösten geglaubt, welche zu einer ungewöhnlichen Zeit einfielen; wie es ja wohl noch jetzt zuweilen geschieht, daß, wenn wir schon lange sehr warme Witterung gehabt haben, noch plötzlich ein Frost kommt, der unter den Früchten großen Schaden anrichtet.

Zum Beschluß über die abergläubischen Meinungen jener Zeiten erzähle ich dem Herrn Gevatter noch ein schnurriges Histörchen. In der Mitte des sechzehenten Jahrhundertes lebte im Oestreichischen ein sehr einsichtsvoller Jesuit, Namens Tanner. Dieser gelehrte Mann fand viel Vergnügen daran, sich mit allerley Geschöpfen in der Natur bekannt zu machen. Besonders mochte er gern so ganz kleine Thierchen, wie z. B. die Läuse sind, durch ein Vergrößerungsglas besehen. Wenn ein solches Vergrößerungsglas von vorzüglicher Güte ist, so erscheinen die kleinsten Thierchen mehrere

Hun-

hundert Mahl grösser, als sie in der Natur sind. So kann z. B. ein Laus leicht so groß, wie ein Maikäfer, und noch größer durch ein solches Vergrößerungsglas aussehen. Da konnte nun der brave Tanner nicht genug die Weisheit und Güte Gottes bewundern, wenn er durch sein Glas sahe, wie auch an dem kleinsten Thierchen alles auf das weiseste und künstlichste eingerichtet sey. Endlich starb er auf einen Dorfe in Tyrol. Unter seiner Verlassenschaft fanden die Bauern des Dorfes auch Tanners Vergrößerungsglas oder Mikroskop, wie man ein solches Ding zu nennen pflegt. Unter den Bauern mochten einige neugierige Burschen seyn. Diese fingen an, unter Tanners Sachen herum zu kramen und bald das, bald jenes näher zu begucken. Am Ende stieß auch Einer auf das Mikroskop. Was mag doch das für ein Ding seyn! dachte er, und besah es näher. Gott sey bey uns! schrie er auf einmahl laut auf, da steckt der Teufel mit Haaren über und über bewachsen! Der Herr Gevatter kann sich das Schrecken denken, worein alle geriethen, als sie hörten, der Teufel stecke in dem Gläschen. Ob Einer das Herz noch hatte, hinein zu gucken, weiß ich nicht. Vermuth-

lich liefen sie, was sie konnten, zur Stube hinaus. Denn wer wird bey dem Teufel bleiben wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Taschenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe, welches ich im vorigen Jahre ankündigte, wurde zu Ende des Jahres nicht fertig, und fand daher nur wenigen Absatz. Es erscheint daher in der Michaelismesse wieder mit folgenden Veränderungen. 1) Der Calender fehlt; 2) die Namen ausgezeichneter Teutschen sind unter gewisse Rubriken gebracht; 3) die Vornahmen sind nicht durch Anfangsbuchstaben ausgedrückt, sondern ganz ausgeschrieben; 4) ist es mit der Jahreszahl 1802 bezeichnet; 5) der Preis ist 1 Rthlr. 4 gl. Dieß glaubte ich um derer willen bemerken zu müssen, die dieses Taschenbuch schon gekauft haben, damit sie nicht ein Buch, welches nur in Nebendingen abgeändert ist, zwey Mahl bezahlen.

C. G. Salzmann.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/292

Der Bote aus Thüringen.

Siebenund dreyßigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

W. Nun was steckte denn in dem Gläschen, das sich unter Tanners Verlassenschaft befand?

B. Nur fein Geduld. Vorerst muß Er hören, welch einen wichtigen Beschluß die löbliche Bauerschaft des Dorfes faßte. Er klingt ein wenig schildbürgerisch, aber er war wirklich nicht anders. Man beschloß, Tanners Leichnam nicht auf dem Kirchhofe begraben zu lassen, weil Tanner offenbar ein Hexenmeister oder Zauberer gewesen sey. Wären die Bauern bey Tanners Leben schon den haarigen Teufel in dem Gläschen gewahr geworden, und hätten sie das Urtheil sprechen sollen, Tanner

wäre gewiß verbrannt worden. Jetzt aber mußten sie sich damit begnügen, seinem Leichname das ehrliche Begräbniß zu versagen. Aber Tanner hinterließ einen vornehmen und gescheidten Freund. Als dieser hörte, was man in dem Dorfe mit seines Freundes Leichnam vorhabe, eilte er schnell herbey und suchte den Bauern den Irrthum zu benehmen. Aber das kostete ihm nicht wenig Mühe. Erst nachdem er ihnen verschiedene solcher Thierchen mit bloßen Augen sehen und dann wieder durch das Vergrößerungsglas begucken ließ, überzeugte er sie, daß ihr haariger Teufel nichts weiter als ein Floh sey.

W. Ey, wie mögen sich die Leute geschämt haben, als sie fanden, ihr vermeinter Teufel sey nichts weiter, als ein Floh! Ich habe doch nicht geglaubt, daß es damahls noch so gar grobe Unwissenheit unter den Leuten gab.

B. Aber dergleichen Unwissenheit und Aberglaube unter allen Klassen und Ständen des Deutschen Volkes beweisen auch, daß für die Verbreitung besserer Einsichten unter demselben noch ungemein viel zu thun übrig war. Hätten die Deutschen Protestanten und Katholiken anstatt gegen einander einen dreyßigjährigen

Krieg

Krieg zu führen, sich mit einander zum Kriege gegen den Aberglauben verbunden, es würde ihnen ohne Zweifel mehr Vortheil und Ehre gebracht haben.

W. Ja wohl, ja wohl! Wie viel treffliche Einrichtungen zur Beförderung des Ackerbaues und anderer nützlichen Gewerbe hätte man machen, wie viele Anstalten zum bessern Unterrichte von dem Gelde errichten können, welches dieser leidige Krieg gekostet haben mag. Doch da der Herr Gevatter eben des dreißigjährigen Krieges hier wieder erwähnt: so fällt mir ein, daß Er mir versprochen hat, einiges von den gräulichen Verheerungen zu erzählen, welche dieser Krieg in unserm Vaterlande veranlaßt hat.

B. Leider hatte dieser schreckliche Krieg einen großen Theil des Guten wieder vernichtet, woran unsere Vorfahren mehr als Ein Jahrhundert mit so vieler Sorgfalt und Mühe gearbeitet hatten. Wenn Jemand vor dem Ausbruche desselben Deutschlands Provinzen durchreiset und da überall, wo er hinkam, fruchtbare Felder und Gärten, wohl angebaute Dörfer und nahrhafte Städte, unter den Einwohnern Betriebsamkeit und Wohlstand, Fa-

briken, Manufacturen und Handel im schönsten Flor erblickt hatte: wie ganz anders mußte er dieß alles dreyßig Jahre nachher finden. Da war in dem ganzen großen Deutschland auch nicht Ein Land, worin er nicht fast bey jeder Meile Weges, die er machte, die traurigsten Spuren des langen Krieges fand. Eine ungeheure Menge Städte, Flecken und Dörfer lagen in Schutthaufen verwandelt, große Strecken Landes ganz unangebauet. Wo sonst das schönste Getreide, Obst und Gemüse wuchs, sah es wieder fast so wild aus, als wären Menschenhände da nie thätig gewesen. Ueberall erblickte man durch Feuer, Seuchen, Brandschatzung, Plünderung, Lieferung und andere feindliche Mißhandlungen zu Grunde gerichtete Familien, auf den Landstraßen Bettler, Räuber und zu Krüppeln gemachte Soldaten. Wo man hinkommen mochte, waren Handel, Fabriken, Manufacturen, Kirchen und Schulen meisten Theils in dem traurigsten Zustande. In allen Deutschen Provinzen stieß man auf Dörfer, die der Feind verwüstet hatte, wo ein großer Theil der Häuser leer stand, weil die Einwohner, um den Mißhandlungen der Armeen zu entgehen, ausgewandert waren.

Durch

Durch ganz Deutschland hatte während des Krieges mehr als Ein Mahl die Pest und andere ansteckende Krankheiten gewüthet und einen großen Theil der Einwohner weggerafft; viele waren durch das Schwert des Feindes, andere durch Hunger aufgerieben worden. Viele Städte und Dörfer hatte der Feind muthwillig niedergebrannt, andere waren durch Unvorsichtigkeit der durchziehenden Soldaten ein Raub des Feuers geworden. Kaum hatte manche Gegend sich von einer Lieferung, Brandschatzung und Plünderung oder von der Wuth der Pest oder von einer Feuersbrunst und anderm Ungemach des Krieges wieder ein wenig erhohlt, als schon diese oder andere Drangsale sie von neuem heimsuchten. Manche Stadt, manches Dorf wurde im Laufe des Krieges fünf, sechs und mehrere Mahle geplündert, gebrandschatzt, niedergebrannt, oder durch Seuchen und Auswanderung seiner Bewohner beraubt.

Wäre ich es auch im Stande, dem Herrn Gevatter von jedem einzelnen Deutschen Lande Beyspiele von den traurigen Verwüstungen anzuführen, welche der dreyßigjährige Krieg angerichtet hat: so würde dieß doch viel zu weits

läufig seyn. Er wird sich daher schon damit begnügen müssen, wenn ich Ihm nur von einigen Ländern Beyspiele erzähle. Er wird dann schon von selbst sich eine Vorstellung machen können, wie es in andern Gegenden hergegangen seyn mag. Eines von den Ländern, worin die Armeen am gräulichsten gewirthschaftet hatten, war Baiern. Dieses Land war von den Schweden und Franzosen so übel mitgenommen worden, daß es fast von einem Ende bis zum andern einer Wüsteney und Brandstätte ähnlich sah. Nichts war hier den wüthenden Soldaten heilig gewesen, wenn sie nur ihre ungezähmte Habgier hatten befriedigen können. Selbst die Todten waren von ihnen nicht in Ruhe gelassen worden; hier und da hatte man viele Grabmähler zerstört, in der Meinung, dort verborgene Schätze zu finden. Die Kirchen waren fast überall beraubt, und mehrere tausend Kelche aus ihnen genommen worden. Auch sollen in dem einzigen Jahre 1634 allein in der Stadt München einige tausend Menschen durch Hunger und ansteckende Krankheiten umgekommen seyn. In Schwaben war es nicht besser gegangen. In dem Herzogthume Würtemberg hatte der Krieg 57721 Haus-

Haushaltungen gänzlich zu Grunde gerichtet; 65 Kirchen, 158 Schul und Pfarrhäuser, über 36000 Privathäuser waren während des Krieges eingeäschert und über 300000 Menschen durch die Pest und andere ansteckende Krankheiten ums Leben gekommen. In dem Würtembergischen Amte Leonberg allein mußte man aus Mangel an Menschen lange Zeit hindurch 11594 Morgen Aecker unbebaut liegen lassen. Als das Dorf Suppingen in eben diesem Lande nach der Nördlinger Schlacht von dem Feinde verbrannt wurde, blieb nur noch ein einziger Bauer daselbst übrig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Buchhandlung des Herrn S. L. Crusius zu Leipzig, die sich durch ihre Verlagsartikel vor vielen andern zu ihrem Vortheile auszeichnet, hat zur Ostermesse folgende Bücher geliefert:

Bechsteins, J. M., gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen 3 Reichen u. s. w. 1r. Bd. 2te verm. Aufl. mit 25 ganz neuen Kupfern gr. 8. 5 Rthlr. 16 gl.

Bilderbuch, historisches, für die Jugend, enthaltebd Vaterlandsgeschichte, 58. Bdchen. mit 18 Kupf. gebunden in rothen und grünen Kupfer-Umschlag 8. 2 Rthlr. 12 gl.

Bussens, F. G., gemeinverständliches Rechenbuch für Schulen u. s. w. 2 Theile mit Kupf. 3te verbess. Aufl. 8. 16 gl.

Dessen Anleitung zum Gebrauche des Rechenbuches 1r. u. 2r. Th. / 3te verb. Aufl. 8. 8 gl.

— Verbesserungen aus dem 2ten Theile seines Rechenbuches nach der 3ten Aufl. für die Besitzer der 2n. Aufl. besonders gedruckt 8. 2 gl.

Erdmann, eine Bildungsgeschichte. herausg. vom Verf. des Sächsischen Kinderfreundes (Thieme) 1r. u. 2r Bd. 8 2 Rthlr. 6 gl.

Förstes, M. J. C., Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden auf jeden Tag des Jahres 2 Th. 2te verb. Aufl. gr. 8 1 Rthlr. 8 gl.

Handbuch, exegetisches des N. Test. 8s. Stück a 12 gl. 9s. St. 2te. verb. Aufl. gr. 8 9 gl.

— exegetisches, des N. T. 17s St. gr. 8 12 gl.

Jagemanns, C. J. Italiänische Sprachlehre, 2te durchaus verb. Aufl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gl.

Löschers C. J., Beschreibung der Kristallisationen sowohl nach ihren Grundgestalten 2c. mit 6 Kupfert. 4 1 Rthlr. 4 gl.

Schillers, Fr., Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung 1ten Theils 1r u. 2r Bd., neue verm. Aufl. mit Kupf. 8 auf Schreibpapier 2 Rthlr. 12 gr.

— kleinere prosaische Schriften 3r. Th. 8 auf Schreibpapier 1 Rthlr. 12 gl.

Seyffarths, M. T. A., Uebersetzung und Erklärung der Episteln und Evangelien 2ter Anhang 1r Heft gr. 8 1 Rthlr.

Thieme, M. K. T., Aufmunterungen zum vernünftigen Denken und Handeln. Ein Buch für bildungsbeflissene Jünglinge. Neue Ausgabe 8 16 gl.

Vaters, J. S., Grammatik der Hebräischen Sprache für den ersten Anfang gr. 8 9 gl.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/300

Der Bote aus Thüringen.

Acht und dreyßigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen. Bote. Wirth.

Die Gegenden am Rhein, so wie Westphalen und Niedersachsen litten auch sehr viel in dem dreyßigjährigen Kriege. Ein Theil der Pfälzischen Städte Manheim und Heidelberg wurde, bey der Belagerung und Einnahme durch den General Tilly, verwüstet. In der letztern Stadt war eine sehr berühmte Bibliothek, woran seit vielen Jahren die Kurfürsten von der Pfalz gesammelt hatten. Diese wurde fortgeschleppt, und der größte Theil derselben dem Papste nach Rom geschickt, wo sie noch jetzt zu finden ist. Die Pfälzische Stadt Frankenthal, die wegen ihrer Fabriken und Künstler damahls in großem Rufe stand, behielt von ihr

ren 1800 Einwohnern nur 324; und in der Niedersächsischen Stadt Göttingen blieben von 1000 Häusern kaum 600 bewohnt. Welche schreckliche Verwüstung die Stadt Magdeburg, die vor dem Ausbruche des Krieges so sehr volkreich und blühend war, durch Tilly erlitten hat, wird dem Herrn Gevatter gewiß noch erinnerlich seyn.*)

Zu den Ländern, welche durch den dreyßigjährigen Krieg außerordentlich viel gelitten hatten, gehörten auch Schlesien, Böhmen, Kursachsen und Thüringen. Bey dem, was dieß letztere Land ausstand, will ich mich, weil es des Herrn Gevatters Geburtsland ist, doch noch ein wenig aufhalten. Im Thüringer Lande trieben Theils die Schweden, Theils die Kaiserlichen sehr schlimme Wirthschaft. Auch ansteckende Seuchen wütheten hier fürchterlich. Daher nur wenig Orte übrig geblieben seyn mögen, welche nicht mehr oder weniger durch den Feind verwüstet und geplündert worden sind, oder durch pestartige Krankheiten gelitten haben, die sich in den Jahren des Krieges mehrere Mahle durch Thüringen,

so

*) S. Bote aus Thüringen Jahrg. 1801 S. 18 ff.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/302

so wie in andern Ländern Deutschlands, verbreiteten. In der Stadt Gotha allein starben in den Jahren 1625 und 1626 über 900 Menschen an der Pest. Sechs Jahre nachher wurden fast zwey Drittheile der Stadt vom Feuer verzehrt, das von einigen Schwedischen Soldaten, aus Rache gegen einen Bürger, angelegt worden war, der ihnen etwas nicht so wohlfeil, als sie es haben wollten, verkaufen mochte Ein gleiches Schicksal hatten Eisenach und Waltershausen durch Verwahrlosung Schwedischer Soldaten, Eisenach im Jahre 1636, Waltershausen aber 1640. Im Jahre 1636 wurden auch fast alle um Erfurt herum liegende Städte und Dörfer von der in Erfurt liegenden Schwedischen Besatzung rein ausgeplündert. Um den Mißhandlungen des Soldaten zu entgehen, flüchteten sich die Bauern aus den Dörfern in die Städte, in der Meinung, daß sie hier weniger auszustehen haben würden. Darüber blieben die Felder unbestellt, und die Folge davon war eine außerordentliche Theurung. Das Jahr darauf plünderten wieder die Kaiserlichen in Thüringen; und so verging fast kein Jahr des Krieges, worin Thüringen nicht auf die eine oder die andere

Weise durch die Armeen mancherley Unglücksfälle erdulden mußte. Wie manches Thüringische Dorf konnte seinen Kriegsschaden, ohne noch den Hauptverlust an Menschen in Anschlag zu bringen, allein an Gelde auf 20000, ja wohl auf 60000 Gulden und mehr berechnen. Sehr viele Thüringische Orte hatten am Ende des Krieges um die Hälfte weniger Einwohner, als sich bey dem Ausbruche desselben darin befanden; so viele waren durch Hunger, durch Seuchen und durch das Schwert des Feindes aufgerieben worden. Zählte doch z. B. das Dorf Großrettbach im Gothaischen noch im Jahre 1635 gegen 300 Einwohner und 62 Häuser, und vier Jahre später hatte es keinen einzigen Einwohner mehr. Das Jahr darauf (1640) erhielt es wieder einige Einwohner. Kaum aber hatte sich die Zahl derselben etwas vermehrt, so verwüsteten die Schweden das Dorf aufs neue. Friemar, ein anderes Gothaisches Dorf, verlor im Jahr 1636 drey hundert acht und siebzig Menschen durch die Pest, wurde das Jahr darauf durch die Schweden geplündert, und einige Jahre nachher von ihnen in Brand gesteckt. Man berechnet den Schaden, welchen dieses Dorf, während

rend des Krieges litt, über 80000 Gulden. Sollte man nur von dem einzigen Gothaischen Ländchen die Zahl der während des Krieges durch Krankheit, Hunger und durch den Feind umgekommenen Menschen berechnen können, welch eine ansehnliche Summe würde da heraus kommen. Ueberhaupt aber soll Deutschland, das vor dem Kriege sehr bevölkert war, gegen zwey Drittheile seiner Einwohner durch ihn verloren haben. Noch jetzt, da bereits 150 Jahre seit dem Westphälischen Friedensschlusse verflossen sind, gibt es in allen Deutschen Ländern Dörfer, Flecken und Städte genug, worin nicht alle Spuren der Verwüstungen jenes schrecklichen Krieges vertilgt sind. Noch bis auf den heutigen Tag gibt es Oerter genug, welche noch immer nicht den Umfang und die Bevölkerung wieder erhalten haben, welche sie vor dem Ausbruche jenes Krieges hatten. In manchen Ländern, z. B. in Schlesien sind noch in vielen Dörfern so genannte wüste Bauergüter, d. i. Ländereyen, welche, weil sie durch den Krieg ihre Wirthe verloren, unangebauet liegen blieben, und nach dem Kriege, aus Mangel an Menschen, von den Grundherren eingezogen und mit den adeligen Vorwerken vereinigt

werden mußten, wodurch die Zahl der Einwohner in solchen Dörfern gar beträchtlich vermindert worden ist.

Der Handel, welcher in Deutschland schon gegen den Ausbruch des dreyßigjährigen Krieges sich merklich vermindert hatte, nahm während desselben noch mehr ab, und der berühmte Hanseatische Bund gerieth so sehr in Verfall, daß seit dem Jahre 1630 nur noch die drey Städte Hamburg, Lübeck und Bremen in einiger Verbindung unter einander blieben, weßhalb auch nur allein diese drey Städte jetzt noch den Nahmen der Hansestädte führen.

Das größte Uebel, welches der dreyßigjährige Krieg für unser liebes Vaterland hervorbrachte, war das entsetzliche Sittenverderbniß, das sich durch ihn überall in demselben verbreitet hatte. Man kann sich leicht vorstellen, wie es da hergehen mag, wenn Armeen, die solche Verwüstungen anrichteten, dreyßig Jahre lang in einem Lande herumschwärmen. Diese Heere waren überdieß von so verschiedenen Nationen zusammen gesetzt, deren jede ihre eigene Laster und Untugenden hat. Da kamen bald Deutsche, bald Schwedische, bald Ungersche, bald Italiänische, bald Spanische, bald Französische

französische Truppen in eine Gegend, und was da der eine Haufe nicht schon an den Sitten der Einwohner verdorben hatte, das verdarb der andere vollends. Nimmt man noch dazu, daß Unterricht in Schulen und Kirchen in manchen Gegenden zuweilen Jahre lang so gut als ganz aufgehört hatte, wie sehr mußten da die Leute verwildern, und Laster und Ausschweifungen mancher Art überhand nehmen.

Doch genug von den Zerrüttungen, die der dreyßigjährige Krieg in unserm Vaterlande hervor brachte. Dieses Elend war die stärkste Aufforderung an Deutschlands Fürsten, in Zukunft verträglicher mit einander zu leben, und sich die Einmischung fremder Fürsten in die Angelegenheit der Deutschen höflichst verbitten. Zugleich aber mußte sie auch der Anblick des jammervollen Zustandes Deutschlands kräftig ermuntern, sich ernstlich Mühe zu geben, den verwüsteten Ländern und ihren zu Grunde gerichteten Unterthanen, so viel in ihren Kräften stand, wieder zu ihrem vorigen Wohlstande zu verhelfen, und die Thätigkeit ihrer Unterthanen, sich aus ihrem Elende wieder empor zu arbeiten, möglichst zu unterstützen. Der heutige blühende Zustand Deutschlands kann dem

Herrn Gevatter beweisen, daß die Deutschen viel, sehr viel gethan haben müssen, ihr Land wieder in einen bessern Zustand zu versetzen. Mit Hochachtung werden daher noch bis auf den heutigen Tag die Nahmen der würdigen Fürsten genannt, welche ihre verwüsteten Länder wieder bevölkerten, dem Ackerbau, Gewerben und Handel, den Kirchen und Schulen wieder aufzuhelfen suchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schulfreund, dieses für alle, die sich mit dem Schulwesen beschäfftigen, sehr nützliche Buch, wird seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, unter dem Titel: Der neue Schulfreund, durch den Herrn Inspector Zerrenner fortgesetzt.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/308

Der Bote aus Thüringen.

Neun und dreyßigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

Unter den Fürsten, welche als wahre Väter ihres Landes, sich alle Mühe gaben, durch gute Anstalten ihrem Lande wieder aufzuhelfen, verdient vorzüglich erwähnt zu werden, ein Thüringischer Fürst, der Herzog von Gotha, Ernst I. mit dem Beynahmen der Fromme.

Dieser Herr hatte sich mit seinem Bruder Wilhelm in die von seinem Vater hinterlassenen Lande getheilt, und war der Stifter des heutigen Gothaischen, so wie sein Bruder Wilhelm der Stifter des heutigen Weimarischen Hauses.

Als Herzog Ernst I. die Regierung seines Antheils übernahm, war der dreyßigjährige

Krieg noch nicht geendigt, und gerade in den letzten Kriegesjahren, worein der Regierungsantritt dieses Fürsten fällt, hatte das Gothaische Land, so wie ganz Thüringen, noch recht viel von den kaiserlichen und Schwedischen Truppen auszustehen. Herzog Ernsts Land mußte allein in den letzten sieben Jahren dieses Krieges 87400 Thaler an Brandschatzungen erlegen und überdieß noch viel Getreide und andere Lebensmittel liefern. So viel nur immer in seinen Kräften stand, suchte Ernst I., selbst schon während der Kriegsjahre, seinem bedrängten Lande und seinen Unterthanen zu Hülfe zu kommen. Um so viel als möglich dieselben vor Ueberfällen kleiner Streifpartenen zu sichern, traf er die Einrichtung, daß durch Wachtfeuer und auf andere Art bey heran nahender Gefahr seine Unterthanen schleunig aufgeboten wurden, um der bedroheten Gegend zu Hülfe zu eilen. Alles Kriegsungemach konnte er freylich nicht von seinen Unterthanen abwenden, wie die oben erwähnten Brandschatzungen beweisen; aber ohne seine rastlose Thätigkeit würde sein Land noch mehr gelitten haben. Da durch die schrecklichen Kriegskosten viele seiner Bauern so herunter gekommen waren, daß

ihr

ihnen zum Anbau ihrer Aecker Pferde und Geschirr mangelten, so schaffte er ihnen dieselben an; viele wüste liegenden Ländereyen ließ er auf seine Kosten anbauen, und gab sie dann, wenn er sie wieder in bessern Zustand gesetzt hatte, ihren vorigen Besitzern zurück. Um den Bürgern von Gotha, wohin er seine Residenz verlegt hatte, eine Erleichterung zu verschaffen, beschloß er bald in den ersten Jahren seiner Regierung, an die Stelle des zerstörten Schlosses Grimmenstein *) ein neues Schloß zu bauen. Seine Räthe waren mit dem Entschlusse, einen kostbaren Bau zu einer Zeit zu unternehmen, wo die fürstliche Casse so leer geworden war, gar nicht zufrieden. Ihre Einwendungen hörte Herzog Ernst sehr gütig an, und antwortete ihnen endlich: „Aus euerm „Rathe erkenne ich eure Gewissenhaftigkeit und „eure redliche Sorgfalt für das Wohl meiner „Unterthanen. Allein mit Gottes Hülfe, die „ich mir zu meinem Unternehmen erflehet habe, „hoffe ich dieses Haus, das ich nicht etwa zum „Vergnügen, sondern aus Nothwendigkeit und „zur Erleichterung meiner Bürgerschaft erbaue, vollenden zu können." Um seine Räthe

*) S. Bote aus Thüringen Jahrg. 1800 S. 331

the vor aller Verantwortung wegen dieses Baues zu sichern, mußten sie ihm ihre Meinungen schriftlich geben, er versiegelte sie und hob sie auf. Nachdem der Schloßbau vollendet war, ließ er sie in Gegenwart aller seiner Räthe erbrechen und vorlesen, um dadurch öffentlich einen Beweis von der Rechtschaffenheit seiner Minister zu geben. Dem neu erbauten Schlosse gab er den Nahmen Friedenstein, um vermuthlich dadurch zu erkennen zu geben, wie sehr er den Frieden, der dem langen Kriege endlich ein Ende machen sollte, wünsche. Der Bau des Schlosses wurde im Jahre 1643 angefangen, und noch vor dem Westphälischen Friedensschlusse größten Theils geendigt.

So bald der Friede zu Stande gekommen, und nun mit dem Ende des Krieges das wichtigste Hinderniß aus dem Wege geräumt war, das sich in den ersten Jahren seiner Regierung seinen Planen noch entgegen gestellt hatte: so ging er mit neuem Eifer an das große Werk, seinem Lande durch weise Einrichtungen aufzuhelfen, und ihm diejenige wohlthätige Verfassung zu geben, auf welcher noch bis auf den heutigen Tag die Wohlfahrt der Bewohner des Gothaischen Landes gegründet ist. Die Ein-

richtungen, welche dieser vortreffliche Fürst in seinem Lande traf, waren mit so vieler Einsicht in das wahre Wohl seiner Unterthanen ausgedacht, daß seinen Nachfolgern auch bey den Fortschritten, welche man seit Herzogs Ernst I. Zeit, wie in andern Dingen, so auch in der Regierungskunst gemacht hat, nur hie und da manche Verbesserungen übrig blieben. Mit der eifrigsten Sorgfalt für die Wohlfahrt seiner Landeskinder machte er Verordnungen für die bessere Einrichtung der Gerechtigkeitspflege, der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, des Forst und Bergwerkwesens, des Anbaues seiner Kammergüter und des Landes überhaupt, für die Verwaltung der Kammer- und Staatseinkünfte, für die bessere Vertheilung und Verwaltung der Regierungsgeschäfte. Da auch im Gothaischen Lande, so wie anderwärts in Deutschland, noch immer sehr viel Geld bey manchen feyerlichen Gelegenheiten, z. B. bey Verlöbnissen, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen, verschwendet wurde — eine Sitte, der selbst die Kriegsnoth nicht hatte Einhalt thun können — so versuchte es auch der Herzog Ernst I., gleich andern Fürsten, diesem Uebel, so wie der verderblichen

Kleiderpracht, durch Gesetze und durch sein Beyspiel zu steuern. Um die Leute von der schädlichen Gewohnheit abzubringen, in Krankheiten zu alten Weibern, Hirten, Scharfrichtern und andern mit dem menschlichen Körper, seinen Krankheiten und den Heilmitteln dagegen unbekannten Leuten ihre Zuflucht zu nehmen, sorgte er für die Anstellung ordentlicher Aerzte und Wundärzte. Eben so war er auch darauf bedacht, daß in den Städten und auf dem Lande für geschickte und rechtschaffene Wehmütter gesorgt würde.

Ein ganz vorzüglicher Gegenstand seiner landesväterlichen Sorge war das Kirchen und Schulwesen in seinen Landen. Er sah nicht nur darauf, daß die Kirchen und Schulstellen mit geschickten und gewissenhaften Männern besetzt, und wo es noch keine gab, Kirchen und Schulen angelegt wurden; sondern traf auch solche Anstalten, daß von Zeit zu Zeit Untersuchung angestellt werden konnte, ob jeder Kirchen- und Schullehrer mit Treue in seinem Berufe arbeite. In dieser Rücksicht wurden alle Kirchen und Schulen unter die Aufsicht von 6 Superintendenten vertheilt und diesen noch 8 Unteraufseher oder Adjuncten zugesellt, die sich mit den Superintendenten in die Visitations-

ge-

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/314

geschäfte theilen mußten, und das so genannte geistliche Untergericht ausmachten. Zum Oberaufseher über das ganze Kirchen- und Schulwesen wurde der Oberpfarrer zu Gotha unter dem Titel eines Generalsuperintendenten bestimmt. Herzog Ernst selbst pflegte beständig ein Verzeichniß der Kirchen- und Schullehrer bey sich zu tragen, und besuchte bald hier bald da die Prediger und Schulmeister, um sich zu überzeugen, ob sie treu in ihrem Berufe wären. Bey jeder vorkommenden Gelegenheit zeigte er seine aufrichtige Hochachtung gegen ihr ehrwürdiges und wichtiges Amt, und suchte sie gegen Nahrungssorgen zu verwahren; so wie er es auch nicht an ernstlichen Erinnerungen fehlen ließ, wenn er hier und da ein unwürdiges Glied dieses wohlthätigen Standes fand. Manches Geschichtchen von dergleichen Besuchen des Herzogs hat sich noch bis auf den heutigen Tag im Gothaischen unter den Leuten erhalten. Einstens, so erzählt man unter andern, kam Herzog Ernst zu einem Prediger, bey dem er eine Hebräische Bibel sah. Nun wollte er doch gern wissen, ob der Herr Pastor auch fleißig in derselben studiere. Er legte also unvermerkt einen Ducaten hinein. Als er zu ei-

ner andern Zeit den Prediger wieder besuchte, fand er den Ducaten noch immer darin. Daraus schloß er, daß der gute Mann wohl eben nicht gar fleißig in seiner Hebräischen Bibel lesen möge, und nahm den Ducaten wieder mit, um ihn zu etwas Bessern zu verwenden.

In mehr als einer Verordnung ermahnte er die Prediger zu treuer Erfüllung ihrer Pflichten, zu verständlichen Predigten, zur Vermeidung alles dessen in denselben, wodurch weder der Verstand der Zuhörer erleuchtet, noch ihr Herz gebessert würde. Er wollte, daß alle seine Unterthanen wahre, thätige Christen seyn sollten. Deßhalb verlangte er von den Predigern, daß sie auch außer der Kirche, bey jeder vorkommenden schicklichen Gelegenheit, an den Herzen ihrer Kirchkinder arbeiten, sie zum Guten ermahnen und die Lasterhaften zu bessern suchen möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/316

Der Bote aus Thüringen.

Vierzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen. Bote. Wirth.

Auf Herzogs Ernsts I. Befehl wurden statt mancher Lateinischen Gesänge, welche die Ungelehrten nicht verstanden, Deutsche Lieder bey der öffentlichen Gottesverehrung in dem Gothaischen eingeführt, und für den Kirchengesang und zur häuslichen Erbauung seiner Unterthanen das erste Gothaische Gesangbuch veranstaltet. Zum bessern Verständniß der heiligen Schrift ließ er das so genannte große Weimarische Bibelwerk, das eine Erklärung der biblischen Bücher enthält, durch einige der gelehrtesten Theologen seiner Zeit auf seine Kosten verfertigen, und befahl, daß es für die Kirchen seines Landes angeschafft werden solle.

Auf seine Anordnung wurden ferner für die bessere Einrichtung des Religionsunterrichts im Gothaischen einige kleine Lesebücher gemacht und in den Kirchen und Schulen seines Landes eingeführt. Um auch selbst Erwachsenen, denen es an den gehörigen Religionskenntnissen fehlte, Gelegenheit zu verschaffen, das in der Jugend Versäumte, oder in spätern Jahren wieder Vergessene nachzuhohlen, verordnete er, daß für sie wöchentlich zu gewissen Stunden in den Kirchen ein so genanntes Katechismus-Examen gehalten werden sollte, damit sie in den ihnen fehlenden Religionskenntnissen von den Predigern unterrichtet werden könnten. Durch wiederhohlte Verordnungen suchte er dem häufigen Fluchen, Schwören und manchem Aberglauben unter seinen Unterthanen Einhalt zu thun. Zur Beförderung der Sittlichkeit in seinem Lande machte er noch die besondere Anordnung, daß die Rechtschaffensten und Einsichtsvollsten in den Städten und Dörfern eine Art von Aufsicht über das Betragen der übrigen Einwohner führen, und wenn sie Laster und Ausschweifungen bey ihnen bemerkten, sie mit Bescheidenheit und Freundlichkeit zur Besserung ermahnen, auch sie den

Predigern und obrigkeitlichen Personen anzeigen mußten.

Weil aber Herzog Ernst I. sehr wohl einsahe, daß es gewöhnlich weit schwerer sey, die Alten klüger und besser zu machen, als die Jugend: so glaubte er nicht gründlicher für das wahre Wohl seiner Unterthanen sorgen zu können, als wenn er das Schulwesen in seinem Lande verbesserte. Daher erhielt auf seine Anordnung das Gymnasium zu Gotha eine zweckmäßigere Einrichtung, und wurde dadurch so berühmt, daß nicht nur aus andern Deutschen Ländern, sondern auch aus Dänemark und Schweden viele Aeltern ihre Kinder auf diese Schule schickten. Gleich große Verdienste erwarb sich Herzog Ernst I. um die bessere Erziehung und den bessern Unterricht in den so genannten Deutschen Schulen der Städte und auf dem Lande. Hier wurde durch die guten Einrichtungen, die er machte, nicht nur der Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen sehr verbessert, sondern auch die Kinder über viele Dinge belehrt, wovon bis dahin in solchen Schulen noch nichts vorgekommen war. Dieser vortreffliche Fürst war nähmslich der Meinung, daß es für jeden Menschen

wohl sehr gut sey, wenn er in seiner Jugend auf die Werke Gottes in der Natur, auf die weise Einrichtung seines Körpers, auf die mancherley Kräfte des menschlichen Geistes und seine Erfindungen aufmerksam und mit so manchen Einrichtungen unter den Menschen, besonders auch mit der Verfassung des Landes, der Gegend, des Ortes, den er bewohnt, bekannt gemacht, und von dem unterrichtet werde, was der Landesherr für seine Unterthanen thue, und was dagegen die Pflichten des Unterthanen gegen seine Obrigkeit und Vorgesetzten seyn. Deßhalb ließ er ein Büchlein unter dem Titel: Kurzer Unterricht, welcher Handelt 1) von natürlichen Dingen, 2) von geist- und weltlichen Landsachen, 3) von etlichen Hausreguln, 4) von etlichen nützlichen Wissenschaften ausarbeiten und für die Landschulen und die niedern Klassen der Stadtschulen anschaffen. Dieses Büchlein mußte mit der Schuljugend gelesen und derselben erklärt werden.*) Zugleich mußte der Schulmeister zur Erläuterung

*) Noch bis auf den heutigen Tag ist dieses Büchelchen, aber unter verbesserter Gestalt, in den Gothaischen Landschulen eingeführt.

rung mancher in demselben vorkommenden Sachen eine Sammlung von allerhand Pflanzen, Steinen, Metallen und Instrumenten, z. B. einen Zirkel, einen Compaß, eine Bleywage bey der Hand haben, und den Kindern vorzeigen, auch nöthigen Falls mit ihnen in dem Hause herum und auf das Feld gehen, und ihnen so viel als es möglich war, dort das vor Augen bringen, was ihnen das in dem Buche Vorkommende anschaulich machen konnte. Den Schullehrern wurde nicht nur zum Gebrauche dieses Büchelchens, sondern überhaupt zur bessern Einrichtung ihres ganzen Unterrichts eine besondere Anweisung ertheilt, welche voll vortrefflicher Grundsätze ist. Auch in der Musik, besonders im Singen, mußten die Kinder einigen Unterricht erhalten; daher seitdem in den Gothaischen Dorfkirchen die Kirchenmusiken gewöhnlich wurden. Nicht nur über die Fortschritte ihrer Schulkinder in allen Arten des erhaltenen Unterrichtes, sondern auch über den Zustand des sittlichen Betragens derselben mußte von den Schullehrern von Zeit zu Zeit dem Consistorium Bericht erstattet werden, und diejenigen Kinder, welche sich bey den Schulprüfungen besonders auszeichneten, erhielten

zur Aufmunterung allerley Geschenke. Weil aber auch die besten Schuleinrichtungen nichts helfen, wenn Aeltern ihre Kinder nicht in die Schulen schicken: so gab Herzog Ernst den Befehl, daß jedes Kind, so bald es fünf Jahre alt sey, in die Schule geschickt, und nicht eher aus derselben genommen werden sollte, als bis es in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen die nöthigsten Kenntnisse und wenn es seine Fähigkeiten erlaubten, auch etwas Musik erlernt hätte. Wollten Altern ihre Kinder nicht in die öffentliche Schulen schicken, sondern zu Hause unterrichten lassen: so stand ihnen dieß zwar frey; aber der Unterricht mußte nach der für die öffentlichen Schulen angeordneten Einrichtung geschehen. Herzog Ernst I. hatte die große Freude, daß er noch die schönen Früchte der Sorge für die Verbesserung des Schulwesens in seinem Lande erlebte. Denn selbst die Bauern des Gothaischen Landes zeichneten sich mit der Zeit durch ihre Kenntnisse so sehr aus, daß man zu sagen pflegte: Die Bauern in Herzog Ernst's Lande sind klüger, als in andern Gegenden Deutschlands die Edelleute.

Fünf und dreißig Jahre dauerte die Regierung dieses musterhaften Regenten. In jedem Jahre derselben gab er neue Beweise, daß ihm nichts mehr als die Wohlfahrt seines Landes und seiner Unterthanen am Herzen liege. Sein Tod, der im Jahre 1675 erfolgte, entriß nicht nur dem Gothaischen Lande, sondern ganz Deutschland einen Wohlthäter: denn gar manches, was Herzog Ernst für seine Unterthanen gethan hatte, wurde in andern Gegenden unseres Vaterlandes benutzt und nachgeahmt, und trug auch dort reichliche Früchte. Ungeachtet der großen Summen, welche Ernst I. von den Staatseinkünften auf die Verbesserung des Zustandes seines Landes und seiner Unterthanen verwendet hatte, hinterließ er dennoch bey seinem Tode eine sehr ansehnliche Summe baaren Geldes. Viele Leute konnten daher damahls gar nicht begreiffen, woher dieser Herr das Geld nahm, um so viel zu bauen, so viel zur Verbesserung des Landes, zur Unterstützung seiner Unterthanen, zur Vermehrung der Einkünfte der Kirchen- und Schullehrer, zur Anlegung neuer Kirchen und Schulen und dergleichen verwenden zu können. Daher kamen sie auf den Gedanken, er müsse unter den Ruinen des zerstörten

Schlosses Grimmenstein einen großen Schatz gefunden haben. So etwas wäre nun freylich an sich nicht unmöglich gewesen. Aber ich halte dafür, den wahren und größten Schatz hatte Herzog Ernst in sich selbst. Dieß war sein Verstand und der feste Wille, seine Pflicht zu erfüllen. Wem es am Verstande und am guten Willen nicht fehlt, der findet gewöhnlich auch die Mittel, viel Gutes um sich her zu verbreiten. Die Staatseinkünfte hatte Herzog Ernst beträchtlich vermehrt, doch ohne durch unbillige und drückende Abgaben dem Lande lästig zu werden. Dennoch wäre die Vermehrung der Staatseinkünfte allein auch nicht hinreichend gewesen, so viel zu thun, hätte Herzog Ernst nicht auch eine weise Sparsamkeit, eine genaue und strenge Aufsicht über die Verwaltung der Einkünfte und die Vermeidung alles unnöthigen Aufwandes damit verbunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/324

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und Vierzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Was der Herzog Ernst I für sein Land that, thaten auch mehr oder weniger andere Deutsche Fürsten, bald nach dem dreyßigjährigen Kriege, für ihre Länder. Die Kurfürsten Johann Georg II von Sachsen, Karl Ludwig von der Pfalz, Ferdinand Maria von Baiern, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Landgraf Ludwig von Hessen, die Herzoge August von Braunschweig-Wolfenbüttel, Georg Wilhelm von Lüneburg und mehrere andere Regenten wetteiferten auf eine sehr rühmliche Weise miteinander, ihre entvölkerten und verheerten Provinzen wieder zu bevölkern und anzubauen, den Acker- Wiesen-

Oct. 1801.

Wein

Wein- und Obstbau, die Viehzucht und andere Zweige der Landwirthschaft, die durch den Krieg so sehr gelitten hatten, zu verbessern, die verbrannten und verwüsteten Dörfer und Städte wieder herzustellen und mit neuen zu vermehren, die Anlegung der Fabriken und Manufakturen zu unterstützen, dem Handel in ihren Städten empor zu helfen und durch mancherley zweckmäßige Anstalten und Einrichtungen für die öffentliche Ruhe und Sicherheit, für die Verwaltung der Staatseinkünfte, für die Gerechtigkeitspflege, für Kirchen und Schulen, die Wohlfahrt ihrer Länder zu befördern. Den weisen Anstalten, welche man seit jener Zeit in Deutschland machte, verdankt man es auch, daß die Verbreitung der Pest, welche in den vorigen Jahrhunderten, im dreißigjährigen Kriege, ja selbst noch einige Zeit nach demselben *) so ungeheure Verheerungen anrichtete, darin nach und nach immer seltner wurde und endlich ganz aufhörte.

Ich kann nicht umhin, mich noch bey einem von den oben genannten Fürsten etwas weitläuftiger aufzuhalten, weil

durch

*) Zwischen den Jahren 1678 — 1682 sollen allein in Erfurt und seinem Gebiethe gegen 30,000 Menschen an der Pest gestorben seyn.

durch ihn der erste Grund zu der Größe und Macht desjenigen Staates gelegt wurde, der seitdem, und besonders in den neuern Zeiten, einen so außerordentlichen Einfluß auf den Zustand Deutschlands gehabt hat. Dieser Fürst war der Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm. Als er die Regierung seines durch den dreyßigjährigen Krieg ganz zu Grunde gerichteten Landes übernahm, hatte er eben erst sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt. Aber ungeachtet seiner Jugend zeigte er bald in den ersten Jahren seiner Regierung, daß der Staat, den er zu beherrschen bestimmt war, viel von seiner Thätigkeit und seinen Einsichten in die Regierungskunst zu erwarten habe. Binnen seiner acht und vierzigjährigen Regierung gab er dem Brandenburgischen Staate eine solche innere Stärke, und erwarb sich durch seine Regententugenden und Tapferkeit ein solches Ansehen unter den damahligen Staaten Europens, daß selbst die mächtigsten und angesehensten unter ihnen sich um seine Freundschaft bewarben. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung (1640) suchte er seinem durch den dreyßigjährigen Krieg ganz erschöpften Lande Ruhe zu verschaffen. Hierauf arbeitete er

aus allen Kräften daran, dasselbe in einen blühenden Zustand zu versetzen. Er half den zu Grunde gerichteten Städten und Dörfern wieder auf, legte neue Dörfer an, verschaffte seinem Lande mehr Einwohner, beförderte auf alle Weise den Ackerbau und andere Zweige der Landwirthschaft, ließ wüste Landstrecken urbar machen, Sümpfe und Moräste austrocknen, und brachte Handel, Fabriken und Manufacturen empor. Zur Beförderung des innern Handels verband er mit großen Kosten durch den nach ihm genannten Friedrich Wilhelms-Graben die Spree mit der Oder, und um seinen Unterthanen auch an den Vortheilen des Handels in außereuropäischen Ländern Theil nehmen zu lassen, errichtete er zu Embden in Ostfriesland eine Handlungsgesellschaft, der er an der Afrikanischen Küste von Guinea Besitzungen zu verschaffen wußte. Da er selbst ein Kenner der schönen Künste und Wissenschaften war, so suchte er auch diese in seinem Lande empor zu bringen, so daß durch ihn das Brandenburgische Land zuerst vorzügliche Bildhauer und Baumeister erhielt, welche Friedrich Wilhelms Residenz Berlin mit Werken ihrer Kunst verschönerten. Dem Kurfürstlichen Hause Brandenburg

denburg verschaffte er den unabhängigen Besitz des Herzogthums Preußen, (1657) das seine Vorfahren bis dahin nur als ein Lehn der Polnischen Könige beherrscht hatten; und außer den Ländern, welche ihm durch den Westphälischen Frieden zu Theil wurden, kamen auch unter seiner Regierung noch die Westphälischen Provinzen Cleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg. Um des vielen Wichtigen willen, was er während seiner Regierung für sein Land zu Stande brachte und wegen der grossen Eigenschaften, die er als Regent und Feldherr so oft zeigte, erhielt er den Beynahmen der Große; auch nennt ihn der Brandenburger, der ihn als den ersten Stifter des Guten verehrt, das er noch jetzt unter der Herrschaft seiner Nachfolger genießt, geradezu den **großen Kurfürsten.** Mancher andern merkwürdigen Begebenheiten seiner Regierung werde ich noch in der Folge zu erwähnen Gelegenheit finden.

Durch alles das nun, was die Regenten der verschiedenen großen und kleinen Deutschen Staaten für ihre Länder thaten, fing unser Vaterland an, sich von den Verheerungen des dreyßigjährigen Krieges allmählich zu erhohlen.

Hätte es von dieser Zeit an einen ununterbrochnen Frieden genossen: so würde man gewiß bey der Thätigkeit, womit man in allen Gegenden Deutschlands sich wieder empor zu arbeiten suchte, jetzt vielleicht gar keine Spuren mehr von den Folgen jenes Krieges sehen. Aber ein ununterbrochener Friede wurde demselben nicht zu Theil. Vielmehr gibt es in dem ganzen Zeitraume, der seit dem Schlusse des Westphälischen Friedens bis auf den heutigen Tag verflossen ist, nicht zwanzig Jahre, von denen man sagen könnte, daß Deutschland darin einen vollkommnen Frieden genossen hätte. Bald beunruhigten auswärtige Staaten unser Vaterland, bald gab es Zwistigkeiten und Kriege in Deutschlands Regenten selbst, bald innere Unruhen in diesem und jenem Orte und Landes, auch zeigten sich, ungeachtet der feyerlichen Versöhnung, die zwischen Protestanten und Katholiken zu Münster und Osnabrück zu Stande gekommen war, hier und da noch manche Spuren von Verfolgungen und Bedrückungen wegen Verschiedenheit in Religionsmeinungen. Dieß gefällt freylich bey dem ersten Anblick dem, der Ruhe und Friede liebt, nicht. Unterdessen muß man nur nicht

ver-

vergessen daß auch Kriegsnoth, Religionsverfolgungen und Empörungen, so wie alles andere Ungemach und Uebel in der Welt unter Gottes Regierung stehen, und am Ende zum Besten des menschlichen Geschlechtes von Gott gelenkt werden, wovon sich bey dem Verfolge der Geschichte der Deutschen manche Beweise finden werden. Nicht minder erfreulich wird es seyn, wenn die fernere Geschichte unsers Vaterlandes zeigt, daß die Deutsche Nation seit dem Westphälischen Frieden immer schnellere Fortschritte in ihrer weitern Ausbildung macht, immer klüger und aufgeklärter wird, immer mehr die Unwissenheit, der Aberglauben und die Ueberbleibsel der vorigen Rohheit sich unter den Deutschen verlieren, und diese endlich in Künsten und Wissenschaften eine der ersten Stellen unter den Völkern der Erde einnehmen, ja in manchen Dingen sogar allen andern an Einsichten und Kenntnissen zuvorkommen und darin eben so die Lehrer anderer Nationen werden können, wie sie es schon früher in andern Stücken gewesen waren.

Durch den Westphälischen Friedensschluß war zwar das gute Vernehmen zwischen den Protestantischen und Katholischen Reichsständen

wieder hergestellt worden. Aber dennoch fehlte es schon bald nach jenem Frieden nicht an manchen andern Zwistigkeiten unter den Reichsständen. Besonders fand keine rechte Einigkeit zwischen den Kurfürsten und den übrigen Ständen Statt, weil jene diesen keinen Antheil an den Kaiserwahlen zugestehen wollten. Auch mehrere Kurfürsten selbst lebten mit einander in Streit, wie der Kurfürst von Baiern mit dem Pfälzischen und dieser mit dem Kurfürsten von Brandenburg. Die Uneinigkeit zwischen den Kurfürsten von Baiern und dem von der Pfalz ging das einemal so weit, daß der letztere mitten in einer Versammlung der Kurfürsten voll Zorn dem Baierschen Gesandten das Tintenfaß an den Kopf warf. Diese Uebereilung möchte vielleicht von sehr ernsthaften Folgen gewesen seyn, da der Kurfürst von Baiern sie als eine Beschimpfung seiner eignen Person ansehen mußte, hätte nicht der Kurfürst von der Pfalz sein Unrecht wieder gut zu machen gesucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/332

Der Bote aus Thüringen.

Zwey und Vierzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Ein groser Zwiespalt äusertesich auch unterden Reichsständen, als nach dem Tode des Kaisers Ferdinand III (1657) ein neuer Kaiser von den Kurfürsten gewählt werden sollte. Da dauerte es ein ganzes Jahr, ehe man über die Wahl des neuen Kaisers einig werden konnte. Der eine Kurfürst brachte diesen, der andere einen andern in Vorschlag. Schweden und Frankreich zeigten sich dabeyebenfalls sehr geschäftig. Dem letztern lag besonders viel daran, daß kein Oestreichischer Prinz gewählt würde, weil seinem Könige Ludwig XIV, der gern seine Macht auf Deutschlands Unkosten vergrößern wollte, die Macht des Oestreichischen Hauses, wie man zu

sagen pflegt, ein Dorn im Auge war; Schweden, der aber glaubte, als nunmehriger Reichsstand, auch ein Wort in die Sache sprechen zu dürfen. Indessen erreichten Schweden und Frankreich ihre Absicht nicht; vielmehr wurde doch endlich nach langem Hin- und Herreden, ein Oestreichischer Prinz, Ferdinands III Sohn, der Erzherzog Leopold I damahls schon König von Ungarn und Böhmen, zum Kaiser gewählt. (1658)

Auch in einigen Deutschen Städten fielen Auftritte vor, welche für manche unter ihnen sehr unangenehme Folgen hatten. Diese Städte waren Münster, Braunschweig, Magdeburg, Erfurt, Köln und Bremen. Die letztern beyden geriethen in Gefahr ihre Reichsfreyheit zu verlieren, Köln durch den Erzbischoff und Kurfürsten von Köln; Bremen durch den König von Schweden. Schweden hatte, durch den Westphälischen Friedensschluß, das säkularisirte Erzstift Bremen erhalten, in demselben Frieden waren aber auch der Stadt Bremen ihre reichsstädtischen Freyheiten zugesichert worden. Diese Rechte wollte ihr nun der König von Schweden mit Gewalt entreissen. Als aber der Kaiser und mehrere Reichfürsten sich

der Stadt Bremen annahmen, mußte der König von Schweden nachgeben und in die Fortdauer ihrer Reichsfreyheit einwilligen. Auch Köln rettete endlich noch seine Freyheit gegen die Versuche des Erzbischofes und Kurfürsten von Köln. Magdeburg, Münster, Braunschweig und Erfurt aber konnten es nicht dahin bringen, die Unabhängigkeit, nach der sie strebten, zu erhalten. Magdeburg unterwarf sich endlich durch einen Vergleich seinem Landesherrn, einem Sächsischen Prinzen, und huldigte zugleich dem Hause Brandenburg, das nach dem Tode desselben, dem Westphälischen Frieden gemäß, das säkularisirte Erzbisthum Magdeburg erhalten sollte. Münster, Braunschweig und Erfurt brauchten gewaltsame Mittel, ihre Absichten durchzusetzen; aber hier wurde Gewalt mit Gewalt vertrieben. Die Stadt Braunschweig hatte schon seit geraumer Zeit mit den Herzogen von Braunschweig in Streit gelebt und war entschlossen nicht nachzugeben. Als aber die sämmtlichen Herzoge des Hauses Braunschweig, das in verschiedene Linien getheilt war, mit 20000 Mann anrückten und die Stadt zu beschießen bedrohten, ergab sie sich und huldigte dem Herzoge Ru-

dolph August von Wolfenbüttel.

Der Streit zwischen der Stadt Münster in Westphalen mit dem Bischofe von Münster wurde dadurch veranlaßt, daß die Stadt nicht des Bischofs Soldaten einnehmen wollte. Als in der Folge dieselbe sich dennoch, vermöge eines Vergleichs, entschloß, einen Theil der bischöflichen Besatzung einzunehmen, wurden des Bischofs Soldaten von den Bürgern gemißhandelt. Nun ging der Streit von neuem an. Der Kaiser befahl der Stadt, sich ruhig zu verhalten; aber dieser Befehl wurde nicht befolgt. Deßhalb erklärte der Kaiser sie in die Acht, und der Bischof erhielt von ihm den Auftrag, die Achtserklärung zu vollziehn. Der Bischof belagerte dieselbe. In der Hofnung von ihren Nachbarn, den Holländern, unterstützt zu werden, vertheidigten sich die Bürger mit großem Muthe. Als aber der Bischof sie immer enger einschloß und heftig beschoß, auch die erwartete Hülfe nicht kam, ergab sie sich, mußte 45000 Thaler Strafe bezahlen und es sich gefallen lassen, daß der Bischof in der Stadt eine Citadelle anlegte, um sie künftig in Ruhe zu erhalten.

Ein ähnliches Schicksal hatte Erfurt.

Dies

Diese Stadt welche sich, durch ihren beträchtlichen Handel und diej Thätigkeit ihrer Einwohner, schon seit Jahrhunderten zu einer der vorzüglichsten Städte Deutschlands empor gearbeitet, und deßhalb bey verschiedenen Vorfällen einen sehr bedeutenden Einfluß in die Angelegenheiten Thüringens gezeigt hatte, war schon lange bemüht gewesen, sich die Rechte einer Reichsstadt zu verschaffen, und der Art von Oberherrschaft zu entziehn, welche der Kurfürst und Erzbischof von Mainz schon seit langer Zeit über sie zu behaupten gesucht hatte. Wirklich war es ihr auch gelungen, sich manche bedeutende Freyheiten und Rechte zu verschaffen. Um sich desto besser gegen Angriffe von außen vertheidigen zu können, hatten die Erfurter ihre Stadt stark befestigt, und im funfzehnten Jahrhunderte auch den bey der Stadt befindlichen Cyriaxberg in eine Festung umgeschaffen, die den Nahmen Cyriaxburg erhielt. Dennoch konnten sie sich nicht ganz von der Mainzischen Oberherrschaft unabhängig machen. Als die Reformation in Erfurt großen Eingang gefunden hatte, war ihnen ein Katholischer Oberherr noch lästiger, und sie suchten daher bey den Westphälischen Friedens-

terhandlungen, durch Hülfe der Schweden, völlige reichsstädtische Freyheit zu erlangen. Aber auch hier errreichten sie ihre Absicht nicht. Einige Jahre nach dem Westphälischen Friedensschlusse fand sich, gerade als in Erfurth zwischen dem Stadtrathe und der Bürgerschaft selbst schon Mishelligkeiten herrschten, eine neue Veranlassung zur Uneinigkeit zwischen dem Kurfürsten von Mainz und der Stadt Erfurt. Der Kurfürst nähmlich verlangte, in das allgemeine Kirchengebeth eingeschlossen zu werden. Kaiserliche Abgeordnete, welche die Zwistigkeiten, die unter der Bürgerschaft und dem Stadtrathe waren, beylegen sollten, und manche Veränderungen in der Regierungsverfassung der Stadt zur Wiederherstellung der innern Ruhe gemacht hatten, unterstützten im Nahmen des Kaisers, die Forderung des Kurfürsten. Der Stadtrath war anfänglich nicht abgeneigt, dieses Mainz verlangte Gebetsformel in das Kirchengebeth aufzunehmen. Aber die Geistlichkeit hielt dieselbe gegen ihr Gewissen; die Bürgerschaft stimmte in den Wiederspruch derselben ein, und endlich änderte der Stadtrath seine Meynung. Als alle Ermahnungen des Kaisers, so wie dessen Drohungen, fruchtlos blieben; ja selbst ein

kai-

kaiserlicher Notar, der eine Verordnung des Kaisers überbrachte, von einem Haufen Volks zur Stadt hinaus geprügelt wurde: so erklärte der Kaiser Leopold I die Stadt in die Acht. Der kaiserliche Herold, der die Achtserklärung den Erfurtern verkündigte, wurde ebenfalls gemißhandelt. Die Vollziehung der Acht trug nun der Kaiser dem Kurfürsten von Mainz auf. Jetzt gaben die Erfurter zwar nach, und das verlangte Kirchengebeth wurde verlesen. Aber es war zu spät. Durch Hülfe eines Corps Franzosen, das der Kurfürst in Sold genommen hatte, weil ihm die Deutschen Fürsten keine Hülfstruppen überlassen wollten, wurde Erfurt nach einer kurzen Belagerung eingenommen, und kam dadurch unter die völlige Oberherrschaft des Kurfürsten von Mainz. Um sich der Treue der Stadt desto besser versichert zu halten, ließ der Kurfürst den Petersberg befestigen; auch erhielt die Stadt nebst den Mainzer Truppen noch eine kaiserliche Besatzung. Bey der völligen Unterwerfung der Stadt Erfurt unter die Mainzische Oberherrschaft, im Jahr 1664, versprach der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp, den Erfurtern freye Religionsübung, und ermahnte die

Geistlichkeit der Protestantischen und der Katholischen Partey, sich in ihren Predigten aller Schmähungen gegen einander zu enthalten, indem die Wahrheit nicht durch Schimpfen auf die andere Partey, sondern allein durch die Macht ihrer Gründe verbreitet werden müsse.

Mitten unter den Zwistigkeiten, welche unter verschiedenen Reichsständen und bald in dieser, bald in jener Gegend unsers Vaterlandes waren, hatten der Kaiser und die Deutschen Reichsstände alle Ursachen, auf manche andere Staaten ein wachsames Auge zu haben. Als König von Ungarn hatte der Kaiser Leopold I an den Türken, die schon seit langer Zeit einen grossen Theil von Ungarn erobert und in Besitz genommen, auch mehrmahls das Haus Oestreich bekriegt hatten, einen mächtigen Feind; und wie wenig freundschaftlich Frankreich, unter seinem damahligen nach Vergrösserung strebenden Könige Ludwig XIV, gegen das Haus Oestreich gesinnt war, ist schon erwähnt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/340

Der Bote aus Thüringen.

Drey und vierzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Beyde, die Türken und die Franzosen, arbeiteten daran, das Haus Oestreich zu schwächen. Mit ihnen wurde daher der Kaiser Leopold I in mehrere Kriege verwickelt, woran auch das Deutsche Reich mehr oder weniger Theil nehmen mußte. Die Furcht vor den Türken und der Wunsch, daß die Reichsstände ihn gegen diesen mächtigen Feind seiner Erbländer unterstützen möchten, veranlaßten den Kaiser, einige Jahre nach Antritt seiner Regierung, einen Reichstag nach Regensburg auszuschreiben. Auf demselben sollten noch mancherley andere Angelegenheiten zur Erhaltung der innern Ruhe Deutschlands in Ordnung gebracht werden.

Dazu war viel Zeit nöthig. Deßhalb beschlossen der Kaiser und die Reichsstände, dem Reichstage eine ganz andere Einrichtung zu geben. Bis dahin waren die Reichstage bald in dieser, bald in jener Reichsstadt gehalten worden; auch hatten der Kaiser und die Reichsstände sich persönlich auf denselben eingefunden. Von nun an aber sollte ein beständiger Reichstag zu Regensburg seyn; dieser sollte von dem Kaiser und den Reichsständen mit Gesandten beschickt werden, und diese sich im Nahmen ihrer Herren über das Wohl und die Angelegenheiten des Deutschen Reichs berathschlagen. Auf solche Weise entstand der noch fortdauernde beständige Reichstag zu Regensburg, welcher im Jahre 1663 seinen Anfang nahm.

Der Beystand gegen die Türken, um welchen der Kaiser die Reichsstände, bald nach Eröffnung des Reichstages, gebethen hatte, wurde bewilligt, und durch diese Unterstützung gelang es dem Kaiser, die Türken, welche schon weit in seine Erbländer vorgedrungen waren, zu einen zwanzigjährigen Stillstande zu bewegen. Dieser war noch nicht ganz verflossen, als die Türken, aufgemuntert durch eine Empörung der Ungarn gegen den Kaiser, von neuem mit

ei-

einem 200000 Mann starken Heere in die kaiserlichen Staaten einfielen. Sie drangen mit einer solchen Schnelligkeit vor, daß der Kaiser sich selbst aus Wien flüchten mußte. Mit ihrem ganzen Heere belagerten sie Wien, (1683) das nur eine Besatzung von 10000 Mann hatte. Unterdessen setzten diese und Hunger und Krankheiten den Türken so sehr zu, daß an 40,000 während der Belagerung vor Wien ihr Grab fanden. Dennoch würde die Stadt von den Türken erobert worden seyn, wäre nicht der König von Polen Johann Sobieski, die Kurfürsten von Sachsen und Baiern nebst andern Reichsfürsten mit Hülfstruppen zu ihrem Entsatze herbey geeilt. Diese Hülfsarmee war bey weitem nicht so stark, als die Türkische; deßungeachtet griff sie die Türken an, und zwang sie zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzuge. Damit war freylich der Krieg noch nicht geendigt; vielmehr dauerte es bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhundertes, ehe die Türken zum Frieden gezwungen werden konnten.

Die Kriege, welche der Kaiser mit Hülfe der Reichsfürsten gegen die Türken führte, veranlaßten, daß man in dem allgemeinen Kir-

chengebethe Gott bath, er möchte das Deutsche Reich gegen die Einfälle der Türken beschützen. Von dieser Geberhsformel sind noch lange in den Kirchengebethen mancher Länder Spuren übrig geblieben.

Während der Zeit, daß der Kaiser und das Deutsche Reich die Türken bekriegten, machte ihnen Frankreich, ein weit gefährlicherer Feind Deutschlands, noch mehr zu schaffen. Es lag ganz in dem Plane des damahligen eroberungssüchtigen Königes von Frankreich, Ludwigs XIV, sein Gebieth auf Unkosten seiner Nachbarn zu vergrößern. Die großen Generale, welche damahls die Französischen Armeen commandierten, und das Kriegswesen der Franzosen auf einen weit vollkommnern Fuß brachten, als es damahls unter andern Völkern war, so wie die Tapferkeit, mit welcher die Franzosen unter der Anführung ihrer einsichtsvollen Generale fochten, waren den Eroberungsplanen Ludwigs XIV sehr günstig. Vortrefflich verstanden auch die Franzosen die Kunst, diesen und jenen Reichsfürsten auf ihre Seite zu ziehen, und noch andere Feinde, die Türken und die Schweden, gegen den Kaiser und die Deutschen aufzuhetzen, so daß diese

ges

genöthigt wurden, ihre Kräfte zu theilen. Vielleicht wäre es schon damahls den Franzosen gelungen, den Rhein zur Gränze zwischen sich und Deutschland zu machen, hätte nicht die unbegränzte Herrschsucht den König Ludwig XIV zugleich mit andern Staaten in Kriege verwickelt. Dennoch mußten es sich die Deutschen gefallen lassen, daß die Franzosen der Oberhoheit des Deutschen Reiches beträchtliche Theile von dem Burgundischen Kreise, der damahls unter Spanischer Herrschaft stand, ferner die Reichsstadt Strasburg, und die Reichsstädte im Elsaß völlig entrissen. Die Deutschen Reichskreise, in welche die Franzosen in jenen Kriegen eindrangen, wurden durch sie sehr verwüstet; besonders aber litten von ihnen die Länder am Rhein und Neckar. Mehrere Städte und Dörfer in der Unterpfalz, welche sich kaum erst wieder etwas von den Verheerungen des dreyßigjährigen Krieges erhohlt hatten, wurden von den Franzosen nieder gebrannt, und die Einwohner in das größte Elend versetzt. Besonders machte sich der eine Französische General durch so außerordentliche Grausamkeiten in der Pfalz berüchtigt, daß man dort noch lange Zeit mit seinem Nahmen die

Hunde zu benennen pflegte. Damahls wurde auch die Reichsstadt Speyer von den Franzosen völlig zerstört und deßhalb 1693 das Reichs-Kammergericht von da nach der Reichsstadt Wetzlar verlegt.

Die kriegerischen Unternehmungen der Franzosen gegen unser Vaterland veranlaßten in diesem zwey neue noch fortdauernde Einrichtungen: den gegenwärtigen Soldatenstand oder die stehenden Heere und die beständigen Steuern, die man nach Verschiedenheit der Gegend und der Beschaffenheit derselben, hier Accise, dort Licent, dort Mauth, und anderswärts wieder anders benennt. Vorher pflegten die Reichsstände, wie andere Europäische Fürsten, wenn der Krieg geendigt war, auch ihre Truppen wieder abzudanken. Aber da nun die Franzosen zu neuen Angriffen immer Armeen in Bereitschaft hielten: so mußten auch die Deutschen Reichsstände dagegen gerüstet seyn, und deßhalb stets eine Anzahl Truppen auf den Beinen haben. So entstanden nach und nach in den Deutschen Staaten der Soldatenstand oder die stehenden Soldaten. Da nun aber diese Kleidung und Unterhalt bedurften: so verlangten die Landesherren von den

Un-

Unterthanen neue und beständige Steuern, um davon ihre Soldaten unterhalten zu können. Auch wurden in der Folge von mehrern Landesherren besondere Anstalten zur Aushebung der Soldaten aus ihren Unterthanen getroffen. Das waren nun freylich Einrichtungen, die gar vielen nicht gefallen wollten; ja in manchen Ländern, besonders in solchen, wo der Regent durch seine Lage und Verhältnisse genöthigt ist, immer eine große Armee zu halten, daher eine große Anzahl Soldaten ausheben und beträchtliche Steuern fordern muß, hört man noch jetzt häufige Klagen über das Beschwerliche und Drückende dieser neuen Einrichtungen. So wie nun aber jetzt die Sachen stehen, da immer ein Staat vor dem andern auf seiner Huth seyn und gegen unerwartete Angriffe irgend eines mächtigen Nachbarn, sein Land in Sicherheit setzen muß, mag dieß wohl nicht zu ändern seyn, sogern vielleicht außerdem mancher Fürst es ändern möchte. Was soll nun da der christliche Unterthan thun? Was anders, als das geduldig ertragen, was nicht geändert werden kann?

Die Kriege, welche seit dem Westphälischen Frieden bis zu Ende des siebzehnten Jahrhun-

dertes die Deutschen mit Frankreich führen mußten, brachten auch noch eine andere Veränderung in dem Kriegswesen der Deutschen hervor. Schon oben erwähnte ich, daß die Franzosen unter Ludwigs XIV Regierung in dem Kriegswesen viel verbesserten. Durch die Kriege mit denselben lernten die Deutschen Fürsten diese Verbesserungen kennen, und führten sie auch unter ihren Heeren ein. Mit den Sachen aber nahm man auch die Französischen Benennungen derselben an.

Daher kommt die Menge Französischer Wörter, womit vieles bey dem Kriegs- und Soldatenwesen unter uns benennt wird. z. B. Officier, General, Corporal, Lieutenant, Capitän, Escadron, Regiment, Bataillon, Grenadier, Musketier, Füselier, Muskete, Artillerie, Batterie, Bataille und viele andere.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/348

Der Bote aus Thüringen.

Vier und vierzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Die Veränderungen im Kriegs und Steuerwesen waren aber nicht die einzigen, welche um diese Zeit die Franzosen unter den Deutschen veranlaßten. Der lange Umgang der Deutschen mit den Französischen Heeren während der zwischen beyden Völkern geführten Kriege, noch mehr aber die häufigen Reisen vornehmer Deutschen nach Frankreich und der Aufenthalt Französischer Gesandten an Deutschen Höfen, so wie Deutscher Gesandten am Französischen Hofe, an dem es unter Ludwigs XIV Regierung sehr prächtig herging, blieben nicht ohne manche Folgen für unsere Landsleute. Ueberdieß ereignete sich im letzten Vier-

tel des siebzehnten Jahrhunderts ein Vorfall, welcher viele Deutsche mit Franzosen noch in eine nähere Verbindung brachte, und die Deutschen mit Französischen Sitten und Gewohnheiten sehr bekannt machte. Es kamen nähmlich um diese Zeit sehr viele Französischen Familien nach Deutschland und ließen sich hier und da in Deutschen Staaten häuslich nieder. Die Veranlassung dazu war folgende: Auch in Frankreich hatten die Protestantischen Grundsätze und zwar die Meinungen Calvins oder der Refomirten Partey sehr viele Freunde und Anhänger gefunden. Darüber war es dort, wie in Deutschland, zwischen den Katholiken und Protestanten mehrere Mahle zu blutigen Kriegen gekommen. Am Ende hatte man doch den Reformirten, die man in Frankreich Hugonotten nannte, freye Religionsübung bewilligt. Schon geraume Zeit genossen die Protestanten dieselbe, als dem Könige Ludwig XIV ganz unerwartet die Grille in den Kopf kam, alle Protestanten in seinem Reiche sollten Katholiken werden. Da Zureden und mancherley andere Kunstgriffe nicht halfen, wurde Gewalt gebraucht. Ob nun gleich nichts gespart wurde, denjenigen, welche lieber ihr Vaterland

land, als ihre Meinungen verlassen wollten, das Auswandern auf alle Weise zu erschweren: so verließen dennoch binnen wenig Jahren an 500000 Hugonotten, Theils Adelige, Theils Bürgerliche, Frankreich, und flüchteten sich zu ihren Glaubensbrüdern in der Schweiz, Holland und England. Sehr viele von ihnen suchten auch in Deutschland einen Zufluchtsort, und fanden ihn um so leichter, da es unter den Ausgewanderten sehr gebildete Leute, Gelehrte einsichtsvolle Officiere, fleißige und geschickte Handwerker, Künstler und Kaufleute gab; auch gar manche ansehnliche Geldsummen mitbrachten.

Mehrere Deutsche Fürsten, wie der Landgraf von Hessen-Kassel, die Herzoge von Braunschweig und Mecklenburg ließen sich die schöne Gelegenheit nicht entgehen, ihren Staaten eine Anzahl nützlicher, geschickter Arbeiter; einsichtsvoller Männer und redlicher Familien zu verschaffen. Eine besonders freundliche Aufnahme fanden sie bey dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Dieser Herr, welcher den Flor und die Bevölkerung seines Landes zum Hauptgegenstande seiner Regierung machte, versprach und gab

den Hugonotten, welche sich in seinen Staaten niederlassen wollten, viele Unterstützung und beträchtliche Freyheiten, sicherte ihnen völlige Freyheit zu, sich ihre Gottesverehrungen nach beliebiger Weise einzurichten, erbauete ihnen Kirchen und besoldete ihre Französischen Prediger. Um den neuen Ankömmlingen ihr Unterkommen zu erleichtern, machte er in mehrern Städten seines Landes Anstalten zu ihrer Aufnahme, stellte es aber auch jedem frey, sich wenn er es zuträglicher für sich fände, anderwärts in seinen Ländern anzukaufen und niederzulassen. Bey diesen vortheilhaften Anerbiethungen war es nicht zu verwundern, daß sehr viele dieser Französischen Flüchtlinge sich gerade Friedrich Wilhelms Staaten zu ihrem neuen Vaterlande, wählten. Man findet daher in mehrern Brandenburgischen Städten, unter andern in Berlin, Frankfurt an der Oder, Halberstadt, Magdeburg, Halle, Französische Gemeinen, welche ihre eigenen Kirchen und Prediger haben und in Französischer Sprache ihre Gottesverehrungen halten. Auch in andern Gegenden unsers Vaterlandes, z. B. in Marburg, Braunschweig, Heidelberg, Frankfurt am Main gibt es solche Gemeinen. Die meis-

sten Glieder derselben sind Nachkommen jener Hugonotten, welche sich im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland ansäßig machten.

Der König von Frankreich fand bald Ursache es zu bereuen, daß er aus blindem Religionseifer eine so große Anzahl nützlicher und arbeitsamer Bürger aus seinem Reiche vertrieben hatte. Manches hübsche Sümmchen Geld, das vorher für allerley Französische Waaren aus dem Auslande nach Frankreich gekommen war, blieb nun aus. Denn die Ausgewanderten fingen mit der dem Franzosen eigenen Thätigkeit an, in ihrem neuen Vaterlande allerley Arbeiten zu verfertigen, welche bisher die Ausländer, wegen ihrer besondern Güte und Feinheit aus Frankreich erhalten hatten. Was Frankreich dadurch verlor, gewannen die Staaten, welche die Verfolgten aufgenommen hatten. Dieß war auch der Fall in den Deutschen Ländern. Das Deutsche Fabrik- und Manufakturwesen, welches im dreyßigjährigen Kriege so viel gelitten hatte, erhielt durch die Franzosen in mehrern Gegenden wieder mehr Leben. Manche in Deutschland schon seit langer Zeit bekannte und verfertigte Ar-

ten von Arbeiten lernten die Deutschen von ihren neuen Mitbürgern auf eine leichtere Weise verfertigen und ihren Arbeiten mehr Feinheit und ein schöneres Ansehen zu geben. Neue Arten von Fabriken und Manufakturen wurden hier und da in Deutschen Ländern von den Französischen Flüchtlingen angelegt, und das Geld, was sonst für solche Fabricate nach Frankreich gegangen war, behielt jetzt der Deutsche im Lande. Allerley seidene, neue Arten baumwollener und wollener Waaren, gewirkte Strümpfe, feine Hüte, welche man in Deutschland seit einiger Zeit aus Frankreich erhalten hatte, weil die Franzosen es in der Verfertigung derselben unter Ludwigs XIV Regierung besonders weit gebracht hatten, wurden nun in Deutschland selbst gemacht. Ohne Zweifel war dieß in mancher Hinsicht für unser Vaterland ein Gewinn, ob gleich nicht zu leugnen ist, daß anderseits auch nun die grössere Wohlfeilheit dieser Waaren dem Deutschen desto mehr Lust machte, für Dinge Geld auszugeben, wovon er wohl noch einen bessern und nützlichern Gebrauch hätte machen können. Freylich verwendeten anfänglich nur die höhern Stände unter dem Deutschen Volke

ke ihr Geld zum Ankauf solcher Sachen; aber nach und nach fanden auch die übrigen Geschmack daran.

Die neuen Mitbürger, welche Deutschland an den ausgewanderten Franzosen erhielt, vermehrten noch um ein Beträchtliches den Einfluß, welchen schon die nähere Bekanntschaft mit den Franzosen, während des Aufenthaltes der Französischen Heere in Deutschland, so wie die Reisen mancher reichen und vornehmen Deutschen nach Frankreich auf Deutsche Sitten gehabt hatten. Viele der Französischen Flüchtlinge erhielten wegen ihrer Artigkeit und feinen Benehmens im gesellschaftlichen Umgange, woran der Franzose unter Ludwigs XIV Regierung alle andere Völker zu übertreffen angefangen hatte, Zutritt an den Höfen Deutscher Fürsten und in den Häusern anderer reichen und vornehmen Leute unsers Vaterlandes. Gar vieles, was der Deutsche Fürst und Edelmann in Frankreich und an den ausgewanderten Franzosen sah, gefiel ihm; allmählig ahmte man das und jenes von dessen Sitten, Gewohnheiten, von dessen Art sich zu kleiden und im gesellschaftlichen Umgang zu benehmen, nach. Nun wurde die Kleidung des

Deutschen Prinzen und Adeligen nach Französischer Sitte zugeschnitten, statt des natürlichen Haares, das bisher den Kopf geziert hatte, eine Perücke aufgesetzt, oder das Haar nach Französischer Weise verwirret, mit Puder und einem Gemisch von Fett und Wachs bekleistert und ein Haarbeutel hinten an den Kopf gehängt; wenn es regnete, beym Ausgehen ein Regenschirm genommen, und wenn die Sonne auf den Kopf brannte, ein Sonnenschirm gebraucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

In der Gerhard Fleischerschen Buchhandlung zu Leipzig sind folgende nützliche Bücher erschienen:

1. Bild der Zeiten oder Europens Geschichte von Carl dem Großen bis auf Bonaparte mit Kupfern.
2. Syllegon, oder der Sammler edler Charakterzüge, großer Handlungen, witziger Einfälle und wichtiger Anecdoten aus der wahren Geschichte von Sintenis.
3. Das Ganze der Rindviehpest von Bernhard Laubender.
4. Christliche Schul und Volksbibel von Cannabich
5. Joh. Heinrich Hellmuths Volksnaturgeschichte. 6ter Band. Beschreibung der Würmer, mit 44 Abbildungen.
6. Betrachtungen über merkwürdige Begebenheiten des 18ten Jahrhunderts in Predigten von Dr. Rosenmüller.
7. Predigten von Gottf. Chr. Cannabich 4ter Theil.
8. Instruction für die Schwarzburg-Sondershausischen Schullehrer.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/356

Der Bote aus Thüringen.

Fünf und vierzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Das fürstliche und adelige Frauenzimmer fing an, einen ellenhohen Kopfputz zu tragen, sich zu schminken und einen Reifrock anzulegen, der dasselbe viele Ellen breiter machte, als es von Natur war. Das alte Deutsche Hausgeräth und die Verzierungen, die man bisher in den Zimmern gehabt hatte, wurden mit andern nach Französischem Geschmack gearbeiteten vertauscht, und der Lustgarten auf Französische Art angelegt, die Bäume darin ihrer natürlichen Schönheit und des natürlichen Wachsthums beraubt und in allerley Figuren zugeschnitzelt. Auch in dem gesellschaftlichen Leben zeigte sich unter den höhern Ständen der Einfluß

fluß der Französischen Sitten. Man suchte hier und da dem Franzosen in seiner Höflichkeit, in seinem verfeinerten Betragen bey dem Umgange mit andern ähnlich zu werden, weßhalb auch nach und nach unter den Vornehmen die alte Deutsche Sitte, bey Gastmählern und andern Feyerlichkeiten brav zu zechen, anfing seltner zu werden.

Es fehlte freylich viel, daß diese Nachahmung der Französischen Gewohnheiten sogleich allgemeinen Beyfall unter den Deutschen gefunden hätte. Gegen manche dieser Veränderungen, zum Beyspiel, gegen das Tragen der Perücken, das Haarkräuseln oder Frisiren, gegen das Pudern und Schminken wurde sogar von den Predigern auf den Kanzeln und außer der Kirche sehr heftig geeifert. Aber es wollte nichts helfen. Vielmehr verbreitete sich der Geschmack an manchen dieser Dinge immer weiter. Von den Höfen der Deutschen Fürsten und von dem Adel kam er unter die reichen und vornehmern Bürger, unter Gelehrte und Kaufleute, am Ende auch unter die Handwerksleute. Ja habe ich es doch selbst erlebt, daß heut zu Tage an manchen Orten Bürger und Bauern auch den geschicktesten Prediger

und

und Candidaten nicht für vollgültig ansehen wollen, wenn er nicht eine Perücke trägt, oder wenigstens sein natürliches Haar in eine der Perücke ähnliche Gestalt bringt, und mit Puder bestreut.

Um an ihrem Hofe alles recht nach Französischem Zuschnitt einzurichten, und sich, ihre Frauen, Kinder und Hofbedienten wo möglich zu ganzen Franzosen zu machen, besetzten viele Deutsche Fürsten manche ihrer Hofbedienungen und andere einträgliche Aemter mit Franzosen. Das Deutsche klang nun auch den Ohren der vornehmen Stände zu rauh; man lernte daher die Französische Sprache. Freylich war diese damahls weit mehr ausgebildet, als die Deutsche; denn die Französischen Gelehrten schrieben seit einiger Zeit meistens Theils in ihrer Landessprache; da hingegen viele Deutsche Gelehrte meistens nur Lateinische Bücher schrieben, und sich bey Verfertigung ihrer Schriften nur selten der Deutschen Sprache bedienten. Fürsten und Edelleute hielten ihren Kindern Französische Sprachmeister, und um Söhne und Töchter von Kindheit auf an Französische Höflichkeit und Sitten im gesellschaftlichen Umgange zu gewöhnen, nahm man

Französische Frauenzimmer zu sich, denen man die Kinder zur Erziehung übergab. Diese redeten mit den Kindern nichts als ihre Muttersprache, und so konnte der junge Prinz, die Prinzessinn, der Junker und das Fräulein recht schön Französisch reden, ehe sie noch ein Wort Deutsch zu sprechen im Stande waren. Am Ende sprachen die fürstlichen und adeligen Personen mit einander fast nichts, als Französisch, und noch bis auf den heutigen Tag ist dieß unter ihnen Sitte geblieben.

Die damahlige Vorliebe der höhern Stände für die Französische Sprache und Gewohnheiten hatte selbst einen sehr merklichen Einfluß auf unsere Muttersprache. So wie schon, durch die Annahme der Einrichtungen und Verbesserungen der Franzosen im Kriegswesen, eine beträchtliche Anzahl Französischer Wörter in die Deutsche Sprache kam: so geschah dieß auch, als die Vornehmen in der Art sich zu kleiden und sich im gesellschaftlichen Umgange zu benehmen, Französische Sitten und Gewohnheiten nachahmten. Um für die vielen neuen Dinge, welche man von den Franzosen erhielt, Benennungen zu haben, nahm man mit ihnen zugleich die Nahmen auf, womit der Franzose

sie

Re zu benennen pflegte. Daher die Wörter Perücke für die falschen Haare, Frisur für die künstliche Verwirrung der Haare, Perükkier (Perückenmacher) Puder, Pomade, (das Gemisch von Wachs, Fett und wohlriechendem Wasser, welches man in die Haare zu streichen pflegte) Parapli (Regenschirm) Parasol, (Sonnenschirm) Complimente, galant, Galanterie und viele andere. Ja man ging sogar noch weiter. Man gab Dingen Französische Benennungen, für welche man bis dahin Deutsche gebraucht hatte. Die Gattinn des vornehmen Mannes wollte man nicht mehr Frau, sondern Madame, und die unverheyrathete Tochter nicht mehr Jungfer, sondern Mademoiselle oder Mamsell heißen. Wenn die Vornehmen ja noch Deutsch sprachen, so mischten sie in ihre Reden eine Menge Wörter ein, die halb Deutsch, halb Französisch klangen. Auch diese Gewohnheit kam von den höhern Ständen allmählich unter die übrigen. Daher man jetzt selbst von Handwerksleuten, ja hier und da sogar von Landleuten solche ausländisch klingende, meistens Theils von ihnen sehr verstümmelte Wörter brauchen hört. Im Ganzen aber hatte es auch seinen guten Nutzen,

daß nun viele Deutsche Französisch lernten. Die Franzosen hatten schon zu jener Zeit recht schöne in ihrer Sprache geschriebene Bücher, woraus die Deutschen gar manches lernen konnten. Ja in der Folge gewann selbst unsere Deutsche Sprache dadurch. Denn als mit der Zeit auch unter den Deutschen Gelehrten die Erlernung des Französischen immer gewöhnlicher wurde, bemühten sie sich nach und nach, viele Vollkommenheiten desselben auch in die Deutsche Sprache aufzunehmen, versuchten nun so gute Deutsche Bücher zu schreiben, als viele Franzosen, Französische schrieben, und vervollkommneten dadurch gar sehr unsere Muttersprache. Doch zeigte sich dieser Einfluß der Französischen Sprache auf die Verbesserung und Vervollkommnung der Deutschen erst mehr in spätern Zeiten, im achtzehnten Jahrhunderte.

Indessen war auch schon vorher, ehe noch der Einfluß der Franzosen so manches unter den Deutschen veränderte, eine merkwürdige Veränderung in Ansehung unserer Mutterspra-che vorgegangen. Da der Herr Gevatter, wie ich weiß, in seinen jüngern Jahren eine ziemli-che Strecke unsers Vaterlandes durchwandert

ist

ist: so wird er zwar wohl überall, wohin er kam, haben Deutsch sprechen hören, aber doch auch eine sehr merkliche Verschiedenheit zwischen dem Deutschen bemerkt haben, was man hier in Thüringen und dem was man andermärts, z. B. in der Gegend von Frankfurt am Main, von Nürnberg, von Braunschweig besonders auf den Dörfern redete; auch wird ihm ohne Zweifel das Deutsche, was der Bauer und Handwerksmann spricht, anders klingen, als das, was er von vornehmen Leuten und in des Hrn. Pfarrers Predigten hört, oder im Gesangbuche, in der Bibel und andern Büchern liest. Wie das nun heut zu Tage ist, war es auch in den vergangenen Zeiten in Deutschland. Man sprach zwar überall Deutsch; aber das Deutsch, was der Thüringer sprach, war merklich verschieden von dem, was der Sachse, der Franke, der Baier, der Schwabe und so weiter redete. Die Gelehrten pflegen diese Verschiedenheiten einer Sprache die Mundarten derselben zu nennen. Auch die Bücher, welche man in Deutscher Sprache schrieb, wurden nicht immer in einerley Deutsch geschrieben. War der Verfasser des Buches ein Schwabe, so schrieb er es in Schwäbischer, war er ein Sachse in Sächs-

fischer, war er ein Franke in Fränkischer Mundart. Doch wurde zuweilen eine Mundart so besonders bey den Schriftstellern beliebt, daß viele darin ihre Schriften schrieben, auch wenn sie nicht in der Gegend lebten, der die Mundart eigenthümlich war. So hatte unter andern die Schwäbische oder Oberdeutsche Mundart seit dem zwölften Jahrhunderte so viel Eingang gefunden, daß bis zu den Zeiten der Reformation Luthers auch außer Schwaben in vielen Gegenden Deutschlands Deutsche Schriftsteller in derselben Bücher schrieben, und die Geistlichen darin predigten. In den meisten Provinzen des nördlichen Deutschlands schrieb und predigte man in der Niedersächsischen oder Plattdeutschen Mundart, die noch jetzt allgemein in Niedersachsen auf den Dörfern und selbst von vielen Leuten in den Städten gesprochen wird. Luthers Reformation veranlaßte allmählich, anfänglich besonders in den Protestantischen Ländern unsers Vaterlandes, in der Deutschen Sprache eine wichtige Veränderung.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/364

Der Bote aus Thüringen.

Sechsund vierzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

Als Luther in Kursachsen sein grosses Werk der Religionsverbesserung unternahm; und zur Verbreitung gereinigter Einsichten in der Religion für nöthig hielt, die Bibel aus den Grundsprachen in die Deutsche Sprache zu übersetzen, und in dieser mehrere Schriften zu schreiben: so bediente er sich in seiner Bibelübersetzung und in seinen eigenen Schriften derjenigen Mundart, welche in den Gegenden gesprochen wurde, worin er lebte. Dieses war die sogenannte Obersächsische oder Hochdeutsche Mundart, die man auch die Meißnische nennt, weil sie im Meißnischen, einem Theile Kursachsens, vorzüglich gut gesprochen wird. Lu-

ther selbst trug durch seine Bibelübersetzung und übrigen zahlreichen Deutschen Schriften sehr viel dazu bey, diese Mundart noch mehr zu vervollkommnen und zu verbessern. Daher auch die Gelehrten Luthers Bibelübersetzung und Schriften für die ersten in einem reinern und richtigern Deutsch geschriebenen Bücher halten. Unter Luthers Gehülfen bey dem Reformations-Werke waren mehrere, welche ebenfalls in dieser Mundart schrieben. Ihre und Luthers Deutsche Schriften und Bibelübersetzung wurden bald in allen Deutschen Ländern gelesen. So wie diese Bücher zur schnellern Verbreitung der Reformation in unserm Vaterlande sehr viel beytrugen: so verbreitete sich auch durch sie die Obersächsische oder Hochdeutsche Mundart in alle die Gegenden Deutschlands, worin die Grundsätze der Reformation angenommen wurden.

Die schnellere Verbreitung derselben beförderte auch der Umstand, daß aus allen Gegenden Deutschlands viele junge Leute nach Kursachsen kamen, um hier den Unterricht Luthers, Melanchthons und anderer berühmten Sächsischen Theologen zu genießen, und sich dadurch zu Protestantischen Religionslehs-

lehrern zu bilden. Während ihres Aufenthaltes in Kursachsen wurden diese jungen Männer mit der Obersächsischen Mundart immer bekannter, und erhielten Gelegenheit, sich im Sprechen und Schreiben derselben zu üben.

Dieß alles zusammengenommen bewirkte nun für die Deutsche Sprache die merkwürdige Veränderung, daß die Obersächsische oder Hochdeutsche Mundart in allen Deutschen Protestantischen Ländern allmählig Eingang fand. Hier hörte nun nach und nach der Gebrauch der übrigen Mundarten in Predigten und in allem, was zur öffentlichen Gottesverehrung gehört, auf. Die Protestantischen Geistlichen predigten in der Obersächsischen Mundart, hielten darin ihre Gebethe und Ermahnungen, und fromme Männer schrieben in ihr die Lieder, welche man zur Erbauung in und außer der Kirche sang. Ja als diese Mundart, durch ihren allgemeinen Gebrauch in den Protestantischen Kirchen, unter allen Ständen und in allen Gegenden unsers Vaterlandes immer mehr bekannt geworden war: so hörte auch mit der Zeit in Büchern der Gebrauch der übrigen Mundarten ganz auf, und wer in der Folge ein Deutsches Buch ausarbeitete, schrieb es in

Hochdeutscher Sprache. Dieß ist nun das Deutsche, was jetzt in allen Deutschen Büchern gebraucht, und selbst von sehr vielen Leuten, vorzüglich unter den höhern Ständen, von Predigern und andern Gelehrten, von den vornehmen und auch andern Bürgern in den Städten, in allen Gegenden Deutschlands, am meisten aber in Niederdeutschland, gesprochen wird. Auch die übrigen, welche es nicht sprechen, verstehen es doch. Freylich ist das Hochdeutsche, was man jetzt spricht und in den heut zu Tage geschriebenen Büchern liest, in manchen Stücken gar merklich von dem verschieden, was man zu Luthers Lebzeiten und selbst noch im siebzehnten Jahrhunderte sprach und schrieb. Das kommt daher, weil auch diese Mundart seit jener Zeit immer noch mehr vervollkommnet worden ist.

Ich sagte vorhin, daß bey der allmählichen Einführung der Obersächsischen Mundart in den Protestantischen Kirchen auch fromme Männer sich derselben zur Verfertigung geistlicher Gesänge bedient hätten, womit man sich in und außer der Kirche erbauete. Diese Lieder haben sich einem großen Theile nach bis in unsere Zeiten in den Gesangbüchern der Protestan-

lesanten in Deutschland erhalten, und es wird gewiß Gegenden geben, wo man sie jetzt noch singt. Mag es immer seyn, daß manche Vorstellungen, welche die Verfasser dieser Lieder sich von dem Leben auf der Erde, von den Menschen und von manchen Lehren der Religion, hier und da in ihren Gesängen machten, nicht ganz die sind, welche man heut zu Tage hat und für richtiger hält: so haben diese Männer doch auch durch ihre Lieder sehr viel Gutes gestiftet. Wie viele Menschen mögen schon dadurch zu frommen Entschlüssen gebracht, in ihren Leiden getröstet, im Vertrauen auf Gott gestärkt; wie viele mögen durch sie in den Stunden der Versuchung auf dem Wege der Tugend erhalten, bey ihren Arbeiten und Geschäften erheitert worden seyn; wie vielen mögen sie den Abschied von der Erde erleichtert haben! Ja wie so manche Gesänge sind unter denselben, wie so viele vortreffliche Verse befinden sich darin, wodurch man noch jetzt zu guten Gesinnungen ermuntert und in der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit befestigt werden kann! Billig muß man daher die Verfasser zu denjenigen Deutschen Männern zählen, welche sich als Wohlthäter um ihre Mitmenschen und

die Nachkommenschaft verdient gemacht haben. Noch in den ältern Gesangbüchern des achtzehnten Jahrhundertes findet man unter jedem Liede den Nahmen seines Verfassers angegeben. Mir scheint dieß eine sehr gute Sitte der ältern Zeiten zu seyn, und ich möchte wohl, daß man sie auch überall in den neuern Gesangbüchern beybehalten hätte. Denn wenn man ein so schönes Lied singt, und sich dadurch gestärkt und zum Guten ermuntert fühlt: so wünscht man doch sehr zu wissen, wer denn der Mann war, dem man diese Stärkung und diese Ermunterung verdankt. Könnte man auch weiter nichts von ihm erfahren, so würde es schon gar angenehm seyn, den Nahmen desselben zu wissen.

Wirth. Da bin ich ganz seiner Meinung, lieber Herr Gevatter! Noch sehr lebhaft erinnere ich mich hierbey aus meiner Jugend, wie ich bey dem Lesen im Gesangbuche und bey dem Singen in der Kirche oder im Hause meiner Aeltern lange nicht dahinter kommen konnte, was denn wohl der Nahme an dem Ende jedes Liedes bedeuten sollte, bis mir endlich einmahl der Herr Schulmeister die Sache erklärte. Da machte es mir nun ein ganz besonderes Vergnü-

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/370

gnügen, bey jedem Liede, das ich sang, auf den Nahmen seines Verfassers Achtung zu geben. Je verständiger ich wurde, desto mehr merkte ich, daß unter den Liedern mich mehre mehr erbaueten, als andere. Die Verfasser solcher Lieder blieben mir nun weit besser im Gedächtnisse, als die übrigen Nahmen; und am Ende konnte ich aus einigen Versen manches Liedes schon so ziemlich den Verfasser errathen. Wie angenehm war es mir dann, wann ich ans Ende kam und fand, daß ich mich nicht geirret hatte. Freylich hätte ich von den Verfassern der Lieder, die mir besonders gefielen, gern etwas mehr als den Nahmen des Mannes gewußt; ich wünschte zu wissen ob, sie noch lebten oder schon todt wären, und wer sie gewesen seyn. Aber darüber konnte mir auch unser Schulmeister keine Auskunft geben.

B. Ich glaube, der Herr Wirth kann immer annehmen, daß die meisten Verfasser der Lieder, welche ihm in seiner Jugend so besonders gefielen und ihm damahls erbaueten, schon gestorben waren. Denn der größte Theil der Lieder in den ältern Gesangbüchern, ist, wie mir unser Herr Pfarrer gesagt hat, schon im sechzehnten, siebzehnten und spätestens zu Anfang des achtzehnten Jahrhundertes gemacht worden

Nachricht an Erzieher und Liebhaber mechanischer Künste.

Es ist bereits von meiner 1797 erschienenen Anleitung zur PappArbeit eine neue Auflage unter dem Titel: der Pappar beiter oder Anleitung in Pappe zu arbeiten. Vorzüglich Erziehern gewidmet von B. H Blasche, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Erster Theil. Zweiter Theil. Zweite [illegible] Anmerkungen und Zusätzen vermehrte Ausgabe mit Kupfern, im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal veranstaltet worden. Zugleich ist, zur Vollendung des Ganzen, noch ein dritter ganz neu ausgearbeiteter mit einem besonderen Titelblatt und Register versehener Theil erschienen. Die Anmerkungen und Zusätze sind aus Rücksicht derjenigen, die die erste Auflage besitzen, besonders abgedruckt, und können zugleich mit dem dritten Theile an die Besitzer ausgegeben werden. Sie enthalten, außer einigen Bemerkungen über verschiedene Punkte des ersten und zweyten Theils, auch vorzüglich einen Aufsatz über mehrere in der ersten Auflage noch nicht beschriebenen Arten der Bekleidung und Verzierung der Pappar beiten, nahmentlich eine Anleitung zum Ueberziehen mit Seidenstoffen, mit Leder und Pergament, und zur Bekleidung mit gefärbtem Stroh nebst den dabey anzubringenden Verzierungen.

Der dritte Theil hat die fabrikmäßige Verfertigung der Pappar beiten zum Gegenstande; er enthält daher Theils Regeln und Kunstgriffe zur schnellern und leichtern Ausführung derselben, Theils Beschreibungen zu diesem Zweck neuerfundener Instrumente und Geräthschaften, zu deren Verdeutlichung eine neue Kupfertafel beygefügt ist. Auch wird in einer Einleitung auf pädagogische Benutzung des fabrikmäßigen Arbeitens besonders Rücksicht genommen. Der Verfasser hofft übrigens nicht ohne Grund, auf Erreichung der guten Absicht bey der auf die Vervollständigung seines Werks verwendeten Arbeit durch fernere gute Aufnahme von Seiten des Publikums auch dießmal rechnen zu dürfen.

Blasche.

Schnepfenthal im November.
1801.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/372

Der Bote aus Thüringen.

Sieben und vierzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Wirth. Ich muß gestehen, daß es mir, wenn ich in meinen spätern Jahren manche Lieder las, so vorkam, als ob die Sprache in denselben nicht ganz einerley wäre. In einigen Liedern schienen mir die Worte nicht so schön zu fließen, als in vielen andern Liedern. Wenn ich daher ein Lied fand, worin die Worte nicht recht fließen wollten, so hielt ich es immer für sehr alt. Weil ich nun eine solche Sprache unter andern in Luthers Liedern fand: so kam ich auf die Meinung, die Verfasser der Lieder, worin eine nicht recht fließende Sprache war, müßten zu Luthers Zeiten gelebt haben.

Bote. Da mag der Herr Gevatter in vie-

len Fällen wohl recht gehabt haben. Uebrigens kann Er auch daraus sehen, daß seit Luthers Zeit an der Hochdeutschen Mundart nach und nach noch gar vieles verändert und verbessert worden sey.

Ein besonderer Eifer, die Deutsche Sprache immer mehr zu vervollkommnen, zeigte sich im siebzehnten Jahrhundert. Zu verschiedenen Zeiten und in mehrern Gegenden Deutschlands verbanden sich Männer mit einander, um gemeinschaftlich an dieser Vervollkommnung zu arbeiten. Man nennt diese Verbindungen Deutsche Sprachgesellschaften. Die erste wurde schon im Jahre 1617 in Thüringen und zwar zu Weimar gestiftet. Ein Thüringischer Edelmann, Kaspar von Teutleben, gab Veranlassung zu ihrer Stiftung. Sie hieß die fruchtbringende Gesellschaft und erhielt nach und nach viele Fürsten, eine große Anzahl Adelige und auch viele Gelehrte bürgerlichen Standes zu Mitgliedern. Sie dauerte bis ins Jahr 1680. Nach ihrem Vorbilde wurden von Zeit zu Zeit noch andere gestiftet; doch soll jene die berühmteste gewesen seyn. Nebst der Vervollkommnung der Deutschen Sprache überhaupt, hat-

ten

ten diese Gesellschaften auch zur Absicht, die Dichtkunst unter den Deutschen mehr empor zu bringen.

Die allerältesten Lieder in den ältern Gesangbüchern werden dem Herren Gevatter schon ein Beweis seyn, daß man schon vor dem siebzehnten Jahrhunderte sich unter den Deutschen mit der Dichtkunst und dem Versmachen beschäftigte. Ja Er wird sich errinnern, daß ich Ihm schon einmahl ein Stück aus einem Gedichte auf den Brantewein mitgetheilt habe, das schon einige Zeit vor Luthern gemacht worden war. Auch schon weit früher, als dieses Gedicht zeigt, hat die Dichtkunst und das Versmachen unter den Deutschen ziemlich viel Liebhaber gehabt. Es haben sich auch aus mehr als einem Jahrhunderte vor Luthern allerley in Reime gebrachte Erzählungen, wahre und erdichtete, biblische und weltliche, nebst einer Menge Lieder mancherley Inhalts bis auf unsere Zeiten, gedruckt und ungedruckt, erhalten. Drey Jahrhunderte vor Luthern hatte es nur unter dem Adel und den Gelehrten Leute gegeben, welche sich mit dem Versmachen und Dichten abgaben. Aber anderthalb hundert Jahre vor Luthern war die Lust, Verse und Gedichte zu machen, so

gar unter die Bürger und Handwerksleute gekommen; und in mehrern Städten waren eben so Versemacher-Zünfte entstanden, als es dort schon längst Handwerkszünfte oder Innungen gab. Man pflegte solche zünftige Versmacher Meistersänger zu nennen. Der berühmteste unter diesen lebte aber erst im sechzehnten Jahrhunderte, zu Luthers Zeit. Er hieß Hans Sachs, ein Mann von vieler Einsicht, ob er gleich nur ein Schuhmacher war. Er soll mehr als sechstausend große und kleine, zum Theil für seine Zeit sehr gute und witzige Gedichte, z. B. Fabeln, lustige Erzählungen, Komödien, Lieder geistlichen und weltlichen Inhalts u. d. gl. in seinem 82 jährigen Leben, das er 1576 in seiner Vaterstadt Nürnberg beschloß, gemacht haben. In manchen ältern Gesangbüchern befindet sich ein geistliches Lied, für dessen Verfasser Hans Sachs ausgegeben wird. Es fängt sich an: „Warum betrübst du dich mein Herz, „bekümmerst dich und trägest Schmerz nur „um das zeitlich Gut? Vertrau du deinem „Herrn und Gott, der alle Ding erschaffen „hat."

Ungeachtet aber die Deutschen schon seit langer Zeit auch in ihrer Sprache Versuche im

Dich-

Dichten und Versmachen gemacht hatten: so waren sie doch in der Dichtkunst hinter manchen andern Völkern Europas zurück geblieben, und konnten hierin eben so viel von diesen lernen, als diese in manchen andern Stücken von ihnen gelernt hatten. Da wollten es nun die oben genannten Deutschen Gesellschaften gern dahin bringen, daß die Deutschen es auch in der Dichtkunst andern Völkern gleich thun sollten. Aber die Gelehrten glauben, sie hätten in diesem Puncte nicht gar viel ausgerichtet. Unterdessen hatten doch diese Gesellschaften, besonders die so genannte fruchtbringende, einige Mitglieder, deren Versuche in der Dichtkunst sich vor andern auszeichneten.

Vor allen aber erwarb sich damahls Martin Opitz durch seine Gedichte einen großen Ruhm. Auch er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft. Aber nicht ihr, sondern seinem eigenen guten Kopfe und dem fleißigen Lesen in den Schriften berühmter Dichter anderer Völker verdankte er es, daß er ungleich bessere Gedichte machen lernte, als andere Deutsche vor ihm und zu seiner Zeit. Sein Vaterland war Schlesien. Hier war er zu Bunzlau, einer Niederschlesischen Stadt

am Flusse Bober 1597 geboren worden. Wegen seiner Gelehrsamkeit und Verdienste um die Deutsche Sprache und Dichtkunst machte ihn der damahlige Kaiser Ferdinand II zum Edelmann, und seitdem wurde er nach dem Flusse, an den seine Vaterstadt liegt, von Boberfeld genannt. In einem seiner Gedichte, das die Ueberschrift hat: Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges beschreibt er die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, der zu seiner Zeit wüthete, sehr gut. Er starb schon in seinen zwey und vierzigsten Jahre (1639) an der Pest. Weil er zuerst einen bessern Geschmack in der Deutschen Dichtkunst gezeigt, und zur Vervollkommnung derselben so wie der Hochdeutschen Mundart, worin er schrieb, durch seine Gedichte viel beygetragen hat, nennen ihn die Herren Gelehrten den Vater der Deutschen Dichtkunst.

Opitz fand Theils bey seinem Leben, Theils nach seinem Tode, viele Nachfolger. Aber die meisten unter diesen Dichtern des siebzehnten Jahrhundertes blieben weit hinter ihrem Vorgänger zurück. Unterdessen gewann doch die Deutsche Sprache und Dichtkunst durch alle diese Bemühungen immer etwas an grö-

ße-

serer Vervollkommnung. Dieß kann man unter andern auch daraus sehen, weil viele Gedichte und Deutsche Schriften, welche in dem siebzehnten Jahrhunderte geschrieben wurden, für uns schon gar sehr viel verständlicher sind, als die, welche man in frühern Zeiten schrieb. Ich darf den Herrn Gevatter hier nur wieder an die Lieder in unsern ältern Gesangbüchern erinnern. Gerade die, welche uns von denselben noch am verständlichsten sind, und von denen manche noch jetzt uns Erbauung verschaffen können, sind im siebzehnten Jahrhunderte gedichtet worden.

W. Der Herr Gevatter weiß schon, daß ich die alten Liederdichter sehr schätze. So nenne Er mir doch die, welche im siebzehnten Jahrhunderte gelebt haben. Gewiß wird mancher darunter seyn, dessen Liedern ich manches Gute verdanke.

B. Sie Ihm alle zu nennen, das ist zu viel gefordert. Ihre Zahl kann leicht ein Paar hundert betragen. Aber wenn Er mit einigen zufrieden seyn will, so kann es geschehen.

W. Immer besser etwas, als nichts. Weiß er mir noch obendrein manches von ihren Lebensumständen zu sagen, desto besser. Denn

über diesen Punkt denke ich jetzt noch gerade so, wie in meiner Jugend.

B. Nun so laß er do sehen, ob Er noch in den alten Gesangbü ern so gut bewandert ist! Erinnert Er sich denn noch des Nahmens Paul Flemming.

W. Warum das nicht. Viel Lieder stehen freylich in meinem alten Gesangbuche von ihm nicht; dafür aber ein gar herrliches. Nicht wahr, er hat das Lied gemacht: In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten rathen? Was war er denn für ein Landsmann?

B. Ein Vogtländer. Das Städtchen Hartenstein im Vogtlande war sein Geburtsort. Das schöne Lied hat er auf einer Reise nach Persien, einem Lande tief in Asien, gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/380

Der Bote aus Thüringen.

Acht und vierzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen. Bote. Wirth.

Wirth. Wie kam denn Flemming zu einer so weiten Reise?

B. Er hatte zu Leipzig die Arzeney-Wissenschaft studiert. Weil aber gerade damahls der dreyßigjährige Krieg sein Vaterland beunruhigte, so begab er sich ins Holsteinische. Da traf sich's nun, daß der damahlige Herzog Friedrich III von Schleswig-Holstein eine Gesandtschaft nach Persien schickte. Flemming fand Gelegenheit in das Gefolge des Gesandten aufgenommen zu werden, und so kam er nach Persien. Ueber drey Jahre brachte er auf der Reise dahin zu, und hatte da mancherley zu Wasser und zu Lande auszustehen. Bey allen seinen

nen Wiederwärtigkeiten aber erhielt ihn das Vertrauen auf Gott aufrecht. In einer solchen Stunde, worin nur dieses ihm Kraft und Muth geben konnte, dichtete er ohne Zweifel sein schönes Lied.

W. Nun begreiffe ich, warum in diesem Liede einige Stellen sind, worin vom Reisen in ferne Lande, von wilden Wüsten und dergleichen die Rede ist.

B. Weil diese Verse nicht für jedermann passen, hat man sie auch in manchen Gesangbüchern entweder ganz weggelassen, oder mit grössern Buchstaben gedruckt. — Im ersten Examen ist der Herr Gevatter bestanden. Wie wird es nun weiter gehen? Weiß Er denn, wer das vortreffliche Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten u. s. w. gemacht hat?

W. Georg Neumark. Gar viele Lieder stehen auch von ihm nicht in meinem ältern Gesangbuche.

B Auch mir sind nicht viele von ihm bekannt. Indessen ist er zu seiner Zeit ein beliebter Dichter und auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft gewesen. Hätte er aber auch nur das einzige Lied gemacht: so verdiente er, daß man sich seiner dankbar erinnert. Der Mann war

war ein halber Landsmann von Ihm, Herr Gevatter. Im Jahre 1621 wurde er in der Reichsstadt Mühlhausen geboren, erhielt in der Folge zu Weimar die Stelle eines geheimen Archiv-, Secretairs und Oberaufsehers über die dasige Bibliothek, und starb dort 1681.

B. Kennt er denn auch Johann Heermanns Lied: O Gott, du frommer Gott! du Brunquell aller Gaben?

W. Wenn ich das nicht kennen sollte! Wie so viel Mahl habe ich mich daran erbauet.

B. Johann Heermann lebte in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhundertes. Er war Prediger zu Köben an der Oder, einem Städtchen in Niederschlesien. Der brave Mann hatte in seinem Leben mancherley Wiederwärtigkeiten zu erdulden. Durch die feindlichen Heere kam er im dreyßigjährigen Kriege mehrmahls in Lebensgefahr, und sein schwächlicher kränklicher Körper machte ihm auch viel zu schaffen. Dieser nöthigte ihn endlich seine Predigerstelle niederzulegen, worauf er sich nach Lissa, einer damahls Polnischen Stadt an der Schlesischen Gränze, begab und hier 1647 starb.

W. Lebte etwa Johann Rist auch zu jener Zeit?

B. Kennt er den auch?

W. Was sollte ich den nicht kennen. Von ihm gibt es ja eine Menge Lieder in den alten Gesangbüchern.

B. Wahrscheinlich mag auch wohl kein anderer so viele gemacht haben Vielleicht ist dieß aber die Ursache, daß seine Lieder nicht zu den besten in den ältern Gesangbüchern gehören. Rist war ein Holsteiner, und sein Geburtsort ist Ottensen, ein Dorf nahe bey Hamburg. Er starb als Prediger zu Wedel, einem Holsteinischen Flecken an der Elbe.

W. Außer dem Nahmen Rist errinnere ich mich keinen so häufig unter den ältern Liedern gefunden zu haben, als den Nahmen Paul Gerhard,

B. Auch hat Paul Gerhard wirklich eine große Anzahl gemacht. Man nennt ihn als den Verfasser von mehr als hundert Liedern, und unter diesen befinden sich viele, welche zu den besten in den ältern Gesangbüchern gerechnet werden können, wie das Passionslied: O! Haupt voll Blut und Wunden! das so rührende Stellen enthält, und das vortreffliche Lied: Befiehl du deine Wege.

W. Lebte er denn auch noch im siebzehnten Jahrhunderte?

B. Allerdings. Man hält ihn für den besten Liederdichter jener Zeit. Sein Geburtsort ist Gräfenhaynichen, eine Kursächsischen Stadt in Kurkreise. Er war in mehrern Orten Prediger, unter andern auch zu Berlin. verlor aber seine Stelle hier, weil er eine Verordnung in Religionssachen nicht unterschreiben wollte. Einige Jahre nachher erhielt er wieder eine Predigerstelle zu Lübben in der Niederlausitz, wo er 1676 in einem hohen Alter starb.

W. Wann lebte denn aber Caspar Neumann? Mehrere seiner Lieder z. B. Herr es ist von meinem Leben wiederum ein Tag dahin, und: Mein Gott nun ist es wieder Morgen, und sein Erntelied: Herr Himmels und der Erden sang ich immer gar gern und oft stärkten sie mich zur Erfüllung meiner Pflichten.

B. Auch ihn kann man noch zu den Liederdichtern jener Zeit rechnen; denn der größte Theil seines Lebens fällt in das siebzehnte Jahrhundert. Er wurde im Jahre 1648 zu Breslau, der Hauptstadt Schlesiens, geboren,

legte auf einer der dasigen Schulen den ersten Grund zu seinen Kenntnissen und studierte nachher zu Jena die Theologie. Hier zeichnete er sich durch seine Geschicklichkeit so sehr aus, daß er dem Herzoge Ernst dem Frommen zu Gotha bekannt wurde. Als daher dieser Herr seinen Prinzen Christian auf Reisen schickte, ernannte er Neumannen zum Reiseprediger für seinen Sohn. Mit diesem durchreiste Neumann Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich. Nach seiner Rückkehr belohnte man ihn 1676 mit einer Predigerstelle an der Hofkirche zu Altenburg. Doch schon nach zwey Jahren erhielt er einen Ruf nach seiner Vaterstadt, wo er, als Pastor bey der Hauptkirche zu S. Elisabeth und Inspector aller Schlesischen Kirchen und Schulen, um die er sich manche wichtige Verdienste erwarb, im Jahr 1715 starb.

Außer den bisher genannten Liederdichtern gab es freylich noch viele andere im siebzehnten Jahrhunderte. Denn, wie gesagt ihre Zahl war sehr groß. Aber es mag mit den bisher erzählten genug seyn. Sie gehören gewiß zu den merkwürdigern, und ihre Lieder haben viel Gutes gestiftet. Nicht nur die Deutschen

Pro-

Protestanten verdankten ihnen und andern älterern Deutschen Liederdichtern geraume Zeit hindurch, in und außer der Kirche, Erbauung; sondern viele ihrer Gesänge wurden selbst in die Sprachen der Schweden und Dänen übersetzt, und von diesen in den Kirchen und bey ihrer häuslichen Andacht gesungen.

In vielen Gesangbüchern der neuern Zeit findet man mehrere alte Lieder verändert, weil manches darinn Theils in Rücksicht der Sprache Theils in Ansehung des Inhalts für die neuern Zeiten nicht mehr recht verständlich und passend ist. Man hat auch statt der meisten ältern, ganz neue in unsern Zeiten gemachte, Lieder aufgenommen. Dieß hat anfänglich vielen nicht gefallen wollen, ja hier und da hat man sogar die veränderten alten und die neuen Lieder nicht singen mögen.

W. Dergleichen Beyspiele sind mir auch bekannt. So kam ich einmahl auf einer Reise durch N. nach N. Hier hielt ich mich des Sonntags auf und ging in die Kirche. Ich kam eben hinein, als der Glaube gesungen wurde. Ich setzte mich in eine Bank; da hörte ich zu meiner großen Verwunderung, daß jeder von meinen beyden Nachbarn etwas ans

ders sang; und dabey schrie einer von ihnen so stark, daß man ihn, glaube ich, am äußersten Ende der Kirche mußte hören können. Bald bemerkte ich, daß auch in andern Bänken nicht alle einerley sangen. Bey dem Liede nach der Predigt ging es eben so. Als ich in den Gasthof zurückkam, erzählte ich es dem Wirthe. Wahrlich, gab er mir zur Antwort, das ist jetzt ein rechtes Elend bey uns! So geht es leider schon einige Monathe hier in unserer Kirche zu. Man muß sich schämen wenn es ein Fremder hört. Als ich nach der Ursache fragte, hörte ich, viele wären mit dem neuen Gesangbuche, das seit einem halben Jahre in N. eingeführt worden war, so unzufrieden, daß sie schlechterdings aus demselben kein Lied mitsingen wollten; ja wenn ein in dem neuen Gesangbuche verändertes alte gesungen würde, so sängen sie das unveränderte aus dem alten Gesangbuche. Nun konnte ich mir es auch erklären, warum der eine meiner Nachbarn in der Kirche so gewaltig geschrien hatte. Es war einer von denen, welche die neuen Lieder gar nicht, und die alten nicht in der veränderten Gestalt singen wollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/388

Der Bote aus Thüringen.

Neun und vierzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Bote. Ist es denn schon lange her, daß das zu N geschah?

Wirth. Es mag leicht ein funfzehn Jahr her seyn.

B. Das dachte ich wohl. Jetzt hört man doch, daß die neuern Gesangbücher immer mehr Eingang finden, und daß an vielen Orten die Gemeinen selbst ihre Prediger bitten, ein neues Gesangbuch einzuführen.

W. Das ist wahr; doch gibt es auch hier und da Ausnahmen?

B. Das kann wohl seyn. Aber über diese würden sich Luther, Johann Heermann, Paul Gerhard und die übrigen ältern Liederdichter,

wenn sie zu uns auf die Erde zurückkämen, in der Thatnichtfreuen. Sie machten ihre Lieder für ihre Zeit und überließen es ihren Nachkommen, sich andere Gesänge zu machen, wenn die ihrigen für dieselben nicht mehr passen würden. Hätten die Zeitgenossen die Lieder jener würdigen Männer darum nicht singen mögen, weil sie zu ihrer Zeit nicht alt, sondern neu waren: so hätten sie sich ja selbst und viele von denen, welche nach ihnen gelebt haben, um das Gute gebracht, was durch diese Lieder so lange Zeit gestiftet worden ist. Ich denke, man muß die Verdienste jener würdigen Männer dankbar schätzen, aber dabey auf der andern Seite nicht undankbar gegen die neuern Zeiten und gegen die Männer seyn, welche darin Lieder zu unserer Erbauung gemacht haben.

W. So denke ich auch.

B. Mit demselben Eifer, womit im siebzehnten Jahrhunderte so manche würdige Männer in unserm Vaterlande für die Erbauung ihrer Mitbürger durch geistliche Lieder sorgten, andere überhaupt an der Vervollkommnung der Deutschen Sprache und Dichtkunst arbeiteten, beobachteten mehrere gelehrte und wißbegierige Deutsche den gestirnten Himmel, die Din-

ge und Kräfte in der Natur, dachten über sich selbst, über die Fähigkeiten und Eigenschaften der menschlichen Seele, über den Bau, die Glieder, die Eingeweide des menschlichen Körpers, dessen Krankheiten und über die Heilungsmittel derselben nach. Ihr Nachdenken und ihre Beobachtungen führten sie auf mancherley wichtige Erfindungen und Entdeckungen, wodurch die Einsichten und Kenntnisse in dieser und jener Wissenschaft vermehrt und verbessert wurden. Besonders bereicherten Deutsche Astronomen des siebzehnten Jahrhundertes die Wissenschaft von den Himmelskörpern mit mancher wichtigen Entdeckung, vervollkommneten schon bekannte Instrumente, und erfanden noch neue zur bessern Beobachtung der Sonne, des Mondes und der Gestirne. Ein großer Deutscher Astronom, der noch eine Zeitlang im siebzehnten Jahrhunderte lebte, ist dem Herrn Gevatter schon bekannt.

W. Er meint Johann Keplern, der die Sonnenfinsternisse auf eine bessere Weise berechnen lehrte?

B. Richtig. Aber außer ihm lebten in jenem Jahrhunderte noch mehrere andere berühmte Deutsche Astronomen, welche auch manches

neue in der Sternkunde entdeckten und zur richtigern Kenntniß der Sonne, des Mondes und der Kometen sehr viel beytrugen. So entdeckten unter andern Deutsche Astronomen jener Zeit in der Sonne Stellen, welche sich durch ein helleres Licht, und wieder andere Stellen, die sich durch ihre Dunkelheit vor den übrigen auf der Sonnenscheibe auszeichneten. Die hellern Stellen nennen die Astronomen Sonnenfackeln, die dunklern Sonnenflecken. Der Herr Gevatter wird ja wohl an dem Monde, besonders wenn er voll ist, die dunkeln Stellen bemerkt haben, von denen man im Scherze sagt, es sehe so aus, als ob ein Männchen mit einem Reisigbündelchen im Monde wäre.

W. Was sollte ich denn diese nicht gesehen haben!

B. So etwas ähnliches muß er sich unter den Sonnenflecken vorstellen.

W. Ich habe doch schon oft in die Sonne geguckt, aber solche Flecken habe ich noch niemahls darin bemerkt; da muß ich doch nur gleich einmahl in die Sonne sehen.

B. Das lasse er nur bleiben. Das Sehen in die Sonne ist für die Augen sehr nachtheilig

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/392

lig, und von den Sonnenflecken würde er doch nichts erblicken; denn die kann man nicht mit bloßen Augen, sondern nur durch gute Fernröhre sehen.

W. Das ist etwas anders. Aber schadet es denn den Augen nicht auch, wenn man durch ein Fernrohr in die Sonne sieht?

B. Ey freylich ist auch dieses den Augen höchst schädlich; man kann dadurch auf der Stelle blind werden. Deßhalb dachten auch die Astronomen bald nach der Erfindung der Fernröhre nach, wie man dem Fernrohre, wodurch sie die Sonne beobachteten, eine solche Einrichtung geben könnte, daß die Augen dabey nicht Schaden nähmen. Die Ehre, den Fernröhren, womit man die Sonne beobachtet, zuerst eine solche Einrichtung gegeben zu haben, gebührt auch zwey berühmten Deutschen Astronomen jener Zeit, einem Jesuiten zu Ingolstadt in Baiern, Christoph Scheiner und einem Danziger Rathsherrn Johann Hevelke oder Hevelius. Diesen beyden Männern, nebst Keplern und einem andern Deutschen Astronomen, der Johann Fabricius hieß und zu Wittenberg lebte, waren es auch, welche sich um die Entdeckung der Sonnen

nenfackeln und Sonnenflecken große Verdienste erworben haben. Lange Zeit hindurch hat man sogar geglaubt, daß Fabricius und Scheiner die ersten gewesen wären, welche sie entdeckt hätten. Doch hat man vor einiger Zeit gefunden, daß wahrscheinlich ein Engländer der jener Zeit der erste Entdecker derselben gewesen sey. Wenn nun aber auch Scheiner und Fabricius nicht die ersten Entdecker der Sonnenflecken sind: so stimmen doch alle Astronomen darin überein, daß sie durch ihre Beobachtungen und Schriften die Gelehrten ihrer Zeit zuerst aufmerksam auf diese neue Entdeckung gemacht haben.

W. Ist denn aber die Entdeckung der Sonnenflecken von so großer Wichtigkeit?

B. Allerdings. Schon Scheiner und Fabricius glaubten daraus mit Grunde schließen zu können, daß die Sonne sich bewege.

W. Also hätte doch Copernicus Unrecht gehabt, wenn er behauptete, nicht die Sonne bewege sich um die Erde, sondern die Erde um die Sonne.

B. Nicht zu voreilig, Herr Gevatter. Des Copernicus Behauptung bleibt deßhalb immer richtig, und Fabricius und Scheiner läugneten sie

sie darum nicht, wenn sie aus den Sonnenflecken auf die Bewegung der Sonne schlossen. Ohne Zweifel wird er ja wohl noch wissen, daß die Erde sich auf eine doppelte Weise bewegt, sowohl um die Sonne, wodurch die vier Jahreszeiten entstehen, als auch um sich selbst, wodurch Tag und Nacht entsteht. Diese letztere Bewegung der Erde nennen die Astronomen die Bewegung der Erde um ihre Achse, weil sie mit der Bewegung des Wagenrades um die Achse gewisser Maßen Aehnlichkeit hat.

W. Vermuthlich meinten also Fabricius und Scheiner, die Sonne bewege sich auch so, wie die Erde, um ihre Achse.

B. Ganz recht.

W. Ich verstehe aber nicht, wie sie das aus den Sonnenflecken schließen wollten.

B. Das will ich ihm sagen. Sie und andere Astronomen jener Zeit bemerkten, daß die lichten und dunkeln Stellen an der Sonnenscheibe nicht immer gleich blieben, daß sie bald größer, bald kleiner, bald in großer bald in großer bald in kleiner Anzahl, zu manchen Zeiten gar nicht, zu einer andern wieder sehr häufig erschienen. Dieses und das Fortrücken,

welches sie an diesen Flecken bemerkten, brachte sie denn auf den Gedanken, die Sonne müsse eben so wie die Erde, eine kugelförmige Gestalt haben, und sich so wie diese um sich selbst oder, wie die Astronomen sagen, um ihre Achse drehen. Die vollkommnern und genauern Beobachtungen der spätern Astronomen haben auch die Richtigkeit ihrer Meinung immer mehr bestätigt, und man weiß nun, daß die Sonne ungefähr 25 1/2 Tag zu dieser Bewegung jedes Mahl braucht.

W. Um welche Zeit hat man denn die Entdeckung der Sonnenflecken gemacht.

B. Fabricius sahe die ersten um das Jahr 1610, und ein Jahr später sahe sie auch Scheiner. Scheiner bemerkte sie zuerst durch ein Fernrohr; bald aber beobachtete er sie noch genauer durch Hülfe einer Camera obscura.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/396

Der Bote aus Thüringen.

Funfzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte der Deutschen.

Bote. Wirth.

Wirth. Was ist denn die Camera obscura für ein Ding.

B. Man versteht darunter ein ganz finster gemachtes Zimmer, worein auch bey dem hellesten Sonnenscheine kein Licht und Sonnenstrahl anders, als durch eine einzige kleine runde Oeffnung, kommen kann. Wahrscheinlich ist auch ein Deutscher, Erasmus Rheinhold, der im sechzehnten Jahrhunderte lebte, der erste gewesen, der sich eines solchen verfinsterten Zimmers oder einer Camera obscura zur Beobachtung der Sonne, bey Gelegenheit einer Sonnenfinsterniß, bediente. Der Jesuite Scheiner gab derselben, durch Anwendung solcher geschlif-

senen Gläser, wie die Brillengläser sind, eine solche Einrichtung, daß dadurch das Bild der Sonne auf einer weißen Wand in dem verfinsterten Zimmer erschien, und er daran die Sonnenflecken sehr gut beobachten konnte. Eben diesem Manne verdankt man auch die Erfindung des sogenannten Storchschnabels, eines Instrumentes, wodurch man allerley Arten von Zeichnungen, als: Grundrisse, Landkarten und dergleichen mit leichter Mühe kleiner, auch größer, nachzeichnen kann. Dieser merkwürdige Mann wurde wegen seiner großen Einsichten aus seinem Kloster zu Ingolstadt nach Rom berufen; er starb 1650.

Eben so berühmt, als Scheiner, machte sich damahls, durch seine Beobachtungen der Gestirne, der schon oben erwähnte Danziger Rathsherr Hevelius, gemeiniglich Hevel genannt. Auch ervervollkommnete manche Instrumente, deren sich die Astronomen zum Beobachten der Himmelskörper, zum Ausmessen der Entfernung der Gestirne von einander und zur Bestimmung der Größe der Sonne und des Mondes bedienen. Durch seine genauen und vielfältigen Beobachtungen des Mondes wurde die Meinung der Astronomen immer mehr bestätigt,

daß

daß der Mond eben so ein Körper sey, wie die Erde; daß auf demselben sich eben so, wie auf der Erdkugel, Berge und Thäler befinden, und daß es also auch wahrscheinlich auf demselben lebendige Geschöpfe geben möge. Er verfertigte auch ein vollständiges Verzeichniß derjenigen Gestirne, welche bis zu seiner Zeit von andern Sternkundigen und von ihm selbst genau er beobachtet worden waren. Hevel starb in seiner Vaterstadt Danzig 1687. Auch von den Kometen erhielt man, durch die sorgfältigen Beobachtungen und den Scharfsinn eines Deutschen Astronomen jener Zeit, richtigere Einsichten. Hat denn der Herr Gevatter schon einmahl einen Kometen gesehen?

W. Genau kann ich mich nicht erinnern. Es ist mir wohl so, als ob ich in meiner Kindheit einmahl gehört hätte, daß ein Komet am Himmel zu sehen wäre, und daß man mir etwas gezeigt hätte, was man für einen Kometen ausgab.

B. Möglich wäre es, denn es vergehet selten ein Jahr, worin nicht ein Komet erschiene. Aber freylich nur selten sieht man sie mit bloßen Augen, desto öfterer aber sehen sie die Astronomen durch ihre Fernröhre. Sie zeich-

nen sich besonders vor andern Sternen durch einen Dunstschein aus, von welchem sie entweder umgeben sind, oder den sie hinter sich haben, und der dann wie ein Schwanz oder Schweif aussieht, weßwegen man diese Sterne auch nach einem Lateinischen Worte Kometen, d. i. Haar- oder Schwanzsterne genannt hat. Dieser Schwanz gibt ihnen ein gewisses fürchterliches Ansehen.

W. Daher mag es auch wohl kommen, daß man sie für Vorbedeutungen eines Krieges, der Pest und anderer dergleichen allgemeinen Landesnoth gehalten hat?

B. Ohne Zweifel. Schon seit einiger Zeit hatten die Astronomen auch über die Kometen mancherley Beobachtungen angestellt und unter andern zu erforschen gesucht, wie denn ihre Laufbahn eigentlich beschaffen sey. Aber ganz war man bis um das Jahr 1680 doch nicht dahinter gekommen. In diesem Jahre aber erschien ein ungewöhnlich großer Komet. Ein Deutscher Astronom Gottfried Kirch sah ihn zuerst am vierten November in Koburg. Bald wurde er auch in andern Gegenden gesehen. Da entstand ein allgemeines Schrekken durch ganz Europa; denn was konnte das

ungewöhnlich große Ding, das mehrere Monathe hindurch, mit seinem langen Schweife zu sehen war, anders als das schrecklichste Blutvergießen, Pest und Hungersnoth bedeuten. Doch den Astronomen jener Zeit war diese Erscheinung ein willkommner Gast. In Deutschland, in Frankreich, in England, in Holland und anderwärts suchten diese Herrn seine Bewegung und das, was an ihm sonst noch merkwürdig war, auf das Genaueste zu beobachten. Ein Kursächsischer Prediger zu Plauen im Vogtlande, Georg Samuel Dörfel, that es auch, und entdeckte durch seine sorgfältigen Beobachtungen desselben, daß er, so wie alle andere Kometen, in einer gewissen bestimmten Laufbahn sich, gleich der Erde und andern Planeten, um die Sonne bewege. Dörfel machte bald darauf auch seine Meinung in einer eigenen Schrift bekannt. Die Richtigkeit seiner Behauptung haben andere Astronomen seiner und der spätern Zeit, durch ihre eigenen Beobachtungen der Kometen und durch ihr Nachdenken, völlig bestätigt gefunden. Dörfel zeigte auch, wie man die Entfernung der Kometen von der Erde auf eine leichtere Art erforschen könnte. Er starb 1688 als Superintendent zu

Weyda im Vogtlande. Nicht lange nach seinem Tode hat man auch die Bahnen von mehrern genauer beobachteten Kometen berechnet; ja von manchem Kometen sogar die Zeit seiner Wiederkunft voraus bestimmt. Einer von denen, dessen Wiedererscheinung der Englische Astronom Halley zu Anfange des achtzehnten Jahrhundertes voraus sagte, ist wirklich zur bestimmten Zeit 1758 wiedererschienen. Die Wiederkunft des grossenoben erwähnten haben dieser Halley auf das Jahr 2254 bestimmt. Wir beyde werden sie also ohne Zweifel nicht erleben. Seitdem sich Dörfels Entdeckung der Kometenbahnen immer mehr bestätigte, und allgemeiner bekannt wurde, verlor sich auch nach und nach der Aberglaube, daß jene Stirne Unglücksboten waren.

Durch das Nachdenken und die Beobachtungen eines Deutschen Naturforschers lernte man auch damahls manche Eigenschaften der Luft näher kennen, welche unsere Erde überall umgibt und zum Leben der Thiere und zum Wachsthum der Gewächse so unentbehrlich ist. Dieser merkwürdige Mann war Otto von Guerike, ein Burgemeister zu Magdeburg. Außer seinen Berufsarbeiten mochte er sich

gern

gern mit der Beobachtung des Himmels und der Untersuchung der Dinge in der Natur und mit ihren mannichfaltigen Kräften und Eigenschaften beschäftigen. Bey solchen Untersuchungen kam er auch im Jahre 1650 auf die Erfindung einer Maschine, wodurch man aus einem eingeschlossenen Raume z. B. aus einem verschlossenen Gefäße die Luft herausschaffen kann, womit dasselbe auch dann immer noch angefüllt ist, wenn man es im gemeinen Leben leer zu nennen pflegt. Man nennt diese Maschine die Luftpumpe. Durch Hülfe derselben machte Guerike zu Regensburg einen Versuch, der alle Zuschauer in das größte Erstaunen versetzte. In dieser Stadt hatte sich im Jahr 1654 der damahlige Kaiser Ferdinand III mit mehrern Kurfürsten und andern Deutschen Fürsten und Reichsständen versammelt, um einen Reichstag zu halten. Vor der ganzen Reichsversammlung und vielen andern Zuschauern stellte nun Otto von Guerike folgenden Versuch an. Er nahm zwey hohle metallene Halbkugeln, welche drey Viertelellen im Durchschnitte, also ungefähr den Umfang eines Wassereimers, hatten. Zwischen die etwas breiten Ränder der beyden Halbkugeln legte er einen mit Wachs

Terpentin getränkten ledernen Ring, und setzte sie hierauf aneinander, so daß sie eine völlige Kugel ausmachten, aber mit leichter Mühe wieder von einander genommen werden konnten. Jetzt nahm er seine Luftpumpe zur Hand, und setzte sie mit einer kleinen Oeffnung, die sich unten in der einen Halbkugel befand und durch einen sogenannten Hahn verschlossen werden konnte, in Verbindung. Hierauf pumpte er durch seine Maschine die in der Kugel befindliche Luft heraus, und schloß hierauf die kleine Oeffnung in derselben mit dem Hahne zu, damit nicht wieder von aussen Luft hineinkommen sollte.

Nun höre der Herr Gevatter, was geschah! An jeder Halbkugel hatte Otto von Guerike mehrere Ringe machen lassen. An diese ließ er jetzt zwölf Pferde spannen, welche die Kugel auseinander reißen sollten. Aber die Pferde mochten ziehen, wie sie wollten, die beyden Halbkugeln blieben fest an einander hängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/404

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und funfzigstes Stück.

1801.

Fortsetzung der Geschichte des Deutschen.

Bote. Wirth.

Wirth. Was in aller Welt hielt denn die beyden Halbkugeln so fest zusammen, der lederne Ring zwischen ihren Rändern, konnte es doch nicht machen?

B. Freylich nicht. Dieser Ring sollte bloß verhüten, daß von außen keine Luft zu der in der Kugel befindlichen zwischen den Rändern eindringen konnte.

W. Nun was hielt sie denn so fest zusammen.

B. Nichts anders, als die äußere Luft, welche die beyden Halbkugeln umgab, drückte sie so fest aneinander.

W. Aber ehe Guerike die Luft aus der Ku-

gel auspumpte, war ja die äußere Luft auch da, warum drückte sie denn da nicht so stark?

B. Sie drückte damahls eben so stark auf die Halbkugeln; aber mit derselben Stärke drückte auch die in der Kugel befindliche Luft ihr entgegen. Dieser Gegendruck hörte auf, sobald die in der Kugel sich befindende Luft herausgeschafft war. Nun wird der Herr Gevatter mir auch leicht sagen können, wie Guerike die Halbkugeln wieder aus einander bringen konnte?

W. Vermuthlich machte er den Hahn auf und ließ wieder Luft hinein.

B. Richtig. So wie der Hahn geöffnet wurde, drang die äußere Luft mit heftigem Brausen in die luftleere Kugel ein. Nun war der Druck von innen und außen wieder gleich stark, und jetzt konnten die beyden Halbkugeln wieder eben so leicht, als vor dem Auspumpen der Luft, von einander genommen werden. Als Guerike denselben Versuch wiederhohlte, und an jede Halbkugel acht Pferde spannen ließ, konnten auch diese die Kugel nur mit der größten Anstrengung von einander reißen, wobey man einen Knall, wie von einem Büchsenschusse, hörte. Will der Herr Gevatter etwa

ganz

ganz im Kleinen und ohne Luftpumpe einen ähnlichen Versuch machen, wie Guerike mit seinen Halbkugeln machte: so stecke Er einmahl seiner Tochter Fingerhut recht fest auf denjenigen Finger, worauf er am besten paßt. Durch das Festdrücken auf den Finger wird die im Fingerhute befindliche Luft herausgeschafft. Wenn er nun mit Vorsicht den Fingerhut an den Fingernagel so abwärts zieht, daß keine Luft in den Fingerhut wieder hinein kommt: so wird der Fingerhut unten am Fleische der Fingerspitze so lange festhängen bleiben, bis er ihn mit einiger Gewalt von der Fingerspitze wieder losreißt, wobey Er einen kleinen Schmerz empfinden wird. Dieses Festhängen des Fingerhutes am Fleische wird auch durch den Druck der äußern Luft bewirkt. In der Folge ließ Guerike noch größere Halbkugeln machen, die wenn die Luft aus ihnen weggeschafft worden war, vier und zwanzig bis dreyßig Pferde nicht von einander brachten. Seine erste Luftpumpe wird bis auf den heutigen Tag in der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt. Guerike's wichtige Erfindung ist seitdem immer noch mehr vervollkommnet worden.

W. Ich möchte wohl einmahl solche Versuche mit der Luftpumpe sehen.

B. Gewiß würde es Ihm viel Vergnügen machen. Man kann damit noch mancherley andere eben so merkwürdige Versuche machen. Vor einiger Zeit sahe ich dergleichen, als ich einen Herrn in Erfurt besuchte. Dieser hatte auch eine Luftpumpe. Als er aus einer gläsernen Kugel die Luft herausgezogen hatte, wog die Kugel etwas weniger als vorher. Ein Licht, das er unter eine luftleere gläserne Glocke brachte, erlosch; und ein Mäuschen, das unter einer gläsernen Glocke munter herum sprang, bekam, so wie der Herr anfing die Luft unter der Glocke herauszuziehen, Verzuckungen, und als die Glocke fast ganz luftleer war, fiel es endlich wie todt hin. So wie aber der Herr nach und nach wieder etwas Luft hineinließ, fing die Maus auch an sich wieder zu erhohlen, und je mehr Luft wieder hineinkam, desto munterer wurde sie.

W. Daraus kann man doch recht augenscheinlich sehen, wie nöthig den Thieren die Luft zum Leben ist.

B. Ja freylich ist sie's, vorzüglich aber den warmblütigen Thieren; ein kaltblütiges,

wie z. B. der Frosch, die Kröte, würden schon länger ausdauern können, wenn sie sich unter einer luftleeren Glocke befänden. Noch von einem Versuch muß ich doch dem Herr Gevatter erzählen. Der Herr nahm eine kleine Schlaguhr, und stellte sie unter eine gläserne Glocke. So lange Luft unter der Glocke war, hörte man sie herrlich schlagen. Nun aber pumpte der Herr allmählich die Luft unter der Glocke weg. So wie dieß geschah, hörte man das Schlagen der Uhr immer weniger und weniger und endlich gar nichts mehr davon; sobald aber wieder Luft unter die Glocke kam, hörte man auch die Uhr wieder schlagen. Daraus, kann man sehen, sagte der Herr, wie nöthig die Luft zum Hören ist; denn sie ist es, welche den Schall bis zu unsern Ohren bringt.

W. Da muß man doch wirklich sagen, daß die Luftpumpe eine wichtige Erfindung ist.

B. Gewiß. Durch sie haben die Naturforscher die Eigenschaften der Luft viel besser kennen gelernt, als sie dieselben vorher kannten. Besonders sind sie dadurch erst recht damit bekannt geworden, daß die Luft schwer und elastisch sey:

W. Die Luft ist schwer, das verstehe ich, was heißt denn aber: die Luft ist elastisch.

B. Das heißt: sie kann durch einen Druck von außen in einen engern Raum zusammengepreßt werden, und wenn jener Druck aufhört, sich von selbst wieder ausdehnen und wieder einen größern Raum einnehmen. Er kann diese Eigenschaft der Luft an einer aufgeblasenen

und obenzugebundenen Kälbers oder Schweinsblase bemerken. Wenn er eine solche Blase etwas zusammen gedrückt hat, und er läßt wieder mit dem Drücken nach: so bringt die innere Luft die Blase sogleich wieder in ihre vorige Gestalt zurück. Drückt Er die Blase gar zu stark zusammen, so sucht sich die Luft einen Ausweg und zersprengt die Blase.

W. Haben etwa noch mehrere Deutsche damahls solche wichtige Erfindungen gemacht?

B. O ja. Besonders merkwürdig war auch die Erfindung, welche gegen das Ende des siebzehnten Jahrhundertes, ein Sächsischer Edelmann, Ehrenfried Walther von Tschirnhausen, machte. Ohne Zweifel weiß der Herr Gevatter, was ein Brennglas ist.

W. Was sollte ich das nicht wissen; wie oft zünde ich mir damit bey schönem Sonnenscheine eine Pfeife Toback an. Ist das etwa auch damahls von einem Deutschen erfunden worden?

B. Das Brennglas ist schon eine alte Erfindung. Aber ein Deutscher, der eben erwähnte Walther von Tschirnhausen, brachte diese Erfindung zu einer Vollkommenheit, die ihn in den Stand setzte, ganz außerordentliche Dinge damit hervor zu bringen. Vor seiner Zeit hatte man die Brenngläser bloß auf Handschleifmühlen gemacht, weßhalb man auch keine ganz großen machen konnte. Tschirnhausen aber erfand eine große Glasschleifmühle, welche wie eine Wassermühle durch das Wasser getrieben wurde. Auf dieser ließ er ungewöhnlich

liche große Brenngläser schleifen, von denen manche gegen zwey Ellen im Durchschnitt hatten und sechzig bis achtzig Pfund wogen. Aber durch ein solches Brennglas konnte er auch bewundernswürdige Dinge machen. Alle Arten von Holz, auch wenn es noch so hart, ja selbst naß war, zündete er damit in einigen Augenblicken an; Kiefernholz brannte er durch sogar unter dem Wasser zu Kohle. Durch sein Brennglas Fische und Krebse zu sieden, etwas dicke Stücke Metall zu schmelzen, Eisenblech glühend zu machen und zu durchlöchern, ein Glas, wenn er es allmählich dem Brennpunkte näher brachte, zu schmelzen, Kieselsteine und Asche in Glas zu verwandeln, war ihm ein Leichtes. Tschirnhausen erhielt von einem Französischen Herzoge den Auftrag, ihm ein solches Brennglas zu verfertigen. Mit diesem hat man zu Paris an Gold und Silber noch ganz besonders merkwürdige Versuche gemacht.

Auch eine Art Brennspiegel erfand Tschirnhausen. Dieß ist ebenfalls ein Werkzeug, wodurch man vermittelst der Sonnenstrahlen ähnliche Wirkungen, wie durch die Brenngläser, hervorbringen kann. Man macht sie aber nicht nur aus Glas sondern auch aus Silber und andern harten Metallen. Spiegel nennt man sie bloß darum, weil sie spiegelglatt polirt werden müssen, und man sich also in ihnen, wie in einem Spiegel, besehen kann. Brennspiegel hatte man auch schon lange vor Tschirnhausen; manche Gelehrte glauben sogar, die ersten wären schon vor Christi Geburt erfunden

worden. In dem siebzehnten Jahrhunderte machte man allerley Versuche, sie mehr zu vervollkommnen. Dieß brachte auch Tschirnhausen auf den Gedanken, über die Sache nachzudenken. Da erfand er denn einen Brennspiegel, der alle bis dahin bekannten an Wirksamkeit übertraf. Er machte ihn aus Kupfer und so groß, daß er drey Leipziger Ellen im Durchschnitte hatte. Mit diesem Brennspiegel konnte Tschirnhausen, wie mit seinem großen Brennglase, in kurzer Zeit Holz zu einer großen Flamme entzünden, Metalle schmelzen, Wasser siedend machen, Steine und Ziegelstücke in Glas verwandeln, und einen Sächsischen harten Thaler in 5 bis 6 Minuten durchlöchern, selbst den Diamanten, der der härteste bekannte Stein ist, konnte er damit unscheinbar machen und ihm seine Härte nehmen. Dieser berühmte Sächsische Edelmann hat sich auch um sein Vaterland Sachsen das wichtige Verdienst erworben, daß er in demselben die ersten Glashütten anlegen ließ. Auch legt man ihm die erste Erfindung des berühmten Meißnischen Porzellans bey, wovon bey einer andern Gelegenheit mehr gesagt werden soll. Kieslingswalda, ein Dorf, das ihm gehörte und nicht weit von der Obersächsischen Stadt Lauban liegt, war der Geburtsort desselben. Er starb in Jahre 1708.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/412

Der Bote aus Thüringen.

Zweyundfunfzigstes Stück.

1801.

Register.

A.

Aberglaube, mancherley, der Deutschen S. 279
Afrika, Beschreibung von 233
Astronomen, berühmte Deutsche 270. 387
Aufwand, großer, im Gastmählern und Kleidern 210
August, Kurfürst von Sachsen, ein Wohlthäter seines Landes 169

B.

Baiern erhält die Kurwürde 149
— wird verwüstet 294
Banner, General, dringt in Sachsen und Böhmen ein 128
— will die Reichsversammlung aufheben. 132
Bauern, ihr Schicksal wird erleichtert 172
— rebelliren 173
Bauernkrieg 174
Bauern, Tyroler, sehen den Teufel 287
Bernhard, Herzog von Weimar, wird Oberbefehlshaber 80
— bedrohet Oestreich 98
— stirbt 129

Brenngläser werden vervollkommnet S. 406
Brennspiegel werden vervollkommnet 407
Buchweitzen bauen die Deutschen an 187
Bund, der Leipziger, wird gestiftet 14

C.

Camera obscura, was sie ist 393
Copernicus, Nicolaus, entdeckt die Bewegung der Erde 270

D.

Deutschen, die, können mehr als Krieg führen 164
Dichtkunst, Deutsche, ihr Zustand 371
Dörfel entdeckt die Kometenbahnen 397
Dürer, Albrecht, ein großer Mahler 188

E.

Elsaß kommt an Frankreich 154
Erde, die, bewegt sich um die Sonne 271
Erfurt wird völlig Mainzisch 333
Ernst I, der Fromme, ein wahrer Landesvater 305
— befördert den Anbau seines Landes 307
— erbauet das Schloß Friedenstein 307
— macht nützliche Verordnungen 309
— sorgt für Kirchen und Schulen 310
— besaß einen großen Schatz 320

F.

Fabriken kommen in Deutschland empor 349
Ferdinand II, Kaiser, ist in einer mißlichen Lage 50
— gesteht Wallensteinen alles zu 59
— hält Wallensteinen für einen Verräther 101
Ferdinand III wird Kaiser 126
— kommt in große Noth 139
Flemming, Paul, der Liederdichter, reist nach Persien 376
Frankreich verbindet sich mit Schweden 14
— nimmt thätigern Antheil am 30jährigen Kriege

ge S. 119
— ein gefährlicher Feind Deutschlands 340
Franzosen haben Einfluß auf Sitten und Sprache der Deutschen 345
Französische Reformirte werden in Deutschland aufgenommen 346
Friede, Westphälischer 148
Friedenstein, Schloß, wird erbauet 307
Friedrich Wilhelm, Kurfürst, ein Landesvater 323
— nimmt die Hugonotten auf 347
Fugger, die Familie, wird berühmt 197
Fürsten verbessern den Zustand der Bauern 185
— nehmen sich des Schulwesens an 223
— helfen ihren verheerten Ländern auf 321
Fürstenschulen, die Sachsischen, werden gestiftet 225

G.

Gelehrsamkeit, ihr Zustand unter den Deutschen 215
Georg Wilhelm, Kurfürst, kein Freund fremder Gäste 24
— muß den Willen der Schweden thun 27
Gerhard, Paul, ein Liederdichter 380
Gesellschaft, die fruchtbringende 370
Gesner, Konrad, ein Naturforscher 277
Gewürze, ausländische, werden eingeführt 196
Guerike, Otto von, lehrt die Luft besser kennen 398
Gustav Adolf landet auf Usedom 10
— schmilzt nicht wie Schnee 11
— kann Magdeburg nicht entsetzen 22
— siegt über Tilly 34
— dringt bis an den Rhein vor 36
— rückt in Baiern ein 38
— verschanzt sich bey Nürnberg 62
— bestürmt Wallensteins Lager 66
— will kein Abgott seyn 72

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/415

— wird erschossen S. 79
— erhält kein Denkmal 85

H.

Handel, blühender, in Deutschland 193
Hansabund, der geräth in Verfall 204. 302.
Heere, stehende werden eingeführt 342
Heermann, Johann ein Liederdichter 349
Hessen, die blieben ihren Fürsten treu 29
Hevelius macht Entdeckungen am Monde 394
Hexen werden verbrannt 280
Hochzeitfeyer eines Baierschen Herzogs 212
Holbein, ein großer Mahler 188

J.

Jesuiten, die, legen Schulen an 264
Illo hält eine Rede 108
Johann Georg, Kurfürst, will die Schweden nicht durch sein Land lassen 25
— verbindet sich mit Schweden 29
— schließt Waffenstillstand 140

K.

Katholiken verbessern ihre Schulen 263
Kepler, Johann, lehrt die Sonnenfinsternisse besser berechnen 274
Klöster werden von Bauern zerstört 178
Klöster werden zu Schulen gemacht 225
Knüppeln der Spitzen wird erfunden 192
Komet der große 396
Krieg, des dreißigjährigen Verheerungen 291

L.

Landbau, der wird vervollkommnet 166
Leben, das menschliche, ist eine Schule . 8
Leopold I wird Kaiser 330
Lieder, geistliche, werden von Deutschen gemacht 364

Lies

Liederdichter, Wohlthäter der Deutschen S. 365
— merkwürdige 375
Linie, die, rüstet sich 3
Lucas Cranach ein großer Mahler 189
Luftpumpe, die wird erfunden 399
Luther macht sich um die Schulen verdient 219
Luthers Meinung vom Schulamte 230
Lützen, Schlacht bey 77

M.

Magdeburg verbindet sich mit Schweden 17
— wird bombardirt 18
— wird erstürmt und verheert 19
Mahler, große Deutsche 188
Maximilian von Baiern, gibt sein Land Preis 42
— will Oestreichs Partey verlassen 102
— schließt Waffenstillestand 142
Mundart, die Hochdeutsche, verbreitet sich und wird in Büchern gebraucht 361
Münzer, Thomas, schwärmt und rebellirt 175
— hält eine Rede 180
— wird hingerichtet 182

N.

Neumann, Caspar, ein Liederdichter 381
Neumark, Georg, ein Liederdichter 378
Normaljahr 150
Nördlingen, Schlacht bey 117
Nürnberg leidet große Noth 67

O.

Oberpfalz, die, kommt an Baiern 149
Officiere, vom Wein benebelt, werden Verräther 110
Opitz, Vater der Deutschen Dichtkunst 373
Oxenstierna vertritt Gustav Adolfs Stelle 91

Paracelsus, Theophrastus, ein Wunderdoctor S. 278
Perücken, die kommen in Deutschland auf 352
Pest in Deutschland 393 322
Pfalz, die erhält die achte Kurwürde 149
— von den Franzosen verwüstet 341
Philip, Landgraf hält eine Rede 181
Piccolomini bleibt dem Kaiser treu 111
Pommern kommt an Brandenburg und Schweden 154
Prag wird von den Sachsen erobert 46
Prager Friede 118

R.

Reichskammergericht, das, wird nach Wetzlar verlegt 342
Reichsstände, mehrere Protestantische, verbinden sich mit Schweden 13. 35
Reichsstände, mehrere Protestantische verbinden sich 14
Reichsstände haben Zwistigkeiten unter einander 328
Reichstag der beständige zu Regensburg 338
Religion, herrschende und geduldete 162
Rist ein Liederdichter 380
Rubens, Peter Paul, ein großer Mahler 190

S.

Sachs, Hanns, der Schuster, macht Verse 372
Sachsen die erobern Böhmen 45
Säculartsation der geistlichen Stifter 153
Scheiner, Christoph, entdeckt Sonnenflecken 390
Schulen, die alten werden verbessert und neue angelegt 218
Schwaben wird im 30 jährigen Kriege verheert 294

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/418

Schweden, die, finden einen Schatz 43
Seni, der Astrolog, prophezeyt 73
Singchöre entstehen 230
Sonne, ihre Bewegung wird entdeckt 390
Sonnenflecken werden entdeckt 388
Spee, ein Jesuite, nimmt sich der Hexen an 282
Spinnrad, das wird erfunden 193
Sprache, Veränderung der Deutschen 356
Städte, die Deutschen blühen 188
— Unruhen in einigen 330
Steuern, beständige, werden eingeführt 342
Storchschnabel, der wird erfunden 394
Sturm, Johann, macht sich um die Schulen verdient 259
Thüringen wird im 30jährigen Kriege verwüstet 298
Tilly ist grausam gegen Magdeburg 20
— verheert Sachsen 31
stirbt 41
Torstensohn dringt bis Mähren vor 134
— marschirt unerwartet nach Holstein 138
Trotzendorf macht sich um die Schulen verdient 232 257.
Tschirnhausen macht wichtige Erfindungen 406
Türken, die beunruhigen Deutschland 337
Universitäten, neue in Deutschland 223
Wallenstein verstellt sich 47
— rächt sich an den Kaiser und an den Schweden 53
— schafft eine Armee herbey 55
— übernimmt das Commando 59
— vertreibt die Sachsen aus Böhmen 60
— will die Schweden durch Hunger aufreiben 65
— verheert Franken, Thuringen und Sachsen 69

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/419

Wallenstein ist unthätig und wird verdächtig 20
— achtet des Kaisers Befehle nicht 98
— wird treulos 105
— wird ermordet 116
Welser, die Familie, wird berühmt 147
Wier, Johann, nimmt sich der Hexen an 281
Wilhelm, Landgraf, verbindet sich mit Schweden 29
Wrangel wird Oberbefehlshaber der Schwedischen Armee 141
— verwüstet Baiern 146

Druckfehler.

Seite 11. Zeile 6 von oben lies: Kaiserlichen fast aus.
— 25. — 6 v. oben: statt gegen lies: nach
— 38. — 11 v. oben: statt tödtlich l. gefährlich
— 190 — 4 v. unten: statt Silberarbeit l. Silberarbeiter
— 278 Z. 13 v. oben statt: Strasburg l. Salzburg.
— 325 Z. 9 v. unten statt: mancher l. Einer und Z. 8 statt Begebenheiten l. Begebenheit
— 331 — 2 v. unten statt: bedrohten l. drohten
— 367 — 6 v. unten statt: ihm l. ihn.
— 389 — 5 v. unten statt: Diesen beyden Männern l. Diese beyden Männer
— 391 — 4 v. unten müssen die Worte: bald in grosser, nur Ein Mahl stehen.
— 395 — 2 v. unten statt: öfterer l. öfter.
— 398 — 11 v. unten statt: Stirne l. Sterne.

Da die Leser des Boten aus Thüringen sich oft darüber beschweret haben, daß ihnen viele Bogen verloren gingen, so will ich sie künftig heften lassen, und nicht mehr wöchentlich sondern monatlich ausgeben, welches ihnen hoffentlich lieb seyn wird.

Der Bote aus Thüringen.

Mit diesem Blatte wird die Charte von Asien ausgegeben.

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/420

Charte von ASIEN

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/421

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/422

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/423

2 6 April 1988

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/424

Datum der Entleihung bitte hier e

SLUB DRESDEN
3 3358157

E 572

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/425

http://digital.slub-dresden.de/ppn33358157Z/426